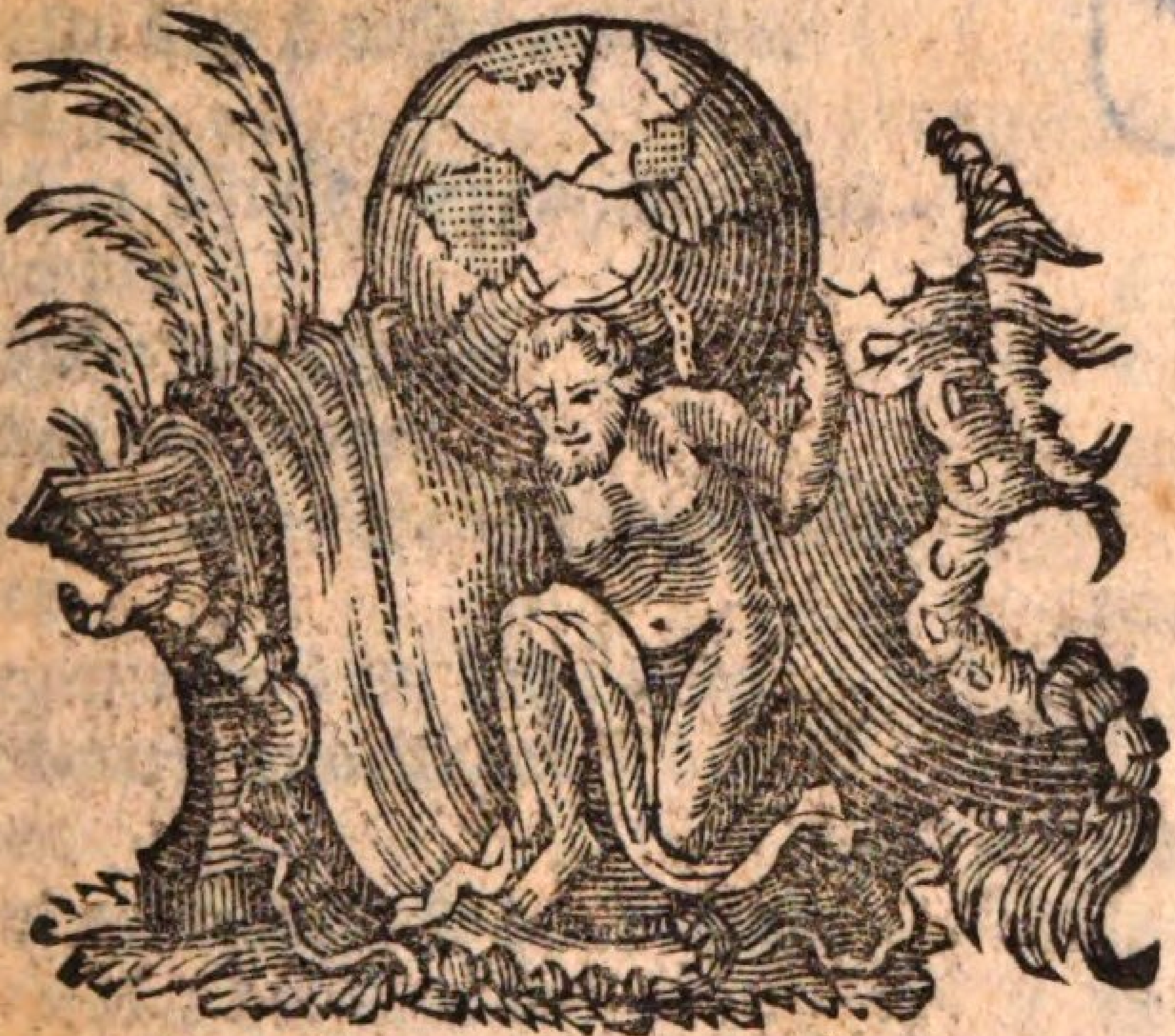
H. Sept. 68-2

264

Vn-1106 i

Neuere Geschichte der Polar-Länder.



Zweyter Theil.

Berlin
bey Christian Friedrich Voß 1778.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des zweyten Theils.

Art. VII. Lappland. Seite
§. 1. Beschreibung von Lappland. 1
§. 2. Von den Lappländern. 9
§. 3. Von ihren Wohnungen. 25
§. 4. Von ihrer Nahrung 31
§. 5. Wissenschaften und Künste der Lappländer 37
§. 6. Mechanische Künste der Lappen 45
§. 7. Märkte und Tauschhandel der Lappen. 60
§. 8. Mäßige Muße, Ergötzlichkeiten der Lappen 63
§. 9. Religion der Lappen 65
§. 10. Ehen der Lappen 93
§. 11. Geburt und erste Erziehung der Lappen. 104
§. 12. Regierungsform der Lappen 112
§. 13. Steuern und Abgaben der Lappen. 118
§. 14. Leichenbegängnisse der Lappen. 122
§. 15. Erbfolge der Lappen 140
§. 16. Naturgeschichte von Lappland. 141

Norwegen 188

Erstes Kapitel.

Geographische Beschreibung von Norwegen 189
Art. I. Eintheilung von Norwegen 190
Art. II. Mitternächtliches Norwegen 191
§. 1. Gouvernement von Drontheim. ibid.
§. 2. Gouvernement von Nordland. 193

Art.

Art. III. Mittägiges Norwegen S. 194
§. 1. Gouvernement von Bergen ibid.
§. 2. Gouvernement von Agger-hus 196
§. 3. Gouvernement von Bahus oder Schwedisches Norwegen 199

Zweytes Kapitel.

Himmelsstrich und Boden von Norwegen 200

Drittes Kapitel.

Ehemalige Bewohner von Norwegen 202

Viertes Kapitel.

Züge der Cimbrier und Teutonen 204

Fünftes Kapitel.

Religion, Sitten, Gebräuche, u. s. w. der Skandinarier oder der ehemaligen Bewohner von Norden 216
§. 1. Religion der Skandinarier. ibid.
§. 2. Aeußrer Gottesdienst 242

Sechstes Kapitel.

Von der Regierungsform und den Gesetzen der alten Skandinarier. 267
§. 1 Königswahl der alten Skandinarier 269
§. 2. Gerichtshöfe und Gesetze derselben 272

Siebendes Kapitel.

§. 1. Streitbegierde der Skandinarier 294

Sieben.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Siebenter Artikel.

Lappland.

§. 1.

Beschreibung von Lappland.

Lappland ist ein sehr weites, geräumiges Land; gränzt gegen Abend an die Norwegischen Gebürge: gegen Norden an das Eismeer, gegen Osten an das weiße Meer, und gegen Mittag an den Bothnischen Meerbusen. Dieß Land war den Alten unbekannt, sie begriffen das heutige Finnland und Bothnien unter dem Namen Serisinien und Biarmien. Diese Gegenden hielten sie für die mitternächtlichsten, und glaubten nicht, daß darüber hinaus noch Länder lägen.

Sein Umfang war den Alten unbekannt.

Herodot sagt in seinem vierten Buche, daß man durch diese mitternächtliche Gegenden nicht durch könnte, sie sogar nicht ein-

einmal sehen könnte, weil eine so ungeheure Menge Federn Luft und Erde anfüllten; welches er von den Einwohnern selbst erfahren hatte; er setzt aber an einem andern Orte hinzu, es sey wahrscheinlich, daß sie große Schneeflocken für Federn gehalten hätten.

Woher es den Namen erhalten.

Erst vor sechs Jahrhunderten gab Saxo Grammatikus diesem Lande den Namen Lappland; das Wort Lapp bedeutet in der Landessprache einen Verbannten. Die Lappen, die Finnland verlassen hatten, flüchteten sich in eine mehr nach Norden belegnen Landschaft, und eben daher wurde sie **Lappland** genannt, das ist, das Land der **Verbannten.**

Wie es eingetheilt wird.

Ganz Lappland wird gemeiniglich in drey Theile getheilt. Der allerbeträchtlichste, der vom vier und sechzigsten Grad anfängt, und mit dem zwey und siebenzigsten sich endet, gehört dem Könige von Schweden. Seine Länge beträgt zweyhundert französische Meilen, und die Breite hundert und zwanzig bis hundert und dreyßig.

Der zweyte Theil, der von Dännemark abhängt, ist unter der Provinz Nordland begriffen, und die Einwohner nennen sich Finnlappen; sie kann wohl hundert Meilen in der Länge betragen, und funfzig in der Breite. In diesem Theile Lapplands

lands befindet sich Warenger, ein Hafen, den Engländer und Holländer stark besuchen, und das Pelzwerk kaufen, das die Lappen dort hinbringen.

Der dritte Theil, der dem Zaar gehört, heißt das Rußische Lappland, hat ungefehr sechshundert Werste in der Länge, und vierhundert in der Breite; das will sagen, ungefehr hundert und sechzig Meilen in der Länge, und hundert in der Breite.

Wir wollen hier nicht die besondere Geschichte von diesen verschiednen Theilen Lapplands liefern, sondern eine allgemeine Beschreibung von dem ganzen Lande, das unter diesem Namen begriffen ist, so wie von seinen Einwohnern, und dabey bloß die verschiednen Gebräuche beobachten, die theils daher entstehen, weil sie sich unter verschiedner Herren Botmäßigkeit befinden, theils verschiednen Religionen, denen sie zugethan sind.

Himmelsstrich.

Lapplands Lage macht den dortigen Winter sehr lang, und die Kälte überaus strenge; binnen drey Monaten läßt sich dort die Sonne nicht am Horizonte blicken; indeß kann man durch eine kurzwierige Dämmerung, die Morgens und Abends sich einstellt, die Sonne auf und untergehn sehn. In den langen Nächten verbreiten Mond und Sterne und der öftere

heitre Himmel eine solche Helle, daß man seine Arbeiten wie am lichten Tage verrichten kann. Man reiset, kurz man liegt seinen auswärtigen Angelegenheiten ob, wie zu einer andern Zeit.

Berge. Das ganze Land ist voller hohen Gebirge, die beständig mit Schnee bedeckt sind. Die höchsten sind die, die Lappland von Norwegen trennen, man nennt sie Felices.

Schnee. Die Winde, die in Lappland sehr heftig wehen, bringen manchmal eine so ungeheure Menge Schnee mit, daß man sich, wenn einem das Wetter unterwegs befällt, nicht anders bergen kann, als man legt sich auf die Erde, wickelt sich in seinen Mantel, und läßt das Wetter vorüber toben, setzt alsdenn seinen Weg fort. Sobald der Winter anfängt, pflanzt man sorgfältig Pfähle oder Tannenzweige, um den Weg zu bezeichnen, der an bewohnte Oerter führt; ohne diese Vorsicht würde man sich nirgends hinfinden können. Manchmal ist dort ein so dicker düstrer Nebel, daß die Reisenden ganz erblindet, an einander anlaufen.

Die strenge Kälte verwandelt alles in eine feste Pläne. Bäche, Flüsse, Seen, die zehn, zwanzig, dreyßig Meilen im Umfange haben, sind in den acht Wintermonaten zugefroren. Da sie nachher auch

zuge=

zugeschneit werden, so entsteht eine Ebene von gar weitem Umfange, die in einem Stück fortläuft; ein gar trauriges Einerley.

Der Sommer ist eben so ausnehmend warm, als kalt der Winter. Weg ist Schnee und Eis im Junii; die Vögel singen, das Gras keimt empor; die grünenden Felder, durch schöne Ströme bewässert, und von Seen durchschnitten, geben den heitersten, lachendsten Anblick. Der Sonnenschein ist fast beständig im Sommer; verbirgt sich ja die Sonne einmal, so währt es doch nicht lange. Sie brennt alsdenn so heftig, daß ein Mensch auf einem Steine, den sie beschienen, nicht barfuß stehen kann; deshalb gehn auch die Lappländer im Sommer stets in Strümpfen und Schuhen. Sommer.

Gewitter giebt es in dieser Jahrszeit ziemlich häufig; und diese Gewitter thun gewaltigen Schaden. Gewitter.

Sommer und Winter folgen dort digt auf einander. Man sieht mit Erstaunen Kräuter, und kleine Bäume mit Blättern an Orten, die einige Tage zuvor mit Eis und Schnee bedeckt waren.

Das ganze Land ist entweder sehr steinicht, oder sehr feucht; die große Menge Seen, Flüsse und Bäche, die es bewässern, machen den Boden an manchen Erdboden.

Orten so weich, daß er sich unter den Füssen senkt, und man jeden Augenblick ganz zu versinken besorgt; auch giebt es dort nur sehr wenig urbares Land, bloß etwa im mittägigen Theile und um Pello herum, und an den Ufern des Bothnischen Meerbusens, wo man Gerste, Rocken und etwas Hopfen einerndtet; auch trift man dort viele und gute Weyde an.

Waldungen. Am Fuße der Berge, die Lappland von Norwegen absondern, findet man große und sehr lichte Waldungen, die durch eine ausnehmende Menge Seen und Sümpfe durchschnitten sind.

Flüsse. Scheffer zählt sechs beträchtliche Ströme in Lappland, die sechs Provinzen, oder Landvoigteyen ihren Namen geben, unter welchen ganz Schwedisch Lappland begriffen ist. Diese sechs Landvoigteyen liegen von Süden nach Norden.

Angermannland-Lappmark, wo Aosola liegt, die beträchtlichste Stadt, oder vielmehr der beträchtlichste Wohnplatz in diesem Distrikte.

Alle Stådte Lapplands, diejenigen ausgenommen, die Seehåfen haben, verdienen höchstens den Namen eines kleinen Dorfs. Es sind zehn, zwölf zusammenstehende Gebåude aus Båumen gemacht, und mit Birkenrinden bedeckt. Einige

dienen

dienen zu Kirchen, andere zu Schulen; in noch andern wohnen die Pastoren, und die Kirchenbedienten. Manchmal schlagen auch reiche und echtchristliche Lappländer ihren Wohnplatz bey diesen Gebäuden auf. Das all stellt denn eine Lappländische Stadt vor.

Athma, Lappmark, die zweyte Voigtey, worin Licksala und Loisby liegen.

Pithea, Lappmark, darin liegen Arieplogs oder Ariern-furg u. s. w.

Lulea, Lappmark, worin sich Lulha befindet.

Turnea, Lappmark. Diese Voigtey ist die beträchtlichste, und erstreckt sich vom Polarzirkel bis zum Meere.

Und Kimi, Lappmark.

Diese Hauptgouvernements von Lappland sind wieder in verschiedne andre kleine Kantons getheilet.

Außer diesen Strömen findet man daselbst eine große Menge Flüsse, Bäche, viele sehr fischreiche Seen und Sümpfe; da aber dieß Land sehr ungleich und gebirgigt ist, so giebt es dort ungestüme Wasserfälle, die an manchen Orten den Schiffenden schwer zu übersteigende Hindernisse in den Weg legen; an andern Orten sind sie so beschaffen, daß man gar nicht vorbey kann.

Scheffer. Lappland hat auch sehr gute Brunnen und Wasserquellen, die im Sommer etwas höchst erfreuliches sind. Bey Licksala befindet sich eine Quelle, die sich in drey Bäche theilt, der eine fließt nach Osten, der andere nach Westen, und der dritte nach Norden. Die Schweden bedienen sich dieses Wassers für das Zahnweh. Es hat die besondere Eigenschaft, nie zu zufrieren, wenn man es gleich in einem Geschirr an die Luft stellt.

Der Lappländische Boden ist nicht allenthalben derselbe. Die große Feuchtigkeit in manchen Gegenden, die Menge Steine und Sand an andern, verursachen daselbst eine Unfruchtbarkeit, der gar nicht abzuhelfen ist. Im Sommer, zumal in denen an Norwegen gränzenden Orten, bringen stürmische Winde, große Sandwirbel von den Felices heruntergeführt, die sie allenthalben herumstreuen, und dadurch nicht wenig Unbequemlichkeiten verursachen. Es trägt sich oft zu, daß wenn viel Sand auf Schneegebirge gewehet worden, und sich eine leichte Kruste von Eis darüber gesetzt hat, die Reisenden dadurch getäuscht werden, und in große Gefahr gerathen. Die Eiskruste bricht, und man sinkt bis auf den Erdboden ohne Rettung herunter.

Ob es gleich in Lappland Städte giebt, als z. B. Pithea, Lulla, Waranger, Vardhus, Kola, so wollen wir sie hier nicht beschreiben, weil sie von policirten Finnen, Dänen oder Russen bewohnt sind, und wir nur bloß die Geschichte der Lappen, die in hin und her zerstreuten Hütten wohnen, zu liefern uns vorgenommen haben.

§. 2.

Die Lappen.

Die Meinungen, über den Ursprung dieser Völker, sind getheilt. Einige leiten ihn von den Tartarn her, andre von den Finnländern. Wenn man aber Tartarn und Lappländer untersucht, so sieht man, wie wenig sie sich an Neigungen und Sitten gleichen. Jene sind kriegrisch, beherzt, immer im thätigsten Leben; diese feige, muthlos, führen ein wahres Schlaraffenleben. Eben so wenig Aehnlichkeit haben ihre Sprachen mit einander; man wird darinn nicht die geringste Uebereinstimmung finden. Ihr Ursprung.

Nicht so, wenn man die Lappen mit den alten Finnen vergleicht. Sie sind sich an körperlicher Bildung und an Geist und Neigung so ähnlich, daß man nothwendig glauben muß, daß erstere von letztern herstammen. Das Gemälde, das Tacitus von den Finnen aufstellt, kann noch auf

die heutigen Lappen passen; alle die Gebräuche, deren er bey jenen Völkern gedenkt, gehn noch gröstentheils bey den Lappen im Schwange, wofern nicht der Verkehr mit andern Völkern neue und ihren Voraltern unbekannte Gebräuche eingeführt hat.

Gegen Ende des eilften Jahrhunderts muß man den Ursprung der Lappen fest setzen. Einige Finnländische Familien, da sie sahen, wie sehr ihr Land von Steuern belästigt, und von den Kriegen verwüstet wurde, die Erich der neunte dort führte, um die Einwohner sich unterwürfig zu machen, und zum christlichen Glauben zu bekehren, so verließen sie Finnland, und setzten sich an den äußersten Grenzen des Bothnischen Meerbusens feste. Unmerklich verbreiteten sie sich in allen mitternächtlichen Gegenden bis an die Meeresufer hin. Ueberdieß hatte König Erich bey der Einführung der christlichen Religion in Finnland befohlen, daß alle diejenigen verbannt werden sollten, die sich weigern würden, sie anzunehmen. Daher gaben ihnen eben die dort gebliebnen Finnländer zu der Zeit den Namen Lapp. Lapp, oder Lappländer ist noch heutiges Tages ein Schimpfwort für diese Völkerschaft, die sich Sabmienladti unter sich nennt.

Die

Die Lappen sind sehr klein, nicht über fünftehalb Fuß hoch. Hr. von Maupertuis sagt in seiner Reisebeschreibung, es sey ihm vorgekommen, als wenn die Lappen, in Pausch und Bogen genommen, nur einen Kopf kleiner wären, wie wir; die Reisebeschreiber hätten die Kleinheit dieser Nation übertrieben, ihre Häßlichkeit hätten sie aber nicht um einen Zug übertreiben können. Ihr Kopf ist dick, das Gesicht breit und glatt, die Nase geplätscht, die Augen blau, klein, hohl und triefend, der Mund sehr groß, die Backen außerordentlich pausend, der übrige Theil des Gesichts sehr schmal, und der Bart ziemlich dünn, und über die Brust herabhängend. Alle die übrigen Gliedmaaßen richten sich nach der Dicke ihres Körpers. Arm und Bein sind sehr dünn, die Füße klein, die Haare hart, platt und sehr kurz; die Farbe ihres Haupthaars, so wie ihres Barts, ist schwarz; ihr Körper mager, gekrümmt und eckelhaft; ihre Gesichtsfarbe bleich, von der Sonne verbrannt und röthlich, so wie der Körper. So häßlich die Lappländer sind, so stark sind sie. Schilderung von den Lappen.

Die Lappländerinnen, ohne Schönheiten zu seyn, sind nicht völlig häslich. Sie haben, wie Scheffer sagt, eine natürliche lebhafte Farbe, mit Weiß vermischt, die sie ganz artig kleidet; indeß sagt Renard wären

wären ihre Züge von den Männern ihren wenig unterschieden, und wenn man unter ihnen einige leidliche Gesichter anträfe, so wären das doch nur immer Lappländische Schönen, und setzt hinzu, daß diese Menschenart ihm die Mittelstufe zwischen Menschen und Affen gar treflich auszufüllen schiene.

Ungeachtet dem Gemälde, das wir nach Renard, Scheffer und Hrn. von Maupertuis, von diesen Völkern gegeben, muß man nicht schlüßen, daß es der ganzen Nation anpaßte. Alle diese drey Schriftsteller scheinen vom Besondern aufs Allgemeine geschlossen zu haben. La Motraye, der fast alle Vogteyen von Lappland durchgereißt ist, besuchte eine große Anzahl Familien, und führt an, daß er sehr schöne Männer gesehen, und noch mehr niedliche, wohlgemachte, lustige, lebhafte, fröhliche weibliche Geschöpfe, von schöner Haut und feuerreichen Augen; man kann sogar schlüssen, daß er mehr hübsche, als häsliche gefunden.

Tracht der Lappen.

Die Tracht der Lappländer ist nach der Jahreszeit und ihrem Vermögen verschieden. Im Winter tragen sie eine Art Rock wie einen Sack gemacht, und sehr enge Hosen, die bis auf die Fersen herab sinken. Diese Kleidungsstücke sind von Rennthierfellen verfertigt, deren rauhe Seite inwen-

inwendig gekehrt ist; der Rock geht ihnen nicht weiter als bis an die Kniee; er ist auf die Hüften zurückgeschlagen, und wird durch einen ledernen Gürtel befestigt, der mit kleinen Knöpfen geziert ist, die bey den Armen von Zinn, bey den Reichen aber von Silber gemacht sind. An diesem Gürtel hängt ein Messer in der Scheide, ein Beutel, der mehr lang denn breit ist, ein ledernes Säckchen, und ein Futteral, worin Nähnadeln und Zwirn. Die Messerscheide besteht aus gegerbten Rennthierfelle mit zinnern Drathe zusammen gezogen, und mit eben dem Drathe gestickt. Der Beutel ist von unbearbeitetem, annoch haarichtem Felle, mit einem rothen Zeuge überzogen, das auch mit Zinn gestickt ist. Sie tragen in diesem Beutel einen Feuerstein, der gemeiniglich aus einem Stück Krystall besteht, ein Stückchen Stahl und Schwefel, um Feuer anschlagen zu können, wo sie sich auch befinden. Auch führen sie in diesem Beutel ihren Taback und andre Sachen von wenigem Belange mit sich. Der kleine Sack ist so verziert wie der Beutel, und birnenförmig gestaltet, in selbigem verwahren sie ihr Geld und ihre größten Kostbarkeiten. Ihr Nadelfutteral hat eine sonderbare Gestalt. Das Nadelkissen besteht aus einem dreyeckten langen, und an den Enden abgeschnittnen Stück Zeug, das mit einem Endchen Fell ausgefüttert ist,

worin

worin sie ihre Nadeln stecken. Das Futteral hat eben die Gestalt, nur ist es dicker und stärker, mit rothen und andern farbichten Tuche überzogen, und mit zinnernen Drahte durchstickt. Das Nadelkissen hat beynahe die völlige Gestalt eines Blasebalgs, dessen beyde äußerste Enden in ihrer ganzen Breite geöfnet sind; durch die größte Oefnung wird das Kissen hereingesteckt, das an der andern Oefnung nicht herausfallen kann, weil daselbst ein kleiner Riemen durch gezogen, wodurch es am Gürtel befestigt wird; an diesem Riemen schiebt man das Futteral auf und nieder; herauf, wenn es soll hängen, nieder, wenn man es abnehmen will. In Frankreich giebt es eben dergleichen Futterale, die man Catriolets oder Souflets nennt.

Außer allen diesen Sachen hängen noch kleine meßingene Ketten, und eine große Menge meßingner Ringe daran. Auf ihrem Kopfe haben sie eine runde Mütze, beynahe wie die unsrigen gemacht, gewöhnlichermaaßen ist sie von rothen Zeuge; einige haben welche von weißen Fuchshaaren, die beynahe wie gestrickte Strümpfe gesponnen und verarbeitet sind. Bemittelte Personen haben einen Brahm von Marder- oder Fuchsfell um diese Mützen. Auf der Jagd und auf der Reise tragen sie eine andre Art Mützen; sie hängen ihnen bis auf die

die Schultern herab, und hüllen ihren Hals und Kopf hinein, so daß sie nur vorwärts eine ziemlich kleine Oefnung zum sehen behalten. Sie tragen Stiefeln und Handschuh von rauhen Rennthierfellen.

Ihre Sommerkleider sind völlig wie ihre Winterkleider zugeschnitten, bestehen aber nicht aus Fellen, sondern aus grobwollnen und ungefärbten Zeugen. Die Kleider der Reichen sind aus feinerm Zeuge gemacht, und vielfarbigt, meistentheils aber roth, schwarz niemals, denn der Farbe sind sie nicht gut.

Ihre Sommermützen bestehen aus dem Vogel Loom, den sie mit Haut und Haar, Kopf, Flügeln und Krallen (ausgewendet versteht sich), so geschickt um ihrem Kopf herum zu winden wissen.

Die Schuhe, die sie im Winter haben, tragen sie auch im Sommer; sie bestehen aus rauhen Rennthierfellen; jeder macht sie sich selbst ganz schlecht weg. Sie laufen vorwärts sehr spitz zu, werden mit einem ledernen Riemen drey, viermal um das Bein gewunden, damit sie fest sitzen; wodurch sie mit plump gemachten Halbstiefeln Aehnlichkeit bekommen. Manchmal stafieren sie sie mit rothen oder andern Zeuge aus, und nehmen zur Sohle, die aus zwey Stücken besteht, die glatte Seite des Fells, weil sie sonst nicht würden fortkommen können.

nen. Sind die Schuhe zu breit, so verzieren sie sie mit einem feinen Moose, wovon wir nachher sprechen wollen.

Im Sommer besteht die Weibertracht aus einem zeugnen, bis auf die Fersen herabreichenden Rock, der vorwärts gefaltet ist. Ihr Gürtel ist breiter, als der männliche, und niedlicher ausgeschmückt. Es sind auf selbigem Bluhmen, Sterne, und kleine Vögel auf kleinen silbernen und zinnernen Platten ausgeschnitzt, die so dicht an einander gefügt sind, daß man diesen Gürtel für eine maßive Stückerey von Silber oder Zinn halten sollte; an selbigem hängen viele meßingene Ketten. An der einen befindet sich das Messer und seine Scheide, an der andern der Beutel, an der dritten das Nähnadelkissenfutteral, und eine Menge meßingner Ringe. Diese Zierrathen wiegen öfters über zwanzig Pfund; sie hängen nicht zur Seite, wie die Uhr bey den Europäerinnen, sondern gerade vorne. Wenn sie gehen, schauckelt die ganze Wirthschaft hin und her, und macht ein Geklimper, das ihnen sehr behagt; sie sind sogar überzeugt, daß das ihre Schönheit und ihren Staat in ein helleres, schöneres Licht setzt. Ihren Busen bedecken sie mit einer Art Respektuese oder Palatine von rothen Zeuge, Kraka genannt, ganz mit kleinen dicht neben einander stehenden Knöpfchen be-

bedeckt, und mit kleinen herumbaumelnden Silber- und Kupferblättchen. Der Ausschnitt des Rocks am Busen herunter ist auch mit drey Reihen von diesen Knöpfchen verziert. Ihr Kopfputz ist sehr simpel; besteht aus einem oberwärts platten, und auf den Seiten runden, rothen Käppchen, das Ohren und Haare bedeckt; sie streichen solche sehr sorgfältig unter das Mützchen. Das ist bey den Rußischen Lappländerinnen nicht Brauch; diese flechten ihre Haare und lassen sie die Schultern nachläßig herunter fallen.

An den Tagen, wo die Lappländerinnen in all ihrem Glanze erscheinen wollen, als an Festtägen, Hochzeiten, Meßzeiten, haben sie ihre Hauben mit einem leinwandtnen Strich eingefaßt. Sie haben Strümpfe ohne Füßlinge, die ihnen die Beine und die Schenkel bedecken, und Schuhe, wie der Männer ihre.

Im Winter tragen sie sich fast völlig wie die Männer, haben Rock, Hosen und Stiefeln an von rauhen Rennthierfellen, und große Mützen, die ihnen Kopf und Hals verhüllen.

Außer diesen verschiednen Trachten haben sie noch eine, die beyde Geschlechter tragen, und zumal im Sommer, bey ausserordentlichen Gelegenheiten auf der Jagd beym Fischfange und Veränderung der

Wohnung. Sie besteht aus glatten Fellen, Hosen und Strümpfe sind aus einem Stück. Man ist darin vor Mückenstichen gesichert.

Ueberhaupt genommen, sind die Lappländer insgesammt aberaläubisch und feige. So bald sie einige Schiffe sich ihren Küsten nähern sahen, oder einen Fremden, selbst nur dessen Fußstapfen gewahr wurden, flohen sie davon.

Karakter der Lappen.

Ob gleich die andern dem Könige von Schweden gehörigen und an Lappland gränzende Länder diesem Monarchen Truppen liefern, so hat doch Lappland ihm nie einen Mann gestellt. Umsonst versuchte Gustav Adolph ein Regiment Lappländer unter seiner Armee zu haben; sie sind viel zu sehr Memmen, haben zu großes Heimweh, werden krank, sobald sie außer ihrer Heymath sind, und sterben, wenn sie nicht bald wieder zurück können. Es scheint ihnen bloß ihre strenge Landesluft zu bekommen, jede gelindere ihnen schlechterdings nachtheilig zu seyn. Stenon, Prinz von Schweden, übersandte dem Herzog Friedrich von Hollstein ein neuverheirathetes Lappländisches Paar, sammt sechs Rennthieren. Mann und Frau starben wenig Tage nach ihrer Ankunft in Hollstein, und ihre Rennthiere überlebten sie nur wenig Tage.

Bey ihrer großen Feigheit besitzen diese Völker noch ein Mistrauen und eine Treulosigkeit sonder gleichen; um ihres Feindes Untergang zu bewirken, wenden sie alles an; durch Zauberkünste glauben sie ihren Rachdurst am besten befriedigen zu können. Sie setzen insgeheim alle Triebräder dieser Kunst, die sie für die sichersten halten, in Bewegung, um ihren Gegner so ganz sacht und im Stillen über die Seite zu schaffen.

Sie sind hartnäckig, stürmisch, lügnerisch, spitzbübisch, aufgeblasen und melancholisch; wenn sie einmal aufgebracht sind, hält es schwer, sie zu besänftigen. Die Weiber gehn in ihrem Zornmuthe aufs Aeußerste, werfen sich wütend auf den Beleidiger, schlagen in vollem Schimpfen so lange auf ihn zu, als es ihre Kräfte zulassen; kurz, wenn sie in Harnisch sind, schonen sie sich so wenig, daß sie die Gesetze der Schaam und der Ehrbarkeit aufs unziemlichste schänden.

Die Nation scheint überhaupt der Unzucht und Geilheit sehr ergeben. Der beständige Aufenthalt der Junggesellen bey den Mädchen, breitet das lüderliche Leben immer weiter aus, und die Unfruchtbarkeit der Lappländerinnen begünstigt ihren strafbaren Umgang sehr.

Trägheit gehört auch zu den allgemeinen und fast nicht auszurottenden Lastern

der Lappländer; nur Hunger oder Noth kann sie aus ihrer Hütte auf die Jagd oder zum Fischfang treiben. Da sie auf Brandtewein begierig sind, so ist das ein Mittel, wie man sie zur Arbeit spornen kann. In der Trunkenheit sind die Männer sehr gefährlich; finden Vergnügen daran, andre Nationen durch übermüthige Höhnereyen und beißende Schmähungen weydlich zu schrauben. Alsdann tritt Tolldreistigkeit, wilder Muth an die Stelle ihrer natürlichen Feigheit. Sie zanken sich herum, fallen auf einander los, wie die Doggen, denn daran begnügt sich nicht die Wuth des Ueberwinders, dem Gegner eine ungefähre Wunde beygebracht zu haben. Wenn die Dünste des Brandteweins verflogen, sind es wieder die schüchternen, hasenherzigen Kerls, die beym Anblick eines Fremden angst und bange werden, und davon laufen.

Haben die Lappländer Untugenden, so haben sie auch schäzbare Eigenschaften; sie verabscheuen den Diebstahl; ein jeder kann unter ihnen das Seinige ruhig genießen, ohne Besorgniß, daß es ihm weggenommen wird. Die Kaufleute decken ihre Waaren bloß vor dem Schnee zu, und lassen sie so mitten in den Wäldern liegen, ohne was Arges weiter dabey zu besorgen.

Hauptsächlich haben sie viel Menschengefühl, werden nie den Elenden mit Ver-

spre-

sprechungen abspeisen, sind gleich mit Thathülfe bey der Hand, lassen niemanden unerhört von sich. Oft giebt ein Reicher den Armen seiner Nation ein Jahr lang, und noch viel länger Dach und Fach nebst Kost.

Gastfreyheit üben sie aufs strengste aus, erstrecken sie sogar über Fremde und Reisende, empfangen sie mit solcher ersichtlichen Wohlmeynheit, mit solcher Herzlichkeit, daß man sie nicht genug bewundern kann; schaffen alle nöthige Lebensmittel und Erquickungen mit so vieler Sorgfalt herbey, als wenn sie dafür bezahlt würden. Nichts kostet sie weniger als ein Schwur. Wenn sie etwas bekräftigen wollen, bedienen sie sich der stärksten Verwünschungen. Will ein Lappe schwören, so zieht er sich ganz nackend aus, und sagt: Alle Teufel sollen ihn, sammt Weib und Kind und Rennthieren holen, wenn das nicht wahr ist, was er gesagt hat.

Sie sind von Natur melancholisch, und ihr Gehirn zur Erzeugung sehr verdrüßlicher Träume gestimmt. Die Schutzgeister bilden sie sich ein, raumen ihnen im Schlafe eine Menge Heimlichkeiten zu. Man sieht sie öfters auf der Erde im Schlafe liegen, und doch aus voller Kehle singen; manchmal weinen sie und schreyen auf eine so sonderbare Art, daß man glauben sollte, es heulten Wölfe.

Krankheiten der Lappen. Die Lappländer kennen nur wenige Krankheiten; wissen nichts von Arzeneykunst und Wundarzeneykunst. Die epidemischen Krankheiten, ansteckende Luft und pestilentialische Fieber verlieren, unter einem so kalten Himmelsstriche gar bald ihre Bösartigkeit. Die Pest wurde durch einige Steine Hanf ins Land gebracht, die aus einem durch diese Seuche verwüsteten Ort kamen; allein diese Krankheit griff blos die Weiber an, die diesen Hanf zubereitet und gesponnen hatten.

Scheffer.

Aus den wenigen Arzeneyen, deren sich die Lappländer bedienen, kann man auf die geringe Anzahl ihrer Krankheiten schließen. Drey oder vier Arten Arzeneymittel machen ihre ganze Apothekerkunst aus. Nichts einfacheres, leichteres, als die Art, wie sie diese Mittel gebrauchen. Die Natur scheint ein Vergnügen daran zu finden, diese simpeln Medikamente zu begünstigen; selten ist ein Lappe lange krank. Gegen alle innere Krankheiten bedienen sie sich eines Getränks, das sie aus einem gewissen Moose machen, und Jerth nennen; fehlt es ihnen an diesem Moose, so behelfen sie sich mit der Angelickenwurzel, die sie roh essen, oder mit dem Schafte dieser Wurzel, den sie mit Rennthiermilch abkochen. Dieß Dekokt ist für sie die heilsamste Arzeney.

Wenn ihnen irgend ein Theil ihres Körpers wehe thut, wenn sie Zahnweh, Kolik oder Seitenstechen haben, sammeln sie den Staub, der sich in den Ritzen der alten Birkenstrunke befindet, drehen daraus ein Kügelchen von einem halben Zoll, legen es auf den kranken Theil, und zünden es an. Allmählich greift das Feuer die Haut an, verbrennt sie sowohl, wie die Spannadern; ein gar heftiger Schmerz anfänglich, der aber nach und nach vertobt, und ein bloßes leichtes Kitzeln nachläßt. Diese brennende Zugpflaster nimmt man nicht, läßt sichs darauf verzehren, alsdann fällt es von selbst ab. Das Geschwür, das durch diese Brandwunde entstanden, schließt sich in Kurzen von selbst zu, und das Uebel ist aus dem Grunde geheilet. Man sieht oft im Gesicht, an der Stirn und den Kinnbacken der Lappen große Narben, die aus dem Gebrauch dieser beizenden Mittel entstehen.

Für Wunden und ofne Schäden haben sie kein ander Pflaster, als den Harz, der von den Tannen herabträufelt; daraus machen sie Pflaster, die sie auf den schadhaften Ort legen. Der Rennthierkäse dient ihnen statt des besten Wundbalsams, statt einer Panazee; sie gebrauchen ihn für alle Krankheiten. Ist ihnen ein Glied erfrohren, so legen sie Käseschnitten darauf, und

 ver-

verspüren gar bald Lindrung. Diese Völker haben noch eine andre Art, sich dieses Käses zur Linderung ihrer Schmerzen zu bedienen. Sie durchboren ihn mit einem glühenden Eisen; die Hitze löst seine öllichten Theile auf, und es tröpfelt eine Art Oel heraus, womit sie sich entweder einreiben, oder das sie hinterschlucken, je nachdem ihre Krankheit beschaffen ist. Dieß Mittel schlägt aufs schleunigste und glücklichste an.

Dieser Käse in Milch gekocht, ist eine Hauptarzeney für innre Krankheiten; stärkt die Brust, benimmt den Husten, heilt den Magen und die Lunge wieder aus.

Da diese Leute das vorzügliche Glück haben, von wenig Krankheiten zu wissen, so erreichen sie fast durchgängig ein hohes Alter, und wissen in selbigem von dem ganzen Heere von Schwachheiten nichts, das gemeiniglich unsern Greisen alles Mark noch vollends aus den Beinen saugt. Viele Schriftsteller sagen, diese Völker würden insgesammt hundert Jahre und drüber. Es scheint aber, als ob ihr Körper geschwächt, ihre Lebenskraft aufgetrocknet sey. Scheffer sagt, es stürben ihrer viele im siebenzigsten Jahre.

Die Lappländer haben nur ein Gebrechen, und das ist das Erblinden, woran Schnee und Rauch Schuld sind. Die

Greise,

Greise, die ihr Gesicht nicht eingebüßt, sind so leicht auf den Füßen, so munter wie Jünglinge, und daher sehr schwer von ihnen zu unterscheiden. Sie laufen über die Berge, durch die Wälder, thun alles, was jene thun. Ritter Linäus will zwey Lappländische Greise gesehn haben, die herumschäkerten wie die Knaben, und so ganz ohne alle Mühe die Beine auf die Schultern nahmen. Das Haar der Greise wird nicht grau, und der Unterschied daher um so schwerer.

§. 3.

Wohnungen der Lappen.

Seit 1600, da Karl der sechste, König von Schweden, wie wir weiter oben gedacht, Lappland unter alle seine Einwohner theilte; sind sie genöthigt gewesen, sich in denen ihnen angewiesenen Stücken Landes vor beständig aufzuhalten; die Bedürfniß, Lebensunterhalt für sich und ihre Rennthiere zu finden, hat sie genöthigt, den Ort ihres Aufenthalts oft zu verändern. Zur Zeit des Fischfangs wohnen sie in dem ihnen behörigen Kanton, wo es am reichlichsten Fische giebt; wenn die Zeit zum Jagen kömmt, bewohnen sie das Land, das hierzu am tauglichsten ist; zugleich sorgen sie für Weyde für ihre Rennthiere. Indem sie so eine Zirkellinie das ganze Jahr hin-

durch mit ihren Wanderungen beschreiben, verzehren sie nach und nach alle Produkte des Landes, was sie inne haben, und je weiter sie sich von dem Punkte entfernen, von welchem an sie den Zirkel zu beschreiben begonnen haben, je stärker wächst alles wieder hervor.

Was die Lappen anlangt, die in den Wäldern hausen, und auch ihre Wohnungen an den Ufern der Flüße und Seen aufgeschlagen haben, so treffen sie die Einrichtung, daß diejenigen, die sich auf den Fischfang legen, sich an den Ufern bald dieses, bald jenes Sees und Flußes niederlassen müssen; und die sich mit der Viehzucht beschäftigen, treiben im Sommer ihr Vieh auf die Felices zur Weyde, und kehren im Winter in die Wälder zurück, wo sie sich alle zusammen finden.

Wegen dieser herumirrenden Lebensart können die Lappen keine recht dauerhafte Wohnungen haben. Man findet bey ihnen zweyerley Arten Hütten. Die Sommerhütten bestehn aus vier Stangen von zwölf bis funfzehn Fuß hoch, durch welche oberwärts vier kleine Balken gezogen sind, die sie mit einander verbinden. Die Stangen laufen oberwärts spitz zu, wodurch das Gebäude Pyramidalfigur bekömmt. Die Queerstangen unterstützen eine Menge andrer, die in der Erde stehn, und die Hüt-

Sommerhäuser.

ten-

tenwände vorstellen; sie sind mit grober Leinewand überzogen, damit die Einwohner vor Regen und stürmischer Witterung gesichert sind.

Die zwar eben so kunstlos erbauten Winterhütten sind doch fester gebaut, und besser bedeckt. Die Lappen bedienen sich zu selbigen Bäume, die sie in einem Zirkel dicht neben einander gepflanzt haben; oberwärts sind sie nicht so zusammen gebogen, daß der Rauch nicht durch könnte. Einige von diesen Wohnungen sind rings um mit Planken, Baumästen, Birkenrinden, wohlgegerbten Leder, oder sehr dicht auf einander gelegten Rasen bedeckt, und die Oefnungen mit Moos wohl verstopft. Diese Häuser gehören den Reichen zu, die nach Verlauf einiger Zeit nach ihrem ehmaligen Wohnplatz wieder zurückkehren. Die Armen erbauen sich bey jeglicher Ortsveränderung eine neue Wohnung, die gemeiniglich eine armselige Hütte ist, welche aus etlichen Stangen besteht, über die etliche Lumpen oder Thierfelle ausgespreitet sind; durch welche Wind und Kälte noch häufig genug hereindringen kann. Wenn die Reichen fortziehn, nehmen sie bloß die Decke von ihren Häusern mit; in einer Viertelstunde hat eine Familie von acht bis zehn Personen alles Hausgeräth zusammen gepackt, und mit der grösten Hurtigkeit auf

Winterhäuser.

auf ihre Rennthiere geladen, und führt sie nun nach der Gegend, die sie nun bewohnen wollen. Dort werden diese Thiere abgepackt, ein Zelt aufgeschlagen, und in weniger als einer Stunde steht fix und fertig das neue Gebäude da, worin man sich so wohl und so gemächlich befindet, als in dem eben verlaßnen. Jede von diesen Hütten hat zwey Thüren, die eine vorn, die andre hinten; die vordre ist die größte. Durch die Hinterthür bringen die Männer alle Lebensnothdurft und Nahrung für ihr Haus herein, den Ertrag der Jagd oder der Fischerey. Sie halten es für ein Verbrechen, diesen Proviant durch die große Thür herein zu bringen, und es ist den Weibern untersagt, zu welcher Zeit es auch sey, durch die kleine Thüre heraus oder herein zu gehen. Dieß Verbot kömmt daher, weil es bey ihnen ein böses Zeichen ist, wenn einem Mann, der auf die Jagd oder dem Fischfang will, ein Weib begegnet. Diese beyden Arten Häuser findet man bey den Dänen und Schweden auch. Was die Russen anlangt, so wohnen die gemeiniglich in Hütten unter der Erde, und haben dürre Baumblätter statt der Betten.

Der Heerd dieser Häuser steht immer mitten in der Hütte, und der Rauch geht durch ein Loch heraus, das sich im Dache befin-

befindet. Der Heerd ist ein kleiner mit Steinen umgebner Platz, über welchen ein Kessel schwebt, der durch einen Birkenzweig am Dache befestigt ist; dieser Zweig ist unterwärts gekrümmt, damit er statt Hakens dient. Der Boden der Hütte ist mit Birken oder Tannenzweigen bedeckt; auf diesen Zweigen sind einige Rennthierfelle ausgebreitet, deren sie sich statt Stühle bedienen.

Das Innre der Hütte hat sechs Abtheilungen; die erste und größte befindet sich unmittelbar hinter der kleinen Thüre; sie wird von den Männern bewohnt, die daselbst ihr Jagd- und Fischergeräthe haben; die zweyte und dritte befindet sich zu beyden Seiten des Heerdes, von welchen sie durch zwey hölzerne Vorschläge abgesondert werden, die an die große Vorderthür stoßen. Der eine ist für den Hausvater und seine Frau, der andre für seine Kinder und Leute. Einige Rennthierfelle die auf den Boden ausgespreitet sind, dienen statt der Betten. Im Sommer, wenn sie sich niederlegen, pflegen sie sich den ganzen Leib in langwollichten Decken einzuhülleu: im Winter schlagen sie Rennthierhäute um sich, und dann diese wollne Decken drüber. Männer und Weiber legen sich, die Jahrszeit sey welche sie wolle, ganz nackt nieder. Zur rechten und linken

ken der großen Thüre sind noch zwey Stuben angebracht, die den Weibern gehören; in der einen arbeiten sie, und in der andern sind Betten aufgeschlagen, worin die der Entbindung nahen Weiber können Wochen halten.

Außer diesen Wohngebäude haben sie noch zwey andre Arten Gebäude, worin sie ihren Proviant, und ihre Handelswaaren aufheben. Die Art, wie sie selbige bauen, ist folgende.

Nachdem sie eine Tanne sechs oder sieben Fuß hoch von der Erde abgehauen haben, fügen sie in selbige zwey Hölzer übers Kreutz ein, auf welchen sie ein kleines mit Planken bedecktes Gebäude aufführen, das mit einem kleinen Taubenschlage Aehnlichkeit hat. Damit wilde Thiere und Ratten nicht hinan können, schälen sie den Schaft des Baums ganz ab, und beschmieren ihn mit Fett, damit er noch glätter wird. Ein Baumschaft, worin sie Stufen gehauen haben, dient ihnen zur Leiter, um zu dieser Art von Schrank herauf zu können.

Eine andre Art ihre Vorrathskammern zu erbauen, ist folgende. Sie fügen Balken vier in einem Vierecke stehenden Bäume, und erbauen auf selbigen eine Art von kleiner Hütte, die sie mit Planken

ken überziehn. Wie sie selbige vor den wilden Thieren zu sichern suchen, haben wir schon vorhin gesagt, indeß weiß die Stärke und Gefräßigkeit der Bären, diese Anstalten oft unnütz zu machen. Diese Thiere werfen die Speisekammer um, und verzehren in einer Nacht den Vorrath, den ein ganzes Haus in vieler Zeit und mit vieler Mühe zusammengebracht hatte. Um diesen unangenehmen Zufällen vorzubeugen, haben sie an verschiednen Orten dergleichen Vorrathskammern errichtet.

§. 4.

Ihre Nahrung.

Die Nahrung der Lappländer ist sich nicht allenthalben gleich. Diejenigen, die der Viehweide halber in den Gebürgen wohnen, nähren sich vom Rennthierfleisch, und dem Käse, den sie aus der Milch dieser Thiere verfertigen. Einige kaufen in Norwegen auf dem Johannismarkte Ziegen und Schaafe, die sie im Sommer melken, im Herbste aber, wenn es an Weyde zu fehlen anfängt, tödten, und kein ander Vieh behalten, als ihre Rennthiere.

Alle übrige Lappen leben nur vom Fischfang und von der Jagd. Bärenfleisch ist ihr Lieblingsgerüchte, sie setzen es ihren besten Freunden vor.

Die

Die Zunge von diesem Thiere, so wie das Fett und Mark, halten diese Völker für einen köstlichen Leckerbissen. Statt Mehls und Brodts bedienen sie sich gedörrter und pulverisirter Fische, und junger Schößlinge von Fichten, die sie mit Sommersanfange abbrechen. Die innere Rinde dieser Bäume vertritt auch die Stelle des Salzes, das sie sehr wenig brauchen, ob sie es gleich von den Norwegern und Schweden bekommen. Diese Rinde bereiten sie auf folgende Art zu.

Nachdem sie die Borke vom Baum abgestreift, nehmen sie die inwendige zarte Rinde ab, sondern sie in sehr dünne Blätter, die sie in der Sonne trocknen lassen; wenn dieß geschehen, reißen sie diese Haut in kleine Stückchen, und füllen Kästen damit an; suchen einen Ort aus, worauf die Sonne sehr liegt, und graben da diese Kästen ein, aber nicht allzutief, bedecken sie mit Sand, und lassen sie so einen ganzen Tag hindurch warm werden. Machen hernach auf dem Platze, worunter diese Kästen stehen, ein großes Feuer an, das die Rinden trocknet und kocht, und eine sehr schöne rothe Farbe, und einen gar angenehmen Geschmack giebt. Diese Rinde, die durch diese Zubereitung außerordentlich mürbe geworden, ist das Salz der Lappen, das sie Santopolzy nennen. Sie

salzen

salzen damit beynahe alle ihre Speisen ein. Wildprett und Fische kochen sie oftmals zusammen, und nehmen sie zu gleicher Zeit wieder heraus, ob gleich beydes noch halb roh ist; diese Art Kocherey lieben sie, weil aus diesen Speisen ein Saft ausgekocht wird, den sie mit Vergnügen trinken. Gedörrtes Fleisch und gedörrte Fische nehmen sie sich nicht einmal die Mühe, erst zu kochen, weil dieß Fleisch durch die dortige schneidende Kälte einen solchen Grad von Mürbigkeit und Dörrung erhält, als nur in andern Ländern die strengste Sonnenhitze bewirken kann.

Die Lappländer haben noch eine Art Gerücht, das aus Angelikenwurzel oder Sauerampfer besteht, die sie in Rennthiermilch abkochen, Santopolzy hineinthun, und für den Winter aufheben.

Obgleich die Zuckerbeckerey bey diesen Völkern unbekannt ist, so haben sie dennoch Arten von Zuckerwerk und Marmeladen, woraus sie sich viel machen; sie pflücken Maulbeeren, wenn sie im Reisen sind, und lassen sie bey langsamen Feuer in ihrem eignen Safte kochen. Wenn sie weich geworden, schütten sie sehr wenig Salz darüber; thun es nachher in ein birkenes Geschirr, das fest zugemacht wird, legen es in die Erde, und bedecken es wiederum sehr sorgfältig.

Wenn sie von diesen Maulbeeren essen wollen, finden sie sie so ganz und so frisch wieder, als wenn sie eben abgebrochen wären. Diese Art des Einmachens ist besonders zu Zeiten gebräuchlich, da es an andern Obste fehlt.

Ihre Marmeladen wird auch aus Maulbeeren gemacht, aus rothen Kapern oder andern dergleichen Früchten, die mit Fischereyen abgekocht werden. Wenn der Fisch gekocht ist, nehmen sie alle Gräten heraus, legen ihn samt den Früchten in einen hölzernen Mörser, und stampfen alles so lange durch einander, bis eine Art von Brey daraus geworden.

Da wegen der strengen Kälte sich weder Bier noch ander Getränke hält, so sind sie genöthigt sich mit Wasser zu behelfen. Im Winter haben sie stets einen Kessel mit Wasser über dem Feuer hängen, aus Furcht es möchte zufrieren. Ein jeder schöpft daraus mit einem hölzernen Löffel, und trinkt davon so viel, als ihm beliebt. Das Wasser, worin sie Fische und Fleisch abgekocht haben, ist ihnen ein weit liebers Getränk, als bloßes Wasser.

Obgleich die Lappländer insgesamt keine Freunde vom Trunk scheinen, so läßt es doch, als wenn dieß bloß vom Mangel an geistigen Getränken herkäme; zumal starke gebrannte Wasser scheinen ihnen sehr

zu behagen. Brandtewein ist das Beste, womit man sie bewirthen kann; Brandtewein ist so zu sagen, der Schlüssel zu ihrer Sele, und der unfehlbare Kanal, ihre Freundschaft zu erhalten; wer ihnen Brandewein giebt, dem schlagen sie nichts ab.

Beyspiele von Niedlichkeit und Reinlichkeit findet man zwar bey ihren Mahlzeiten nicht, aber was uns sehr frommen könnte, Erkenntlichkeit gegen den Schöpfer für seine Gaben, und nicht zweydeutige Kennzeichen ihrer Liebe zur Eintracht.

Im Winter setzen sie sich in einen Zirkel um das Feuer herum, oder dicht an dem Orte, der dem Hausvater und seiner Frau bestimmt ist. Jeder setzt sich auf den Platz, der ihm der nächste ist, ohne alle Rücksicht. Einige zusammengeheftete Baumrinden, oder eine bloße Planke, auf dem Fußboden der Hütte gelegt, dient ihnen zugleich statt Tisch und Schüsseln.

Man nimmt das Fleisch aus dem Kessel, setzt es auf den Tisch und jeder nimmt sich ein Stück, das ihm behagt, und legt es in seine Mütze oder in einen Zipfel seines Kleides Man ißt stillschweigend, und mit vieler Gier. Ist es Milch, oder eine andre flüßige Speise, so thut man sie in einen ausgehölten Birkenstrunk, und jedermann schöpft mit einem großen hölzernen Löffel daraus.

Im Sommer essen sie ausserhalb ihren Hütten, auf grünen Rasen. Sie speisen des Tags zweymal, so ungefehr gegen Mittag und Abend. Gefräßig sind sie insgesamt recht sehr, haben sie Fleisch von Bären oder wilden Rennthieren, so essen sie Tag und Nacht, und heben für den folgenden Tag nichts auf. Ungeachtet dieser Unmäßigkeit können sie, wenn es ihnen an Lebensmitteln fehlt, mit unglaublicher Geduld den Hunger ertragen; sich alsdann mit gar wenigem behelfen. Das Erste, was sie nach Tische vornehmen, ist, daß sie die Hände gen Himmel aufheben, und folgendes Gebet beten: **Dank sey Gott, der Speise und Trank für uns erschaffen hat,** oder: **Wir danken und loben Dich Gott, daß Du uns Speise und Trank bescheeret hast, und bitten Dich, Du wollest geben, daß das, was wir zu uns genommen haben, uns wohl bekomme, und unsers Leibes Kräfte wiederum stärke.** Nach diesen Aussprüchen des Danks geben sie sich allesamt einen Handschlag, und ermahnen sich unter einander, treu zu bleiben in der Freundschaft.

§. 5.

§. 5.

Wissenschaften und Künste der Lappländer.

Von Wissenschaften und freyen Künsten trift man bey diesen Völkern weiter nichts, als die Zauberkunst an, wenn man diese anders unter jene Klasse bringen kann. Alle Schriftsteller, die über die Lappländer geschrieben, stellten sie uns als erfahrne Schwarzkünstler vor. Tacitus, indem er von den Biarmiern spricht, das heißt, von den Völkern, die heutiges Tages Bothnien, Finnland, Lappland, und einen Theil von Norwegen bewohnen, sagt, daß sie den Mangel an Waffen durch ihre Zauberkunst abhülfen; daß sie den heitersten Himmel mit Sturm und Donnerwettern in einem Augenblick bedecken könnten. Zauberkunst.

Obgleich die Könige von Schweden sehr strenge Edikte gegen die Lappen haben ergehen lassen, die sich auf die Hexerey legen würden, ja sogar ihrer viele als Hexenmeister haben bestrafen lassen, so haben sie ihnen doch nicht den Wahn aus dem Kopf bringen können, daß sie Gemeinschaft mit dem Teufel haben könnten, noch ihren natürlichen Hang zur Zauberey völlig vertreiben.

Die Edikte haben keinen weitern Nutzen gehabt, als daß der Zauberer weniger geworden, und daß die, die es noch sind, sich genöthigt sehen, ihre Kunst im Verborgnen zu treiben.

Wir befinden uns in einem gar zu erleuchteten Jahrhunderte, um all den Märchen Glauben beyzumessen, die man von der Schwarzkünstlerey dieser Völker erzählt. Alle die Fabeln, die man in den Reisebeschreibungen von Lappland antrift, verdienen keinen Glauben; indeß halten wir es für Pflicht, unsern Lesern den ganzen Zauberapparatus, und alle Zaubereyen der heutigen Lappländer vor Augen zu legen.

Das Hauptwerkzeug, dessen sie sich zu ihren Zaubereyen bedienen, heißt Kannus. Es ist eine Art Trommel vom Schafte einer Fichte, Tanne oder Birke gemacht; dieser Baum muß aber in einer gewissen Gegend wachsen, oder seine Zweige auf eine Art stehn, die der Sonne gefällt.

Dieser Kannus besteht aus einem ausgehöhlten Baumschafte, der Untertheil ist eine erhabene, eyrunde Platte, deren Durchmesser ungefehr achtzehn Zoll beträgt. Es befinden sich zwey Löcher in selbigen, wo man mit den Fingern durchfassen, und die Trommel halten kann.

Oberwärts ist er mit Rennthierfell bedeckt, worauf sie mit rothen Farben viele Figuren malen, und woran man viele Kupferringe und einige Rennthierknochen hängen sieht. Sie ziehn anfänglich eine Linie, die durch die Mitte der Trommel und ihre beyden entferntesten Enden gehet; eine andere Queerlinie durchschneidet jene in der Mitte, und bildet ein Kreutz; unter der letztern befindet sich eine andre Linie, die die Trommel in vier Felder theilt. Oberhalb der höchsten Linie sind die Götter gezeichnet, vor denen sie die größte Hochachtung haben, als Thor, Stoorjunkare oder Soyta und seine Diener.

Zwischen den beyden gleichlaufenden Linien, malen sie das Bildniß Gott des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, und einiger Apostel. Unterhalb dieser Figuren sieht man die Sonne, die Bäre, Rennthiere und Fische bescheint; manchmal malen sie auch Seen und Flüsse hin.

Die Trommeln sind alle auf einen Schlag gemacht, nur die darauf angebrachten Figuren sind nicht immer die nemlichen. Auf einigen befinden sich Heerden von Rennthieren, damit man weiß, wo sie zu finden sind, wenn eins davon verloren gegangen. Auf andern Trommeln sind Figuren, die die Oerter anzeigen, wo sich am besten jagen und fischen läßt,

oder die zu erkennen geben, ob die Krankheiten, die diese Völker befallen, tödtlich sind. Noch sieht man eine Art Trommel, der man Fragen über alles vorlegen kann, was ihnen nöthig ist; sie beantwortet selbige.

Zwey Dinge sind noch nöthig, um sich dieser Trummeln zu bedienen; ein Hammer, um darauf zu klopfen, und ein Stück Kupfer, das der Hammer auf der Trommel herum schiebt, und das, wenn es auf eine von den darauf gezeichneten Figuren liegen bleibt, zu erkennen giebt, was man wissen will.

Dieß Stück Kupfer hat die Figur einer Buckel am Pferdegebiß; es hängen viel andre Ringe von eben demselben Metall an selbiger; der Hammer besteht aus einem einzigen Stück Rennthierknochen, der die Figur eines großen T vorstellt.

Dieß Instrument ist diesen Abgöttern so kostbar, daß sie es immer in einem Rennthierfelle einhüllen. Durch die rechte Hausthür gehen sie nie in ein Haus, sondern kriechen entweder über den Behängseln der Hütte, oder zum Rauchloche herein.

Trommel und Hammer sind den Weibern heilig; sie dürfen sie nicht anrühren. Wenn man seine Wohnung ändert, so

muß ein Mannsbild sie nach der neuen Wohnung tragen, aber das nicht eher, als bis alle andre Personen vom Hause voran sind. Dieser Mensch wählt sich einen ziemlich entlegnen Weg; begegnet ihm nun unterwegs eine Frau, so glauben sie, daß sie auf der Stelle stirbt, oder daß ihr wenigstens ein großes Unglück bevorsteht, wenn sie nicht zum Sühnopfer für dieß Verbrechen dem Teufel einen kupfernen Ring giebt, der am Kannus befestigt werden muß.

Dieser Kannus ist gemeiniglich zu viererley zu gebrauchen; zuerst, wie gesagt, daß man erfährt, wo die besten Gegenden zur Jagd und Fischfang sind; zum zweyten, um zu sehn, ob die Götter, die sie anbeten, ihre Geschenke annehmen oder verwerfen, zum dritten, zu erfahren, was aus einer Krankheit werden wird; und zum vierten, zu wissen, was in fremden Ländern vorgeht.

Wenn einer von diesen vermeinten Zauberern in dem letzten Fall seine Trommel um Rath fragen will, so rückt er sie dem Feuer nahe, damit die Hitze die Haut des Trommelfells recht zusammen schrumpft; hernach legt er sich mit allen Anwesenden auf die Knie. Nach dieser Ceremonie beginnt er damit, daß er sachte auf die Trommel klopft, wobey er mit dem Hammer

eine Zirkellinie beschreibt, und einige Worte hermurmelt; hernach verdoppelt er die Schläge, schreyt laut wie ein Beseßener; sein Gesicht wird blau, sein Haar sträubt sich zu Berge, er fällt mit dem Gesicht nieder zur Erde, und bleibt ohne Bewegung liegen. Wenn die Raserey vorüber, steht er auf, und sagt, was ihm der Teufel kund gethan, und was er gesehen hat, oder zeigt ein Zeichen, das er aus den fernen Landen mitgebracht hat, aus welchen er herzukommen glaubt.

Weit weniger greift das Wahrsagen durch den Ring an; das geschieht, wenn man vom Ausgange der Krankheiten oder einiger andern Angelegenheiten will unterrichtet seyn. Sie setzen einen kupfernen Ring auf ein Sonnenbild, und machen, daß er sich durch das Hämmern auf der Trommel bewegt, und singen dabey ein Lied. Bewegt sich der Ring von der linken zur rechten, so legen sie das als ein gutes Zeichen aus; es ist ein Merkmal, daß der Kranke genesen, das Unternehmen gelingen, oder die Familie wird mächtig und zahlreich werden. Bewegt sich hingegen der Ring von der rechten zur linken, gegen den Lauf der Sonne, so ist die Krankheit tödtlich, ihnen und ihrem Hause, drohen große Widerwärtigkeiten.

Im

Im zweyten Fall, wenn der Ring auf der Figur stehn bleibt, die den Scylla vorstellt, so opfern sie diesem Gotte, oder den andern, die angezeigt worden sind.

Zuletzt bedienen sie sich noch dieser Trommel, um den Weg zu erfahren, den sie zu nehmen haben, wenn sie gute Beute auf der Jagd oder auf dem Fischfange machen wollen. Bleibt das Stück Kupfer nach vielfältigen Herumdrehen gegen Osten oder Westen zu liegen, so glauben sie glücklich zu seyn, wenn sie den angezeigten Weg gehen, und so auch mit den übrigen Gegenden.

Man könnte hinzusetzen, daß sie noch einen fünften Gebrauch von der Trommel machen; und der besteht darin, sie richten dadurch Unheil bey ihren Feinden an, rauben ihnen Leben und Gesundheit; allein dieß geschieht höchst selten. Dieser Kannus ist der allergrößte, und hat auch seine ganz besondern Zeichen.

Die Lappländer glauben, daß das Verbot der Könige von Schweden ihnen bloß diesen Gebrauch der Trommel, Leute unglücklich zu machen, untersagt; daß all die andre Wirthschaft, die sie mit ihren Trommeln treiben, jedermann erlaubt seyn müsse, da sie auf keinerley Weise schädlich sey.

Das ganze Volk hat den blindesten Glauben zu den Wirkungen dieser großen Trommel, und glaubt noch an eine andere Hexerey, wofür es sich noch mehr fürchtet; es heißt selbige Tyrk oder Gan. Es ist eine Art von kleiner Kugel von der Größe einer Nuß, die von den zartesten Pflaumhaaren irgend eines Thieres gemacht ist. Die Lappen schicken diese Kugeln nach Oertern, die mehr oder weniger entfernt sind, je nachdem ihre Macht ausgebreitet ist; alles was sie berührt, bringt sie um. Stößt sie von ungefähr unterwegs auf einen Menschen oder auf ein Thier, so zeigt sie ihre Wirkung sowohl davon, als auch an demjenigen, dem sie zugedacht war. Diese Kugel rollt mit solcher Schnelligkeit, daß es unmöglich ist, sie zu sehen; man kann ihren Gang bloß aus einem kleinem blauen Streif abnehmen, den sie hinter sich läßt. Ist aber derjenige, an den ein Lappe den Gan schickt, erfahrner als sein Feind, so schickt er sie wieder zurück, ohne daß sie ihn versehret hat, und letzterer stirbt alsobald des Todes, den er jenem zubereitet hatte.

Besonders bey den Dänischen Lappen ist der Tyrk oder Gan sehr üblich; sie wissen von der Trommel dort sehr wenig. Jede Familie hat auch eine große schwarze Katze, die jedermann um Rath frägt, ehe er das geringste vornimmt; sie muß entschei-

scheiden, ob man auf den Fischfang oder die Jagd gehen soll; dieß Thier kömmt ihnen nicht von der Seite. La Martiniere ist so treuherzig, und sagt, er sey überzeugt, aus dem fürchterlichen Blick, den dies Thier hat, daß es ein Housteufel sey, der sich in eine Katze verwandelt habe. Auch hält man die Dänischen Lappen für die wohlerfahrensten in der Kunst der Zauberey, den Winden zu gebieten.

§. 6.

Mechanische Künste der Lappen.

Ihre Art zu kochen.

Mechanische Künste sind die einzigen, wovon diese Völker Kenntnisse haben. Zu ihren vorzüglichsten gehört die Kochkunst, die von den Männern betrieben wird. Bey ihrer Zurückkunft von der Jagd oder vom Fischfange bereiten sie ihre mitgebrachte Beute zu, worin sie sich von den Weibern nicht helfen lassen. Denn diese (so wenig Geschicklichkeit und Wissenschaft zu dieser Kunst bey diesen Völkern auch gehört, so sehr einfach sie auch ist,) verstehn davon nicht das geringste.

Die andern Beschäftigungen der Männer bestehen darin, daß sie Barken machen, Schlitten, eine Art Schrittschuh, Koffer, Spinden, Körbe, Tragkörbe, Tabacksdosen, Weberschiffe, überhaupt alles Haus, Jagd und Fischgeräthe.

Ohne

Ihre übrigen Beschäftigungen.

Ohne Anweisung, ohne sich irgend worauf gelegt zu haben, wissen sie alles ihnen Benöthigte zu machen, und durch ihrer Händearbeit sich eine Art Luxus zu verschaffen, wodurch sie sich bey ihrem Volke in Ansehn setzen. Sonach ist diese Nation nicht so stumpfköpfig, als man sie ausgiebt.

Wir wollen eine kurze Beschreibung ihrer mechanischen Kunstarbeiten liefern.

Ihre Barken.

Ihre Barken sehen beynahe so aus, wie alle Barken. Sie bestehen aus einigen Tannenzweigen mit Stricken zusammen gebunden; diese Stricke sind aus den Spannadern der Rennthiere, oder zusammengedrehten Fichtenwurzeln verfertigt. Alle Zwischenräume an den Brettern sind mit Moos verstopft, und einer Art Theer verschmiert, den sie aus Fischschuppen und Harze zubereiten, welchen sie von den Fichten bekommen. Diese Barken haben zwey oder vier Ruder, die so angebracht sind, daß ein Mensch allein zwey davon sehr leicht regieren kann. Im Sommer setzen sie sich ganz nackt in diese Barken, um auf alle Zufälle gefaßt zu seyn.

Schlitten.

Die Lappen haben zwey Arten Schlitten; Reiseschlitten und Packschlitten. Die ersten nennen sie Pulka. Halb gleicht diese Pulka einer kleinen Barke mit einem spitzen, vorwärts erhabnen Vordertheile, und ruht auf einem nur zwey oder drey Zoll

brei-

breiten Kiele; vorwärts ist sie mit Brettern bedeckt, an denen man eine Rennthierhaut befestigt, die auf die darin Sitzenden herab fällt. Ein anders höher stehendes Brett macht den Hintertheil aus, und dient dem Fahrenden zur Rücklehne. Da diese Schlitten auf einem wenig breiten Kiele wegrutschen, so besteht die Hauptschwierigkeit darin, sie in Gleichgewicht zu erhalten. Man liegt mit dem halben Leibe in denen nur gewöhnlichermaaßen um vier Fuß langen Pulkas, ist in selbigen so angebunden, daß man nur die Hände gebrauchen kann; mit der einen führt man das Rennthier an einem unten an seinem Geweich befestigten Stricke, und mit der andern hält man bald rechts, bald links ein Stöckchen, damit das Fuhrwerk nicht umwirft.

Das Rennthier ist mit einem einzigen Strange am Schlitten angespannt, der ihm unter dem Bauche und zwischen den Füßen durchgeht, und an einem ledernen Bande befestigt ist, welcher ihm um den Hals hängt, und statt Cummets dient. Es ist zum Erstaunen, wenn man sieht, wie schnell dieß Fahrzeug wegrutscht, zumal bergab.

Die zweyte Art Schlitten ist von der ersten wenig unterschieden, und gemeiniglich zwölf bis funfzehn Fuß lang; sie nennen ihn Achkio; er dient dazu, ihr Hausgeräth

geräth und ganze Wirthschaft fortzuschaffen, wenn sie anderwärts hinziehn.

Schlittschuhe.

Nichts ist wohlerfundener und bequemer als ihre Schuhe zum Schneelaufen. Es ist eine Art Schlittschuhe von Tannenholz, sechs oder sieben Fuß lang, und sechs Zoll breit. Vorwärts laufen sie spitz zu, und in der Mitte sind sie durchbort, um ein Leder durchzuziehen, das den Fuß fest und unbeweglich hält. Mit diesen Schuhen laufen die Lappländer so flink durch den Schnee, daß sie die schnellfüßigsten Thiere ohne Mühe einholen. Sie führen einen Stock, an dessen Spitze sich ein rundes, funfzehn bis achtzehn Zoll breites Brettchen befindet. Dieses Stocks bedienen sie sich, um empor zu springen, sich zu stützen, um weiter zu kommen, und um stille zu stehen. Mit diesen Schrittschuhen fahren sie in die gähsten, tiefsten Thäler herab, und wiederum die höchsten Berge herauf.

Tischlerarbeit.

Nicht nur in gemeiner Tischlerarbeit, sondern auch in Kunsttischlerarbeit sind die Lappländer Meister; machen sehr nette und niedliche Koffer und Spinden, die sie mit kleinen gar artigen gedrehten, und aufs sauberste eingepaßten Zierrathen von Rennthierknochen auszulegen wissen.

Anders Hausgeräthe.

Nicht weniger geschickt verfertigen sie Hand- und Tragkörbe aus Baumwurzeln,

die

die sie in dünne Streifen schneiden. Durch vieles Prügeln bekommen diese Wurzeln eine Biegsamkeit, daß sie so geschmeidig und bearbeitsam werden, wie der zarteste Weidenschößling. Die Löffel, die Messerstiele und anders, auch aus Rennthierknochen verfertigtes Werkzeug, ist auch sehr sauber gearbeitet; sie graben mit einer Messerspitze verschiedne Figuren da hinein, und wissen zwischen selbigen auf eine sehr geschickte Art rinnenförmige Aushölungen anzubringen. All dieß Schnitzwerk ist schwarz gefärbt, was auf dem weißen Grund dieser Knochen die schönste Wirkung thut.

Zu diesen Verschönerungen fügen sie an den Stielen dieses kleinen Hausgeräths noch kleine schwebende Platten oder Ringe an, auch aus Rennthierknochen bestehend, und mit besondrer Geschicklichkeit angebracht. Sie bedienen sich gleichfalls der Rennthierknochen, um Gießformen zu machen, worin sie Flintenkugeln und alle die zinnernen Figuren gießen, womit sie ihre Kleider verschönern.

Die Arbeit der Weiber besteht darin, Kleider, Schuhe, und alle ihre und der Männer Kleidungsstücke zu zuschneiden, und zusammen zu nähen; auch verfertigen sie alles Geschirr für die Rennthiere, und die verschiednen Fäden aus den Spannadern, deren sie sich bedienen. Aus ge- Arbeit der Weiber.

sponnener Schaafswolle machen sie eine Art Band, das ihnen sehr nützlich ist. Sie spinnen das Haar von weißen Haasen, und machen Handschuh und Mützen, die sehr warm und sehr weich sitzen.

Zinnerne Fäden.

Die Lappländerinn wissen mit einem besondern Kunstfleiße das Zinn zu Fäden zu verarbeiten; die darin am geschicktesten sind, werden sehr hoch und werth gehalten. Die Art, wie sie das Zinn verarbeiten, ist folgende:

Sie haben ein Stück Horn, das viele weite und enge Löcher hat; ziehn durch selbige ein Stück Zinn von einer Elle lang, als wenn es durch ein Drathzieheisen gezogen wäre; erst durch die großen, dann durch die kleinen Löcher, zerren es mit den Zähnen so lange, bis dieß geschmeidige Metall den verlangten Grad der Ausdehnung bekommen hat. Alsdann machen sie diesen Zinnfaden auf der einen Seite platt, und wissen ihn so geschickt durch Hülfe einer Spindel um einen spannädernen Faden zu schlagen, daß der letzte davon ganz bedeckt wird, und ganz Zinn zu seyn scheint.

Mit diesen Fäden sticken sie alle ihre Kleidungsstücke, ja sogar das Geschirr der Rennthiere. Die Erfindung dieser Zierrathen verräth viel Erfindungskraft, und ihre artige Vertheilung viel Geschmack. Sie haben an ihren Kleidungsstücken viel kleine

Sen-

Senkel hängen, deren Büschel aus vielfärbigten Stücken Wolle gemacht, und mit Zinnfäden durchzogen sind.

Scheffer sagt, er habe in seinem Kabinette Nadelbüchsen, Messerscheiden, Schuhe und andre Sachen auf die Art gestickt, die man nicht ohne die gröste Bewundrung ansehen kann. Scheffer.

Außer diesen Beschäftigungen, die meistentheils nur zum Vergnügen gemacht werden, haben die Weiber auch nützlichere, die sie mit den Männern theilen. Sie fangen Fische, hüten das Vieh, haben die Sorge der Hauswirthschaft, die Last beym Ausziehn und Fortwandern an andre Orte auf sich. Bey den letztern Gelegenheiten führt der Hausvater in seinem Schlitten sitzend, das Gepäck an; er hat eine gewisse Anzahl von Rennthieren hinter sich, deren jedes einen beladnen Schlitten zieht. Das erste Rennthier ist an der Pulka des Herren angespannt, und alle übrigen folgen in einer Reihe. Andre weibliche Beschäftigungen.

Seine Frau, auch in einem Schlitten befindlich, führt den übrigen, auf gleiche Weise angeordneten Troß an; ihr folgt gleichfalls ein Zug von Lastschlitten oder Achkis.

Die Weiber beschäftigen sich mit dem Fischfang wenigstens eben so sehr, als die Fischfang.

Männer. In Abwesenheit ihrer Männer gehn sie manchmal in sehr ferne Gegenden, um zu fischen, und bleiben viele Wochen außerm Hause, trocknen die gefangnen Fische, und bereiten sie zu, um davon große Vorräthe einzusammlen. Sogar durch den Winter lassen sie sich nicht in ihrer mühsamen Arbeit stören. In gewissen Entfernungen machen die Lappen Oefnungen im Eise, wodurch sie ihre Netze ins Wasser bringen. Mittelst einer Stange stoßen sie sie von Loch zu Loch fort, und das eine ziemlich weite Strecke, und ziehn sie hernach durch eine solche Oefnung wieder herauf.

Zu verwundern ist es, sagt Renard, daß sie zu der Zeit Schwalben in großer Menge in ihren Netzen herauf ziehen, die kein Zeichen des Lebens von sich geben; sobald man sie aber nahe zum Feuer legt, und sie gelinde Wärme verspüren, sich ein wenig regen, die Flügel schütteln, und dann auf und davon fliegen. Ein sehr zuverläßiges Factum, und doch nach der Meinung der geschicktesten neuern Naturforscher, unglaublich.

Jagd. Jagen ist die Lieblingsbeschäftigung der Lappen, den Weibern aber untersagt. Es ist ihnen nicht einmal erlaubt, dem Jagdgeräth oder der erlegten Beute nahe zu kommen.

Ehe

Ehe sie sich entschließen, auf die Jagd zu gehen, beobachten sie, vermöge des unter ihnen herrschenden Aberglaubens, sehr viel Formalitäten. Sie haben gewisse Tage, die sie für unglücklich und von schlimmer Vorbedeutung halten, und an selbigen kann sie nichts aus ihrer Hütte heraus bringen; der St. Katharinen, St. Klemens und St. Markus-Tag gehören unter die Anzahl. Sie bilden sich ein, wenn sie an selbigen auf die Jagd giengen, würden ihre Bogen zerbrechen, und sie das ganze Jahr hindurch unglücklich seyn. Sie nehmen sich sehr in Acht nie zu der gewöhnlichen Hausthür, sondern zur Hinterthür heraus zu gehen. Alle dieser Aberglaube gründet sich nicht auf Erfahrungen, sondern auf Erbsagen.

Die kleinen Thiere, wie die Füchse, Marder, Hermeline und Hamster fangen sie mit Hunden, oder in Schlingen; viele davon erlegen sie mit Pfeilen, die vorwärts rund sind; wodurch das Thier getödtet wird, ohne daß seine Haut dabey Schaden leidet. Die Wölfe, Vielfräße und Rennthiere schießen sie mit Flinten. Diese letztern werden auch in Gruben gefangen, die sie am Ende eines funfzehn bis zwanzig Fuß breiten, und manchmal zwey Meilen langen Baumganges anlegen. Netze, die auf lange Stangen gesteckt sind, stehen

Rennthier-jagd.

vorne her. Wenn die Rennthiere sich einmal in selbigen verwickelt haben, so werden sie von den Jägern und ihren Hunden, so lange herum getrieben, bis sie in die am Ende des Baumganges befindliche Gruben stürzen.

Bärenjagd

Die Bärenjagd verdient, wegen ihrer Besonderheit, und wegen der Netze, die die Lappen hierzu verfertigen, vorzügliche Aufmerksamkeit. Ein Bärentödter ist bey ihnen der ehrenvollste, glorreichste Mann. So oft sich ein Lappe bey dem Tode eines dieser Thiere befindet, macht er aus dessen Haare einen kleinen Büschel, den er an seine Mütze steckt, oder sonst an einen Ort seiner Kleider, wo man ihn gleich sehen kann. Dies sind lauter Ehrenzeichen für ihn.

Mit Herbstsanfang, wenn ein wenig Schnee gefallen, und ein Lappe Spuren von einem Bären bemerkt hat, bemüht er sich so lange, bis er dessen Lager ausgekundschaftet hat, und alsdann stellt er diese Jagd an. Erfreut über seine Entdeckung, läßt er sie sogleich seinen Anverwandten und Freunden zu wissen thun, und ladt sie zu dieser Jagd ein. Indeß geht sie vor März oder Aprill nicht vor sich, weil alsdann der Schnee erst recht derb ist, und sie mit ihren Schlittschuhen besser fort können, und ihre Hunde leichter auf die Spur dieses Thieres bringen.

Nachdem der Anführer der Jäger sich alle seine Leute hat versammeln lassen, so wählt er denjenigen, der am besten trommeln kann, und den er für den geschicktesten Schwarzkünstler ansieht. Er befiehlt ihm die Trommel zu schlagen, und zu sehen, wie die Jagd ausfallen wird. Zeigen sich gute Vorbedeutungen, so rücken die Jäger in guter Ordnung und in eine Reihe gestellt, in den Wald. Der Entdecker der Bärenhöhle ist ihr Anführer; er darf keine weitere Waffen haben, als einen Stock. Die andern befestigen oberwärts, wo er den Stock anfaßt, einen grossen kupfernen oder zinnernen Ring, als ein Kennzeichen seines Ansehens. Der Zauberer folgt mit seiner Trommel dem Anführer, nachher kömmt derjenige, der befehligt, dem Bären den ersten Fang zu geben, und hernach all die übrigen, jeder nach seinem Range. Einem jedem ist ein Geschäft aufgetragen, das er nach des Bären Tode zu vollziehen hat. Der eine muß das Thier zerstücken, der andre dessen Fleisch kochen, ein dritter Holz herbey holen, ein vierter Wasser u. s. w. Ein jeder erfüllt seine Aufträge aufs genaueste, ohne daß er seine Stelle einem andern übertragen darf.

Wenn sie zum Lager des Bären gekommen, greifen sie ihn mit erstaunlicher

Unerschrockenheit an; stechen mit Hellepardten auf ihn los, schiessen auf ihn, ohne dabey das mindeste Weydemannsstückchen, und die geringste Vorsicht zu gebrauchen.

Wenn der Bär todt ist, singt der Hauptmann ein Lied, das die Loosung zum Siege ist; nun drücken sie alle Wetteifernd ihre Zufriedenheit und ihr Vergnügen in Gesängen aus. Dieser Gesang ist eine Art von Danksagungslied, an den Bär, daß er ihnen keinen Schaden gethan. Sie bezeigen sich sehr erkenntlich gegen ihn, daß er sich tödten lassen, ohne ihnen ihre Waffen und Stöcke zu zerbrechen. Nach diesem Liede ziehen sie ihn aus seiner Höhle, und schlagen ihn mit Ruthen und dünnen Röhrchen, laden ihn hernach auf einen Schlitten, woran man ein Rennthier spannt. Sie stellen sich alle in einem halben Zirkel um den Schlitten herum, und folgen ihn mit Gesange nach. Dieser Gesang ist von den vorigen ganz verschieden; ein Hohnlied, wie es scheint. Sie bitten den Bären darin, ihnen kein Ungewitter über den Hals zu schicken, und den Urhebern seines Todes kein Leid zuzufügen. Auf die Art gelangen sie an die Hütte, die zu dem Feste bestimmt ist, das auf die Jagd folgen soll.

Das Rennthier, das dem Bären nach der Hütte geschleppt hat, ist ein ganzes Jahr von aller Arbeit frey. Bey dieser Hütte, die zum Hautabziehen und kochen des Bärens bestimmt ist, steht eine andre, die man zum allgemeinen Feste zubereitet hat. Hierselbst erwarten die Weiber mit Ungeduld die Zurückkunft ihrer Männer. Wenn diese ankommen, singen sie ein neues Lied, worin sie die Weiber ermahnen, bey der Gelegenheit ihre Pflicht zu thun. Diese besteht darin, Erlenrinde zu kauen, die eine blutrothe Farbe von sich giebt. Wenn sie diese Rinde recht mit den Zähnen zermalmet haben, speyen sie ihren Männern ins Gesicht, ihr Speichel färbt die Männer roth, und es läßt, als wären sie mit Blut bedeckt, als wär es Bärenblut, und ein anscheinender Beweis ihrer Tapferkeit.

Nach dieser Ceremonie fangen alle Weiber an zu singen:

Dank, herzlichen Dank, traute Männer, daß ihr uns diese Beute mitgebracht. Freuen uns so herzlich wie ihr, daß der Bär todt ist.

Hernach setzt man sich zu Tische, und trägt das kostbarste auf, was man hat, worunter sich aber das Bärenfleisch nicht befindet. Das wird für ein ander Gast-

 mahl

mahl aufgehoben, wobey die Weiber nicht gegenwärtig sind.

Nach geendigtem Feste begeben sich die Männer fort. Kein Jäger darf bey seiner Frau wohnen, noch sie anrühren, als drey Tage nach der Jagd. Ihr gewesener Anführer darf seine Frau binnen fünf Tagen nicht sehen.

Nach diesem ersten Feste begeben sich die Männer in die Hütte, worin der Bär liegt, ziehen ihm die Haut ab, und bereiten ihn zum Essen zu. Es ist den Weibern äusserst verboten, sich hinzu zu nahen. Die Haut gehört dem Entdecker des Thieres. Sie kochen Fleisch, Speck und Blut zusammen, und setzen sich alle um den Heerd herum, wobey sie die nemliche Ordnung beobachten, die ihnen auf der Jagd vorgeschrieben war. Oben an, sitzt ihr Anführer, dann der Trommler u. s. w. Wenn das Fleisch gekocht ist, theilt es der Hauptmann in zwey Theile, der eine gehört den Männern, der andre den Weibern. Der Zaubrer, der Vorschneider ist, giebt einem jeden seine Portion. Er nimmt sich sehr in acht, den Weibern nichts von den Hintertheilen des Bärs hinzulegen, denn die gehören nur bloß den Männern.

Zwey Lappen werden an die Weiber gesandt, ihnen ihren Antheil zu bringen.

So=

Sobald sie sie sehen, singen sie ein Liedgen des Inhalts:

Hier kommen Männer aus Schweden und Pohlen, England und Frankreich, und bringen euch Geschenke.

Die Weiber gehen hinaus, den Abgesandten entgegen, und antworten ihnen, mit folgendem Liedchen:

Nur näher ihr Männer, nur näher! die ihr aus Schweden und Pohlen, England und Frankreich kommt! Wir wollen euch eure Schenkel mit Büscheln von rother Wolle bewinden.

Diese Völker geben diese Königreiche für sehr entlegene Länder aus, durch welche Entfernung denn ihre Geschenke einen neuen Werth erhalten.

Die Frauen nehmen die Gaben an, und halten Wort.

Drey Tage nach der Jagd kommen die Männer wieder zu ihren Weibern, die sie singend empfangen. Sie werfen ihnen eine Schaufel voll Asche auf den Rücken, um den am Bären begangnen Mord auszusöhnen, und die Flecken zu vertilgen, die sie durch diesen Todschlag bekommen zu haben glauben.

Mit dem Vogelfange richtet man sich nach der Jahreszeit. Im Sommer bedienen Vogelfang.

dienen sich die Lappländer der Bogen oder der Flinden; im Winter der Schlingen und Fallen. Vorzüglich richten sie ihr Augenmerk auf die weißen Rebhühner mit rauchen Füssen, deren sie in grosser Menge fangen. Sie nennen diese Rebhüner **Lagopodes.**

Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, mit Knochen oder Eisen versehen, Hellebarden, Flinten, Armbrüste und allerhand Arten von Feuergewehr, das sie in einer kleinen Stadt von Bothnien kaufen, wo eine berühmte Gewehrfabrike ist.

§. 7.

Märkte der Lappländer, und ihre Art zu tauschen.

Man hat in Lappland berühmte Märkte oder Messen angelegt. Zu der Zeit, als Karl der Neunte im Jahre 1602 allen seinen Unterthanen die Erlaubniß ertheilte, mit den Lappländern zu handeln, haben die Landvögte von Lappland die Freyheit gehabt, die Zeit und die Oerter zu bestimmen, die am bequemsten für die waren, welche hierher handeln wollten. Dieser Fürst hatte ihnen sogar befohlen, Buden zu errichten, und die Dauer eines jeden von diesen Märkten auf drey Wochen gesetzt; indeß geht es mit diesen Märkten nicht so gut, als man sichs verspro-

sprochen hatte. Wenigstens erhellt dieß aus einem 1640 herausgekommenen Edikte der Königin Christina. Diese Prinzeßin legte drey berühmte Messen das ganze Jahr hindurch in ganz Lappland, in drey verschiedenen Kantons, an. Die erste den 6ten Jenner, die zweyte den 25sten, und die dritte den zweyten Februar, am Marientage. Jeder dieser Märkte dauert acht bis vierzehn Tage. Es kömmt eine grosse Menge Schweden, Norweger, Lappen und Bothnier auf selbige.

Die Waaren, die die Lappländer auf diese Märkte bringen, sind Rennthierfelle, Fuchsbälge von verschiednen Farben, Felle von Fischottern, Hermelinen, Mardern, Kastoren, Vielfräßen, Wölfen, Bären und Grauwerk. Auch nehmen sie Rennthiere mit, ihre Kleidertrachten, Stiefeln, Handschuhe, Schuhe, allerhand Arten gedorrter Fische, und Rennthierkäse.

Dagegen tauschen sie Brandtewein ein, grobe Tücher, grobe Leinewand, Silber, Kupfer, Eisen, Schwefel, Nähnadeln, Messer, Taback, Ochsen- und Hammelfelle.

Alle diese Waaren haben ihren festgesetzten und unveränderlichen Preiß. Ein Rennthier wird auf zwey Thaler geschätzt;

vier

vier Rennthierfelle eben so hoch. Ein Zimmer Grauwerk gilt drey Livres; ein Marderfell, eine Bärenhaut, oder drey weiße Fuchsbälge eben so viel; eine halbe Elle Tuch gilt einen Thaler, eben so viel ein Faß Brandtewein, ein Pfund Taback u. s. w. Wenn man Sachen von geringen Werth kaufen will, bedient man sich des Grauwerks statt Münze. Man giebt davon so viel, als die Sache werth ist, die man haben will.

Die Rußischen Lappen machen sich nichts aus Gold und Silber. Wenn sie mit Fremden handeln, geschieht das ohne ein Wort zu sprechen. Die Russen legen ihnen die Waaren vor, die sie los seyn wollen, und die Lappen kommen und besehen sie. Stehen sie ihnen an, so nehmen sie sie mit, und legen ihnen dafür so viel hin, als sie glauben, daß sie werth sind.

Scheffer u. Renard.

Bey dem heutigen Tauschen herrscht nicht mehr die ehmalige Freymüthigkeit. Die Lappen sahen, daß man ihnen nicht Wort hielt, und merkten, daß man sie zu hintergehen suchte, aus Furcht, um betrogen zu werden, handeln sie nicht mehr redlich. Sie sind jetzt so verschmitzt, daß es schwer hält, von ihnen im Handel nicht angeführt zu werden.

§. 8.

§. 8.

Müßiggang, Ergötzlichkeiten der Lappländer.

Aus der natürlichen Arbeitsscheue der Lappländer entspringt ein überaus grosser Geschmack am Müßiggange und Ergötzlichkeiten. Die langen Nächte, ihr länger als funfzehn bis achtzehn Stunden dauernder Schlaf, geben ihrer Trägheit natürlicher weise Stoff, und gewöhnen sie daran, keine Zeit behäglicher zu finden, als die, so sie mit Nichtsthun und Besuchgeben hinbringen. Ihr gröstes Vergnügen besteht im Taback rauchen, (wenn es an Taback fehlt, nehmen sie Blätter von Angelicken-Wurzel), und Brandtewein trinken. Das einsame Leben, das jede in ihrer Hütte insulirte Familie führt, erregt den Wunsch bey ihnen, ihre Angehörigen und Freunde zu sehen, und sich mit ihnen zu unterhalten. Die Hauptaxe ihrer Unterredungen dreht sich auf ihren Privatangelegenheiten herum, und alsdenn tummelt man sich auf unsern gewöhnlichen lieben Gemeinplätzen herum, spricht von Gesundheit und Regen, von Kälte und Wärme, und von gar allerliebster Witterung. Sogar aftergeredet wird dort gar oft. Man läßt die Nationen, die Handlungs halber zu ihnen kommen, die Musterung paßiren;

tadelt

tadelt ihre Sitten und ihr Betragen ohne Schonung; ein jeder von ihnen bemüht sich, eine noch reichere Dosin Spott dazu zu geben, als sein Nachbar; und das Ende vom Liede ist, daß sie alle ihre möglichste Verspottung über diese Völkerschaften ausschütten, und ihnen die beleidigendsten Beynamen geben, die auffallendsten Lächerlichkeiten andichten.

Die reichsten Lappländer bewirthen ihre Besuche aufs kostbarste, und geben ihnen durch Gastmäler die Freude über ihren Zuspruch zu erkennen.

Die Spiele der Männer bestehen darin, daß sie um den Vorzug streiten, wer am besten springen, in einer vorgesteckten Laufbahn am besten laufen, oder am geschicktesten nach einem ausgesteckten Ziele schiessen kann. Der Preiß des Ueberwinders, ist ein oder mehrere Eichhornhäute.

Das Ringen gehört auch zu ihren Leibesübungen. Sie theilen sich in zwey Rotten, und stellen sich in eine gerade Linie einander gerad über. Jeder Lappe mit seinem Gürtel in der Hand, geht auf seinen gerad über stehenden Landsmann los, und wirft ihm selbigen um den Leib, so daß jeder den Gürtel seines Gegners um hat, indem er seinen jenem umwirft. Nunmehr gilt es, wer seinen Nebenbuhler

zu Boden werfen kann; das muß aber ohne alle Arglist und Gefährde geschehen; wenn sich deren einer schuldig macht, muß er augenblicklich vom Spiele fort, und man hält ihn für ein unwürdiges Mitglied der Gesellschaft.

Die Ergötzlichkeit der Weiber besteht darin, daß sie einander sich einen großen, ledernen mit Heu ausgestopften Ball zuwerfen. Die Männer nehmen auch an dieser Leibesübung Theil, verrathen aber dabey nicht mehr Stärke und Geschicklichkeit, als die Weiber.

Unsre Spiele sind ihnen gar nicht unbekannt, sie spielen sie auch; haben Würfel, völlig wie die unsrigen gestaltet, und selbstgemachte Karten, die sie den andern Nationen abkaufen.

§. 9.

Religion der Lappen.

Obgleich die Lappen alle getauft sind, so kan man doch nicht versichern, daß sie Christen sind. Ihre Religion ist mit so vielen abergläubischen Gebräuchen vermischt; sie beten so viele Gözen an, daß man vielmehr gegenseitig versichern könnte, Vielgötterey sey ihre herrschende Religion. Christenthum.

„In dem Artickel zeigten sie eben nicht viel Kopf, sagt La Motteraye. Sie schie-

nen mir nicht beßre Christen als Heyden, noch beßre Heyden als Zaubrer; hierin aber ihren Rennthieren völlig gleich. Sie betrachten die christliche Religion als eine Auflage oder Steuer von etlichen Pfunden Fleisch, Käse, einigen Fellen u. s. w. weil dieß die Prediger fürs Taufen, Kommuniciren, Predigen u. s. w. verlangen. Das kommt daher, weil man sie auf keinen bessern Standpunkt führt, weil der Geiz einiger Prediger ihnen diese geistliche Sachen so hoch anschlägt, das einige von ihnen, auch aus Geitz, davon gar nichts wissen wollen.

Viele von ihnen wissen sogar nicht einmal das Vaterunser, weil es den Geistlichen vermuthlich unnütz dünkt, Leute zu Gott um Brod bitten zu lehren, die keins essen."

„All die Kosten, die sich der Schwedische Hoff macht, ihnen Prediger zu halten, werden, soviel ich bemerkt habe, und wie mir von verschiedenen glaubwürdigen Leuten, deren Religionseifer und Redlichkeit mir bekannt ist, gesagt worden, völlig fruchtlos, weil diese Männer, um uns auf das gelindeste auszudrücken, zu nachläßig sind."

„Alle diese Priester, die zu Uhma ausgenommen, thun der Religion mehr Schaden, als Nutzen; und das, wie mich eben

die Personen versichert haben, durch die Schuld der Bischöfe, die, anstatt eine uneigennüzige Wahl zu treffen, bekannte verdienstvolle und religionswarme Leute auszusuchen, um selbige nach Lappland zu schicken, auf inständiges Anliegen ihrer Freunde, oder um einiger Geschencke willen den Abschaum von den Universitäten oder der Priesterschaft, dorthin senden; so unbekümmert bey dieser Wahl, als der Kaufmann bey einigen Stücken Zeug, wofür er das Geld bekommen hat.

Von der andern Seite sind die Kaufleute Schuld, die ihre Märckte bereisen, und der Religion zugethan sind, die man ihnen predigt. Diese führen diesen Völkern, die in ihren Wäldern bloß an ihrem unschuldigen Getränk von Rennthiermilch, oder Wasser gewöhnt sind, Brandtewein zu. Sie betrügen sie, und nehmen ihnen das Beste ab, was sie haben; nachdem sie sie trunken gemacht, wie mich viele versichert haben, die außer verschiedenen Beyspielen, die sie mir angeführt, Leute genannt und gezeigt haben, die mit einem Maaße Brandtewein einen Lappen bis auf ein Rennthier, und einen Schlitten heruntergetauscht hatten. Ueberdem fodern ihnen die Einnehmer der Königl. Schatzungen öfters Geldsummen für sich ab, unter dem Namen Geschenke.

Man weiß die Zeit nicht genau, in welcher die christliche Religion in diesen Gegenden ist eingeführt worden. Einige setzen sie in die Zeiten Erich des Neunten, andre unter die Regierung Magnus Ladelas; indes ist ausgemacht, daß unter der Regierung Gustav des Ersten das Evangelium den Lappländern ist geprediget worden. Vor diesem Monarchen scheint Lappland gar keine Kirchsprengel gehabt zu haben; man fand sogar nicht den Namen einer einzigen Kirche dort.

Gustav, nach seiner Gelangung zum Thron, beschäftigte sich sehr mit dem Gottesdienst. Er führte die Lutherische Glaubenslehre in seine Staaten ein, und gab sich die äußerste Sorgfalt, es dahin zu bringen, daß alle seine Unterthanen sich zu dieser Religion einmüthig bekennten. Er richtete sein Augenmerk sogar auf die Lappen. Vor diesem Fürsten waren diese Völker von Birkarles regieret werden, die von ihnen sehr beträchtliche Schatzungen gehoben, und dem Könige von Schweden sehr geringe Summen gezahlt hatten. Gustav nahm die Lappen geradesweges unter seine Aufsicht, und ließ sich den Tribut bezahlen. Zugleich befahl er, daß im Winter sollten Märckte gehalten werden, in welchen die Lappen den königlichen Bedienten die schuldigen Steuern entrich-

richten sollten. Er ordnete auch, daß alle Jahr bey diesen Versammlungen eine gewisse Anzahl Priester sich einfinden sollten, um die Kinder zu taufen, die die Aeltern dorthin bringen mußten, daß diese Priester, Lappländer von jeglichem Alter, katechisiren und von Jahre zu Jahre examiniren sollten, um zu sehen, wie weit das Christenthum in diesen Gegenden kommen könnte. Bis zu der Epoche brachten bloß die Lappen, die Schweden am nächsten waren, ihre Kinder gern in die schwedischen Kirchen, um sie taufen zu lassen, allein der größte Theil der Nation war heydnisch. Die erwachsenen Lappen bildeten sich ein, wenn sie sich taufen ließen, stürben sie den siebenten oder achten Tag nachher.

Man sieht sonach aus Gustavs Verordnung, daß man eigentlich diesem Fürsten die Kenntniß zuzuschreiben hat, die die Lappen vom Evangelium gehabt haben. Er befahl nicht bloß den Predigern zu taufen, zu predigen und zu katechisiren, sondern nöthigte diese Völker die Predigten anzuhören, sie zu behalten, anzuführen, was sie gehört hatten, davon Rede und Antwort zu geben, und zu zeigen, was es bey ihnen gefruchtet habe.

Der Leser wird sich nicht enthalten können, dieß Verfahren Gustavs für die

Wirkung eines zu weit gehenden überschweifenden Religionseifers zu erkennen. Völker zu nöthigen, das anzuhören, was ihnen misfällt, sie zu zwingen, Sachen im Gedächtnisse zu behalten, davon Rede und Antwort zu geben, die wohl unterrichtete Leute mit Mühe fassen können, heißt seine Gewalt bis zur Tyranney treiben; indeß müssen wir zu Gustavs Lobe gestehen, daß seine Anhänglichkeit an der Religion ihm nie hat Blut in Lappland vergiessen lassen.

Karl der Neunte, der grosse Gustav, und Christina erstreckten ihren Eyfer noch weiter. Karl der Neunte war der erste, der in jeder Lappländischen Landschaft Kirchen erbauen ließ, und dort Prediger auf seine Kosten hielt. Dieß Beyspiel that die beste Wirkungen. Drey Lappländische Brüder, reiche und fromme Leute, liessen bey dem Felices eine Kirche auf ihre Kosten erbauen. Ihre Wärme für die Religion zeigte sich dadurch in einem noch hellern Lichte, da sie durch sehr weite und rauhe Wege auf ihren Schlitten, das zur Kirche erforderliche Bauholz herzuführten; die Klocken hiengen sie auch selbst ein.

Als man 1640 einige Silberbergwerke in diesem Lande entdeckt hatte, ließ Königin Christina vier Kirchen erbauen.

Man zählt jetzt in ganz Lappland zwanzig Kirchspiele.

Alle diese Kirchen sind kunstlos, bloß von Holtz gebaut. An selbige stoßen viele andere Gebäude, worin die Klocken aufgehoben werden, und die Prediger wohnen, auch die Menge Volks Dach und Fach bekömmt, die von sehr weiten Gegenden kommt, und daselbst im Winter, durch das dort angemachte Feuer, erquickt wird.

Diese Kirchen waren anfänlich mit Schwedischen Predigern besetzt, die man dorthin sandte; daraus entstand aber viel Verwirrung und wenig Frommens für die Religion. Diese Prediger, die in ihrer Sprache redeten, wurden von den Lappländern gar nicht verstanden, und bedurften Dolmetscher. Wenn der Schwedische Prediger eine Periode gesagt hatte, wiederhohlte der gemeiniglich höchst unwissende Dolmetscher, der unter der Kanzel stand, das was er auf Schwedisch gehöret hatte, auf Lappländisch, und verfälschte oft den Sinn, oder gab die Stellen nach seiner Art.

Man siehet wohl ein, daß eine dergleichen Predigt nicht viel Nutzen stiften konnte. Von der andern Seite konnten die Lappländischen Kinder, die man nach Upsal führte, sich nicht an den Himmelsstrich

gewöhnen, und fanden einen schleunigen Tod mitten in dem Unterricht, den man ihnen gab.

Gustav Adolph, der all diesen Hindernissen abhelfen wollte, beschloß eine christliche Schule in Lappland anzulegen. Sein Eyfer hatte die verhofte Wirkung.

Nach Verlauf vieler Jahre fand man drey Lappländer genugsam unterwiesen, um sie zu Priestern zu ordiniren, und auf Mißionen unter ihre Landesleute auszuschicken; jeden in eine besondere Landschaft. Sonach haben die Lappen Gustavs Sorgfalt den Vortheil zu verdanken, Prediger, aus ihrem Volke, zu haben.

Auf die Vorstellungen, die man diesem Monarchen von neuen that, daß eine einzige Schule für den Unterricht der ganzen Lappländischen Jugend nicht hinreichte, befahl dieser, allezeit für das Beste seiner Religion besorgte Fürst, ob er gleich in einem ansehnlichen Kriege in Teutschland verwicklet war, daß zu Uhma eine neue Schule sollte errichtet werden, und trug dem Senator, Baron von Duderhoff die Oberaufsicht darüber auf.

Da das hierüber ausgestellte Patent sich in keiner der Schwedischen Geschichten befindet, die wir im Französischen haben, so hoffen wir, daß die Leser es hier mit Vergnügen sehen werden.

Wir

Wir, Gustav Adolph, von Gottes Gnaden, König der Schweden, Gothen und Wenden u. s. w. Erklären hiemit, daß obgleich unser sehr geliebter Herr Vater, hochseligen Andenkens, Karl der Neunte, weyland König von Schweden, sichs hat angelegen seyn lassen, wie Wirs auch jetzt thun, nachdem Wir durch Gottes Fügung auf den Königlichen Thron gelangt sind, ob Wir gleich, sage ich, es Uns haben angelegen seyn lassen, daß Unsre Unterthanen, die in den entferntesten mitternächtlichen Provinzen wohnen, und gemeiniglich Lappen genennt werden, in der Litteratur und den freyen Künsten unterrichtet, und mit dem Geschäfte ihres Heils aufs genaueste bekannt gemacht würden; so würden doch Schwierigkeiten, die zu unsern Zeiten durch Kriegsunruhen entstanden sind, Unordnung verursacht, den Fortgang in den freyen Künsten gehemmt, und unser frommes Vorhaben gestöret haben; aus Besorgniß also, unsre gute Gesinnung möchte ohne Wirkung bleiben, so ordnen und setzen wir unsern und des Schwedischen Reichs treuen Senator, den Generalgouverneur von Liefland, Ingermanland und Karelien, Unsern lieben Getreuen, den Hochwohlgebohrnen Herrn Hans Skitte, Freyherrn von Duderhoff, zum Direktor der in Uhma anzulegenden Lappländischen Schule an; da er sich selbst angeboten hat, diese Sache auszuführen, und unter Gottes Seegen möglichst zu befördern. Die Direktion dieser Schule soll

stets bey dem Hause der Skitte bleiben, und damit sowohl der Lehrer der Schule, als die Schüler, einen gewissen Fond zu ihrem Unterhalte haben, so schenken wir besagter Schule die ganze Summe, die aus dem Zehnten einkömmt, welche die Uhmaischen Pfarrkinder alle Jahre auf den Kornboden liefern, nach dem der gewöhnliche Abzug von besagtem Zehnten wird gemacht seyn; und soll sowohl besagter Zehnten an Korn, als auch die übrigen Schenkungen, die oben benannter Hans Skitt, zu dem Ende durch seinen Fleiß und seine Indüstrie wird erwerben können, in seiner völligen Gewalt stehen, um sie, da sie zum Nutzen und Unterhalt besagter Schule bestimmt sind, anzuwenden, wie es ihm gut und erforderlich däucht. Behalten uns jedennoch für Uns und Unsre Thronfolger die Oberaufsicht vor, und die völlige Macht, Verfügungen ins künftige zu treffen, die Uns nöthig scheinen werden.

Urkundlich unter Unserer Eigenhändigen Unterschrift und aufgedrucktem Königlichen Siegel. So gegeben und geschehen: Alt-Stettin in Pommern, den 20sten Juni, im Jahre nach unsers Herrn Christi Geburt 1731.

Zwey Jahre hernach, als der Freyherr von Duderhoff voraus sahe, daß der, der Schule bestimmte Fond bald zu gering seyn würde, weil sich die Zahl der Schüler täglich vermehrte, und da die Schule immer auf Kosten des Stifters unterhalten

ten wurde, so suchte er zuvor zu kommen. Durch eyfrige Sorgfalt brachte er eine Summe von zwanzigtausend Pfund zusammen, die er theils der Freygebigkeit seiner Freunde zu verdanken hatte, theils von seinem eignem Vermögen waren; er überreichte sie der Königin Christina, damit selbige zu den Kupferbergwerken angelegt würden, mit dem Beding, daß die Schule von Uhma alle Jahre, statt der Intressen, die Einkünfte empfinge, die die Krone von einigen Vorwerken aus eben diesem Kirchspiel erhielt.

Christina, oder vielmehr die Verweser des Reichs, wärend der Minderjährigkeit dieser Prinzeßin, nahmen die Vorschläge des Freyherrn von Duderhoff an, und ließen ein solch Edikt ausgehen, als er verlangte.

Aus eben den Gründen, die uns bewogen, das Patent des großen Gustavs anzuführen, werden wir hier das Edikt der Christina einrücken. Die wichtige, berühmte Rolle, die diese Prinzeßin in Europa gespielt hat, muß nothwendig alles wichtig machen, was nur von ihr herrührt, ja sogar das, was unter ihrer Regierung ist ausgefertigt worden.

Wir, Christina, durch Gottes Gnaden, erwählte Königin und Erbprinzeßin der Schweden, Gothen, und Wenden, Grosfürstin von Finn-

Finnland, Fürstin von Esthland und Karelien, Frau von Ingermannland, erklären, wie der weyland Allerdurchlauchtigste und Grosmächtigste König von Schweden, unser sehr geliebter Herr Vater, aus besondrer Frömmigkeit, und gottseligem Triebe, die Kirche Gottes zu vermehren, und um die an den entferntesten Grenzen von Mitternacht wohnende barbarische Völker zu bekehren, und sie zu der wahren Kenntniß Gottes, und zum Christenthum zu bringen, die Anlegung einer Lappländischen Schule in der Mark Uhma befohlen, und unsern und des Königreichs Schweden treuen Senator, Präsidenten des Königlichen Gerichts zu Jönkiöping in Gothland, Kanzler der Universität zu Upsal, und Gesetzgeber des dißseitigen Finnlands, unsern lieben Getreuen, den edlen Herrn Hans von Skitten, Freyherrn von Duderhoff, Herrn von Grooencien, Stroemsrum und Skytteholm, Ritter der goldnen Kette, zum Director dieser Anstalt gesetzet; und nach dessen Tode dessen Erben die Direction dieser Schule übertragen, und zur Erhaltung mehrberührter Schule, aus Landesväterlicher Milde, auf den zehnten des Uhmaschen Kornspeichers, der alle Jahre der Krone berechnet werden muß, angewiesen gehabt. Deswegen bestätigen Wir nicht nur Kraft gegenwärtiges Schreibens diese heilsame Verordnung unsers in dem Herrn seelig entschlafnen Herrn Vaters, sondern fügen auch zu wissen, was maaßen besagter edler Herr, Hans von Skitt, zum Nutzen der Lappländi-

schen

schen Schule, eine Summe Geldes zusammengebracht, theils aus seinem eignen Vermögen, theils durch den Beytrag einiger gottesfürchtigen Personen, die fünftausend Thaler in Silber beträgt, und selbige an die Kupferbergwerksgesellschaft völlig ausgezahlt hat; Uns allerunterthänigst ersuchend, daß besagte Summe uns und unserer Krone in dieser Gesellschaft aufgehoben würde; und daß Wir, statt jährlicher Zinsen von acht Procent besagter Lappländischer Schule, den Niesbrauch der Nordländischen Pachthöfe einräumten, so daß die dasigen Pächter der besagten Schule ihre Satzungen auszahlten; welches wir genehmigen, und zur Hypothek des Niesbrauchs besagte, uns und der Krone behörige Meyereyen geben, die im besagten Kirchspiel von Uhma, und in Westbothnien liegen; nemlich

Von Rökbök, zwölf Pachthöfe		$\frac{5}{8}$
Von Stockfise, zwey	=	$\frac{3}{16}$
Von Klabbiler, drey	=	$\frac{27}{32}$
Von Baggabölet, zwey	=	$\frac{9}{16}$
Von Ruddis, zwey	=	$\frac{5}{16}$
Von Bröneland, zwey	=	$\frac{11}{16}$

Diese Pachthöfe sollen alle Jahre der Lappländischen Schule alle ordentlichen und außerordentlichen Abgaben bezahlen, die sie bisher den Pächtern entrichten müssen, und das unverzüglich, und die ganze Zeit über, daß Wir die besagte Summe von fünftausend Reichsthalernn, die in die Hände besagter Gesellschaft nie=

niedergelegt worden, bey Uns haben, und bis Wir sie der Lappländischen Schule wieder erstattet haben. Deshalb verbieten wir allen unsern Bedienten, und allen denen, die hiermit zu thun haben, besagte Hypothek von besagter Schule nicht zu nehmen, ehe ihr besagte Summe nicht wiedererstattet worden, noch besagte Schule auf irgend eine Art zu kränken, oder ihr nachtheilig zu seyn gegen den Inhalt gegenwärtiges Edikts; solches auch nicht zu gestatten.

Zufolge dieses Instruments haben unsre Vormünder und respective Verweser des Reichs es mit eigner Hand unterzeichnet, und es mit dem Königlichen Insiegel besiegelt. Gegeben zu Stockholm den fünften November 1634.

Aus dieser Schule hat man einige junge Leute von den Landeseingebornen genommen, und aus ihnen Prediger gemacht; diese Gewohnheit scheint aber nicht lange im Schwange gewesen zu seyn; in jeder Landvoigtey befindet sich gemeiniglich ein Priester, den man aus Schweden herübergeschickt hat, und der gewöhnlichermaaßen nicht wegen seiner Verdienste, oder wegen seines Eyfers den Vorzug erhalten hat. Alle diese Geistlichen haben vom Könige ein stehendes und anständiges Gehalt.

Ehrerbietung gegen die Priester.

Die Lappen insgesamt verehren ihre Priester sehr; nennen sie Horsar, das heißt

heißt Herr. Wenn sie von einem aus deren Mittel einen Besuch erwarten, fahren sie ihnen sehr weit entgegen, nehmen sie in eine Pulka, und führen sie in ihre Hütte, wo sie sie so gut empfangen, als es ihnen nur immer möglich ist. Das ganze Haus kömmt, und begrüßt den Prediger sehr ehrerbietig, und bezeigt seine Freude über seine Ankunft durch ein Glückwünschungskompliment.

Die christlichen Lappen halten alle Verbote der Religion auf das religiöseste. Einige gehen in ihrer Gewissenhaftigkeit gar so weit, daß sie an Festtägen ihre Rennthiere nicht melken, und an Festtägen nichts essen wollen, als Milch und Käse; gleichwohl wollen diese getreuen Fasttägler weder ihre abgöttischen Grundsätze, noch ihre Zauberey fahren lassen.

Nichts zeigt das wenige Christenthum der Lappen besser an, als ihr Sträuben, in die Kirche zu gehn, den Prediger anzuhören, und dem Gottesdienste beyzuwohnen. Der Amtmann muß dafür sorgen, daß sie in die Kirche getrieben werden, muß Leute in ihre Hütten schicken, die sie herausjagen. Manche geben ihm Geld, um nur davon befreyet zu seyn; andere glauben sich mit der Entschuldigung, sie wären vor dem Jahre darin gewesen, vom Kirchengehn befreyen zu können.

Wir

Wir wollen dem Leser in einem kurzen Abriß den Aberglauben dieser Völker und die Ueberbleibsel des unter ihnen noch gebliebnen Heydenthums vorlegen. Wollen den Anfang damit machen, daß wir summarisch die Ursachen anzeigen, die die gänzliche Ausrottung des Heydenthums verhindern, und die Fortschritte der Evangelischen Lehre verzögern.

Der erste Beweggrund, warum diese Völker so an den heydnischen Ceremonien hängen, ist der: sie haben sie von ihren Vätern gesehen. Der Gebräuche ihrer Vorfahren sind sie so gewohnt, daß sie sich davon nicht losmachen können. Wenn man ihnen den Vorschlag thut, ihre Irrthümer fahren zu lassen, so antworten sie, ihre Väter wären gescheit genug gewesen, um zu wissen, was für Pflichten sie gegen Gott auf sich hätten, und wie sie ihn verehren müßten; ihre Väter hätten gelebt, wie sie noch heut zu Tage, und wären dabey nicht unglücklicher gewesen.

Der zweyte Grund, warum das Evangelium nicht mehr Nutzen stiftet, liegt in der Gierigkeit der Mißionaren. Die Lappländer haben diese heilige Moral von den Geistlichen predigen und hoch heraus preisen hören, aber wenig von ihnen ausüben gesehen; sie haben bemerkt, daß bey den meisten die Religion dem Eigennutz und der

Heu-

Heucheley zum Deckmantel diente; daß die Prediger unter dem Vorwande diese Völker zu unterrichten, Schatzungen unter ihnen ausschrieben, daß das Evangelium auf der einen Seite ein Gesetz der Armuth und Sanftmuth war, und auf der andern den Erpreßungen und der Tyranney zum Vorwande dienen mußte. Die unglücklichen Lappen, die nicht reich sind, konnten es endlich nicht mehr leiden, durch Leute in das äußerste Elend herabgestoßen zu werden, die mitten unter Ermahnungen, die Reichthümer zu verachten, sich ihres Vermögens bemächtigten; daher ihr Eckel für eine Religion, worinn ihnen die Handlungen mit den Lehren stets in Widerspruch zu stehen schienen; und worinn sie keinen andern Nutzen, als für diejenigen sahen, die selbige andern lehrten. Hier wollen wir einen Augenblick stille stehen, und den Leser über Männer Betrachtungen anstellen lassen, deren Haupttugend Menschlichkeit seyn sollte. Es wäre zu wünschen, daß Sitten, die für das Christenthum so sehr entehrend, ihm so sehr nachtheilig sind, sich dem ganzen Erdkreise verbergen möchten.

Die Lappen, im Dunkel des Heydenthums, hatten die Vernunft zur Fackel, die Natur zur Wegweiserin. Sie waren zwar blöde, scheu, immer bereit, dem

ersten besten sinnlichen Trieben zu folgen; waren aber mitleidig, unargwöhnisch, kannten die Strenge des Dein und Mein nicht. Diese unglücklichen Völker erhielten mit dem Evangelium zugleich alle die Laster der Himmelsstriche, unter welchen es sich ausgebreitet hat, und verloren nicht ein einziges, von den ihrigen; haben sie von Seiten der gesellschaftlichen Tugenden gewonnen, sind sie weniger viehartig, weniger scheu, so haben sie die Reinigkeit ihrer Sitten und die Unschuld des Herzens verloren; die Quelle der reinsten Moral ist ihnen der Urquell alles Unglücks geworden. Mit der unverfälschtesten Lehre hat man ihnen das tödtlichste Gift, die ansteckendsten Beyspiele gebracht; Brandtewein und Gierigkeit: daher Unmäßigkeit, Wildheit, Ausgelassenheit, Treulosigkeit, Schurkheit, und alle die traurigen Folgen, die diese Laster nach sich ziehen, entstunden. Unbekannt und wild lebten die Lappen glücklich und lange; bekannt und halbgebildet, ist ihr Lebensfaden verkürzt, ihre Gebrechen haben sich vermehret, und ihren Urstoff, so zu sagen, zerstöret.

Die ganze Abgötterey der Lappen kann man auf zwey Punkte bringen. Der erste besteht darinn, daß sie viele Götter anbeten, und der zweyte, daß sie Zauberey treiben.

Die vornehmsten dieser Götter, die sie mit dem ewigen Gott zugleich anbeten, sind an der Zahl drey. Der erste heißt Thor, oder Gott des Donners, der zweyte Stoorjunkare, und der dritte Baire. Abgötterey der Lappen.

Dem Thor schreiben sie die Oberherrschaft über Götter, Menschen und Teufel zu; sie glauben, dieser Gott bediene sich des Donners vornemlich dazu, die bösen Geister nieder zu donnern; und darum stellen sie ihn mit einem Hammer bewafnet dar.

Stoorjunkare ist, wie der Name schon anzeigt, des Gott Thors sein Statthalter. Er erhält alle Thiere, die auf Erden und im Meere, leben, weben und sind. Ihm wird am meisten geopfert.

Baire, der dritte dieser Götter, ist die Sonne. Scheffer denkt, daß er mit Thor eine Gottheit sey. Ihn flehen sie um Licht an, und um Wärme, und um alles das, was sie gegen die Kälte schirmen kann. Ihn sehn sie für den Urheber alles an, was da lebet und ist. Im Sommer beten sie ihn am meisten an, um ihn für den Dienst zu danken, den er ihnen dadurch leistet, daß er Kälte und Finsterniß zerstreuet.

Die beyden ersten von diesen Gottheiten haben ihre eignen Altäre, und ihren

besondern Dienst. Der Ort, wo man Gott Thor anbetet, ist hundert Schritte von der Hütte. Ein Tisch von sechs bis acht Fuß hoch, in einer Entfernung von zwölf bis funfzehn Schritt, mit Fichten oder Birkenzweigen umringt, dieß dient diesem Gotte und dem Gotte Baire zum Tempel und Altar. Auf diesem Tisch ist das Bildniß vom Thor hingestellt; dieß Bildniß ist nichts anders, als ein unförmlicher Birkenklotz, der oben rund zuläuft, und daselbst mit einem Menschenkopfe Aehnlichkeit hat. Statt des rechten Arms ist ihm ein Hammer angefügt, der das karakteristische Kennzeichen dieses Gottes und seiner Macht ist. In dem Kopf pflanzt man ihm einen eisernen Nagel, woran ein kleiner Kieselstein hängt.

Von diesem Heiligthum bis zur Wohnung geht ein Weg hin, worauf Fichten und Birkenzweige gepflanzt sind; und sie stecken sorgfältig neue Zweige, sobald die alten vertrocknen und ausgehn. Im Sommer bedienen sie sich der Birken, und im Winter der Fichtenzweige.

Zu dem Stoorjunkare geweihten Orte kann man mit harter Mühe gelangen; manchmal ist es eine Hőle, der Bord eines Sumpfs; aber am öftersten ein Felsen, ein Berg, weil sie glauben, daß dieser Gott diese Oerter bewohnt. Seine Bild-

säule

säule ist ein unbehaunes Stück Holz, wie sie es zwischen den Felsen, oder bey den Sümpfen angetroffen haben; diese abergläubischen Völker aber, sehen es nicht, als das Werk des Ungefährs an, sondern glauben, daß es auf seinem Befehl ausdrücklich geschaffen ist, um ihm geweihet zu werden. Ist es ein Berg, ein Felsen, so gaben sie ihm den Namen Passe-Warra, das will sagen, heiliger Berg. Damit nun niemand die Heiligkeit dieses Orts verletze, oder die Pflichten seiner Religion versaume, so bezeichnen sie sorgfältig mit Baumzweigen, wie weit dieser heilige Ort geht. Da jede Familie den ihrigen hat, so kann man sich leicht vorstellen, daß deren Anzahl groß ist. Man zählt in einer Voigtey an dreyßig solcher Plätze; übrigens werden sie von den Einwohnern so viel, wie möglich versteckt, um nicht einer Gottlosigkeit beschuldigt zu werden.

Alle die Oerter, wo sie ihre Götter verehren, stehen in der größten Hochachtung; sie lassen kein Weib sich selbigen nähern, und dort Opfer bringen. Finden sie eine, die diesem Verbote entgegen handelt, so sehn sie sie für eine Unglückliche an, die den Zorn des Himmels verdient, und unfehlbar ein Raub des Teufels wird.

In der Provinz Tornea wird Gott Stoorjunkare unter dem Namen Scyta angebetet, und seine Gestalt ist die nemliche.

 Renard

Renard in einer Beschreibung, die er von einem, dem Scyta geweihten Orte liefert, stimmt ganz mit Scheffern überein. Hier ist seine Nachricht davon, die ziemlich drollicht klingt.

„Dichte an dem Orte, wo der See Torno den Fluß dieses Namens bildet, liegt eine kleine Insel, durch den berühmten Altar bekannt, der dem Scyta gewidmet ist. Rings um diese kleine Insel befinden sich schreckliche Wasserfälle, die mit grimmigen Ungestüm auf Felsen herabstürzen, und ein grauerliches Getös verursachen. Nachdem wir gelandet, nahten wir uns dem Altare, und wurden eher einen großen Haufen Rennthierhörner gewahr, als die Götter, die dahinter steckten. Der Erste war der dickste, und größte von allen; Menschengestalt hatte er nicht und ich kann nicht sagen, wem er glich; das kann ich aber versichern, daß er sehr dick war, und sehr schmutzig, wegen des vielen Blutes und Fetts, womit er bedeckt war. Er hieß Scyta. Zu seiner Rechten standen, wohl geordnet, seine Frau, seine Kinder und seine Knechte; allein alle diese Steine hatten keine andre Gestalt, als diejenige, die ihnen die Natur giebt, wenn sie Wasserfällen ausgesetzt sind; sie waren nicht weniger dick, als der erste, aber viel kleiner. Alle diese Steine, zumahl derjenige, der den Scyta vorstellte, lagen auf ganz grünen

nen Birkenzweigen, und zur Seite sahe man einen Haufen viereckter Stöcke, worauf einige Karaktere standen. Unter diesen ragte einer hervor, der weit dicker und höher war, wie die übrigen; und das war, wie uns unsre Lappen sagten, Gott Scytas Wanderstecken.

Ein wenig hinter allen diesen Göttern befinden sich zwey andre große, dicke und blutvolle Götter, die, so wie die andern, auf eine Menge Zweige gesetzt waren. Sie standen näher am Fluße, und unsre Lappen versicherten uns, daß diese Götter vielmals ins Wasser wären geworfen worden, und daß man sie immer wieder auf ihren Plätzen gefunden. Die Bildsäulen des Scyta und seiner Frau schienen Hüte auf den Köpfen zu haben; es war aber weiter nichts, als eine platte Figur, die sich über dem Steine befindet, und hier größer ist, wie gewöhnlich. Nur Scyta und seine Frau haben dies Kennzeichen; die übrigen sind Steine von langer, höckrichter und löchrichter Figur, die spitz zu laufen, und die Kinder und das ganze Hausgesinde vom Gott, Scyta vorstellen; übrigens besteht der Altar nur aus einem Stück Felsen, der wie die übrige Insel, mit Moos und Gras bedeckt ist, mit dem Unterschiede, daß die Menge vergoßnes Bluts, und die Menge Holz und Rennthierknochen, den Platz fester und dichter gemacht hat.

Was auch unsre Lappen sagen mochten, um uns von unserm Vorhaben, diese Götter mitzunehmen, abzuhalten, so unterliessen wir doch nicht, seine Familie zu verringern, und ungeachtet aller Drohungen, die sie uns in ihren Namen sagten, und ungeachtet aller Verwünschungen, womit sie uns beladen, indem sie uns versicherten, unsre Reise müsse unglücklich seyn, wenn wir den Zorn ihres Gottes über uns brächten, so nahmen wir demungeachtet ein jeglicher eins seiner Kinder mit. Wäre Scyta weniger dick, weniger schwerfällig gewesen, so hätte ich ihn mit allen seinen Kindern weggetragen; so konnte ich ihn aber mit der grösten Mühe kaum von der Erde aufheben. Die Lappen rechneten mich von nun an für verloren, glaubten, ich würde nicht weit gehn können, ohne wenigstens vom Blitze ereilt, getödtet zu werden. Das sicherste Merkmal einer erzürnten Gottheit ist bey ihnen, wenn man seine Bildsäule schwer findet; kann man sie aber leicht aufheben, so ist das ein Zeichen, daß die Gottheit ihnen gnädig ist, und bereit, hinzugehen, wohin sie wollen; hieraus erkennen sie auch zugleich, daß sie Opfer verlangt.

Die Männer allein haben das Recht, welche zu bringen; die gewöhnlichen Opfer sind Rennthiere; auch opfern sie Hämmel, Katzen, Hüner, die sie in Norwegen auf-

kaufen. Im Herbst bringen sie dem Gotte Thor gewöhnlichermaaßen feyerliche Opfer. Die Annäherung des Winters und der langen Nächte bringt sie auf die Gedanken, daß die Gegenwart des Gottes ihnen zu der Zeit nöthiger ist, als zu irgend einer andern. Sie ermangeln nicht, vor Michael ein neues Götzenbild zu machen, und selbiges einzuweihen. Sie schlachten ein Rennthier, sondern dessen Haut und Knochen von einander, legen es hernach wieder zusammen; reiben alsdann das neue Götzenbild mit dem Fette und Blute dieses Thieres sehr ehrerbietig ein, und vergraben alles, was übrig bleibt, die Hörner ausgenommen, die sie um den Gott herum pflanzen. Bey einer jeden andern Gelegenheit tödten sie das Opfer auf einem hinter ihrer Hütte dazu bestimmten Platz, indem sie ihm ein sehr scharfes Messer ins Herz stoßen. Der Opfrer fängt in einem Geschirr das Blut dieses Thieres auf, und reibt damit das Götzenbild sehr ehrerbietig ein, indem er es vor und hinterwärts bekreuzt; sie werfen sich hernach alle auf die Erde, und beten die Gottheit mit einer tiefen Verbeugung an.

Wenn sie dem Stoorjunkare opfern, so würgen sie an eben dem Orte ein Männchen von den Rennthieren, nachdem sie ihm einen rothen Faden durch das rechte

Ohr gezogen haben; sein Blut und ein Theil seines Fettes heben sie als was kostbares auf. Derjenige, der den Oberpriester vorstellt, nimmt hierauf die Hörner des Schlachtopfers, die Knochen aus dem Kopfe, Nacken, Nägeln und Füßen, und trägt sie auf den diesem Götzenbilde gewidmeten Berge; wenn der Opferpriester dort angekommen ist, nähert er sich gravitätisch dem geheiligten Steine, entblößt sich mit vieler Ehrfurcht, beugt demüthig die Kniee, faltet die Hände, und neigt sich nieder zur Erde. Nachdem er eine Zeitlang in dieser Stellung verharrt hat, steht er wieder auf, und reibt seine Gottheit mit dem mitgebrachten Blut und Fette ein. Hinter das Bild pflanzt er die Hörner des Schlachtopfers; zur rechten Hand befestigt er die Geburtsglieder des Thieres, und zur Linken einen rothen Faden, der sich in einem Stück Zinn befindet, und durch ein kleines Stück Silber gezogen ist.

Sie bezeigen den Stoorjunkare zweymal des Jahres ihre Hochachtung; diese Ceremonie besteht darin, daß sie, wie gesagt, neue Fichten- oder Birken-Zweige unter den geheiligten Stein legen. Mit Wintersanfange nehmen sie dazu Fichtenzweige, und Birkenzweige in den ersten Sommertagen.

Vornemlich bey dieser Ceremonie erkennen diese Abgötter, ob ihr Gott gnädig, oder ungnädig gesinnt ist. Günstig ist er ihnen, wenn sie beym Zweigunterlegen den geheiligten Stein leicht aufheben können; entrüstet aber über sie, wenn der Stein schwer ist; alsdann kömmt Schrecken über sie, und sie thun auf der Stelle das Gelübde, ihm ein Schlachtopfer zu bringen, um seinen Zorn zu stillen.

Der Sonne bringen sie andre Opfer, als den übrigen Götzen; bringen ihr stets ein Weibchen von den Rennthieren, dem sie einen weißen Faden durch das rechte Ohr ziehen.

Außer **Thor**, **Stoorjunkare** und **Baive** verehren diese Völker noch andre Gottheiten, und die sind die Seelen der Verstorbnen, und die **Julhes**. Bildsäulen errichten sie nicht den Abgeschiednen, aber Opfer bringen sie ihnen, um sie zu besänftigen, wenn sie sie erzürnt glauben, oder um ihrem Verlangen, das sie im Traum gegen sie geäußert haben, ein Genüge zu thun. Ein Rennthier, dessen rechtes Ohr mit einem schwarzen Faden durchzogen ist, ist das gewöhnliche Opfer.

Die **Julhes** werden weder durch Bildnisse, noch durch andre Zeichen dargestellet. Die Lappen glauben, daß diese **Julhes** am Weynachts heiligen Abend und am Weynachts-

nachtstage Schaarenweise durch die Lüfte ziehn. Darum nennen sie diese beyden Tage, das Fest der Julhes. Der Ort, der zu ihrer Verehrung bestimmt ist, ist ein Baum, einen Pfeilschuß hinter der Hütte befindlich. Sie opfern ihnen auf folgende Art:

Am Weyhnachts heiligen Abend essen sie kein Fleisch nicht, legen einen kleinen Theil der Speisen, die sie an diesem Tage zu sich nehmen, bey Seite, so machen sie es auch den folgenden Tag, an welchem geschmaust wird. Diese beyden Portionen schütten sie zusammen, und verschließen sie in einem kleinen birkeindnen Kästchen, das die Gestalt eines Schiffes mit Segeln und Rudern hat. Nachdem sie dieß Essen zwey Tage aufgehoben, hängen sie das Schiffchen an den Baum, der den Julhes gewidmet ist. Dies Opfer wird alle Jahre erneuert.

Man könnte vermuthen, daß die Meinung, die die Lappen von den Julhes haben, sich ursprünglich von den Priestern herschreibt, die das Evangelium in diesem Lande gepredigt. Diese Priester werden ihnen unfehlbar verkündigt haben, daß am Weyhnachtstage der Heiland der Welt geboren worden; daß das ein Tag der Freude und der Wonne für das ganze menschliche Geschlecht sey; daß den Tag vorher die Engel diese Bothschaft der ganzen

zen Welt gebracht; daß sie den Schäfern erschienen sind, und daß diese von Furcht bey ihrem Anblick sind befallen worden.

Das haben die Lappen gefaßt, daß die Weyhnachtszeit eine Zeit der Freude ist, und ermangeln darum nicht, Feste anzustellen; aber wahrscheinlicher Weise haben sie die Erscheinung der Engel nicht recht begriffen, und dieser unrecht angewandte Punkt hat zu ihrem Irrthum und Aberglauben Anlaß geben können.

Während des Weyhnachtsfestes kommen die Oberhäupter der Lappländischen Familien nicht aus ihren Hütten, und machen sich wenig daraus, dem Gottesdienste beyzuwohnen. Sie begnügen sich damit, Kinder und Gesinde in die Kirche zu schicken, und entschuldigen sich damit, sie wären besorgt, die Julhes möchten ihnen übel mitspielen; was sie auch bewegt, ihnen nach dem Feste Opfer zu bringen.

§. 10.

Die Ehen der Lappen.

Insgemein verehlichen sich die Lappen ziemlich spät. Ein Hausvater, der seine Tochter verheyrathen will, findet sein Interesse dabey, wenn er die Hochzeit so weit hinaus schiebt, wie möglich, weil man nur

durch Menge von Geschenken eine Frau bekömmt.

Will sich ein junger Lappe verheyrathen, so sucht er sich ein Mädchen, ob sie schön und geistreich, rechtschaffen und züchtig, das kümmert ihn gar nicht, wenn sie nur wackere, tüchtige Rennthiere in Menge hat.

Diesen Reichthum erlangen die Mädchen dort zu Lande dadurch, daß ihre Väter den Kindern bey ihrer Geburt eins oder mehrere Rennthiere schenken; jeder Wurf dieser Thiere gehört dem neugebornen Kinde zu, und sobald es im Stande ist, für sein Vieh sorgen zu können, legt man ihm genaue Rechnung davon ab.

Wenn sich ein junger Mensch eine Frau aussucht, geschieht es gemeiniglich auf den Messen, oder den öffentlichen Versammlungen; wenn er eine Wahl getroffen, geht er mit seinem Vater und einem Freunde zu den Anverwandten des Mädchens, und nimmt den besten Brandtewein aus der Gegend mit. Der Vater und der Freund gehen in die Hütte von den Aeltern des Mädchens; der junge Mensch bleibt an der Thüre stehn, bis er herein gerufen wird; handelte er gegen diesen Gebrauch, so wäre das eine Unhöflichkeit, eine Unvorsichtigkeit, die durch nichts könnte entschuldigt werden, und die seiner ganzen Bewerbung ein Ende

machte.

machte. Er beschäftigt sich am Eingange der Hütte mit Holzhauen, oder einer andern ähnlichen Verrichtung. Der Vater des jungen Menschen nimmt die Flasche Brandtewein, und reicht sie dem künftigen Schwiegerältern, und allen Anwesenden, um davon zu trinken. Sie nennen diesen Brandtewein Puristowin, das heißt, Bewillkommungswein oder Subowin, Liebeswein. Wenn diese Formalität vorbey, trägt der Vater des jungen Menschen die Neigung und das Verlangen seines Sohnes vor, und hält um die Tochter an. Um des künftigen Schwiegervaters Gunst um so leichter zu erlangen, unterläßt man nicht, die schmeichelhaftesten Ausdrücke in seinem Komplimente an ihn zu verschwenden, ihm die ehrwürdigsten Eigenschaften beyzulegen. Man nennt ihn großer Vater, ehrwürdiger Vater, guter und erhabner Vater, allerhöchster Vater; jede dieser Benennungen wird mit einem tiefen Kniebeugen begleitet. Ist die Antwort des zukünftigen Schwiegervaters für den jungen Menschen günstig, so wird er herein genöthigt, und muß mit essen; das Mädchen aber wird entfernt; muß entweder hin und ihre Rennthiere weyden, oder sich in eine andre Hütte begeben, damit der Bräutigam und seine Gesellschaft sie nicht zu sehen bekömmt; wenn er von den Aeltern die Erlaubniß bekommen kann,

mit

mit ihr zu reden, so geht er, alsbald hin, legt sich seine schönsten Kleider an, und kömmt wieder, seine Braut zu begrüßen. Ein Kuß auf den Mund ist der Anfang ihrer Unterredung; soll nun ihr Gruß die völligste Gewogenheit bezeigen, so legen sie ihre Nasen gegen einander, und drücken sie fest an einander an.

Nach diesem Vorspiel zieht der Liebhaber aus seinem Busen das Fleisch hervor, das sie am höchsten halten; eine Rennthierzunge und Kastorfleisch; er überreicht es seiner Geliebten vor der ganzen Gesellschaft; sie schlägt es aus, giebt ihm ein Zeichen aus der Hütte zu gehn, und folgt ihm. Wenn sie nun bey Seite gegangen, bietet er ihr das Geschenk von neuen an; sie nimmt es an; nunmehr bittet er sie um die Erlaubniß, bey ihr in der Hütte schlafen zu dürfen; schlägt sie es aus, so wirft sie alle seine Geschenke zu Boden; wo nicht, so bewilligt sie es ihm, und die Sache wird für richtig gehalten.

Es bleibt weiter nichts mehr übrig, als einen Tag zur Hochzeitfeyer anzusetzen, und das macht die größte Schwierigkeit. Der Vater der Braut, dem es sehr behäglich ist, Brandtewein trinken zu können, verschiebt diesen Tag von einem Jahre zum andern; indeß fährt der Bräutigam fort, seine Geliebte zu sehn, und vergißt niemals,

mals, wenn er ihr den Besuch macht, Brandtewein und Taback für den Schwiegervater mitzubringen. Auf dem Wege nach seiner Geliebten hin, singt er Liebesliederchen, die seine Ungeduld an Ort und Stelle zu seyn, verrathen. Vielleicht wird man ein Pröbchen von der Lappländischen Zärtlichkeit nicht ungern sehen.

Komm Rennthierlein! komm laß uns eilen! Haben noch einen hübschen Weg vor uns. Ist ein weiter Weg! ein schlauer Weg! Denn Regen hat die Erde feucht gemacht! — Wirst mich doch nicht wieder in meinem Laufe aufhalten wollen, Kailge-See? — Komm Thierlein! Trag mich hinüber! Gehab dich wohl, Kailge-See! Gehab dich wohl! O wie mir so wohl zu Muthe wird, so gar behäglich, wenn ich über den See bin! Was ich da schon alles ahne! . . . Komm Rennthierlein! Eile! Schweb' hin auf Windsfittichen! Um so ehr sind wir am Ende unsrer Wallfahrt! Sind nun so ehr bey meinem Mädchen! Da wird es gut seyn, und lustig! . . . Ich werde sie unter den Bluhmen sehn herum irren! . . . Hurtig, liebes Ding! munter! . . . Horch! lausch! Hörst du nicht plätschern! Badet sich dort nicht mein Mädchen!

Bayerische Staats Bibliothek München

Wenn die jungen Liebhaber von ihren Geliebten entfernt sind, suchen sie durch andre Gesänge ihr Andenken immer neu zu erhalten, und finden das größte Vergnügen daran, sich unaufhörlich mit ihren zärtlichgeliebten Mädchen zu beschäftigen. Hier ist eins von ihren Liedern.

O Sonne, dein hellester Schimmer beglänze den Orra-See!
Ich würde den Fichtengipfel ersteigen, könnt' ich schauen den Orra-See!
Ich würd' ihn ersteigen den Gipfel, meine Blumenfreundinn zu sehn!
Ich würd' ihn bescheeren, ihm alle Zweige, seine grünen Zweige stümmeln! —
Hätt' ich Flügel zu dir zu fliegen, Flügel der Krähen.
Dem Laufe der Wolken folgt' ich, ziehend zum Orra-See!
Aber mir mangeln die Flügel! Entefllügel! Füsse der Ente!
Rudernde Füße der Gänse, die mich zu dir bringen!
O du hast lange gewartet, so viel Tage! schöne Tage,
Du mit erquickenden Augen, mit deinem freundlichen Herzen! —
Was ist stärker als Flechte Sehnen! als eiserne mächtige Ketten!
So fesselt uns die Liebe, die Umschafferinn Sinns und Willens:

Denn der Wille des liebenden Jünglings ist
Windesgang,
Die Gedanken des Liebenden, lange Gedanken!
Folgt' ich ihnen allen, ich irrte vom rechten
Wege ab!
Drum bleibt mir ein Entschluß, die sichre
Bahn zu gehn! *)

Von Tonart, von Takt wissen sie gar nichts; sonach singt jeder diese Lieder, wie ihm der Schnabel gewachsen. Sie nennen sie Hochzeitsänge.

*) Die meisten meiner Leser, denk ich, sollen es mir Dank wissen, daß ich, statt die durchwäßerte französische Uebersetzung dieses Liedchens zu liefern, ihnen die kraftvolle Herdersche aus der Ursprache gegeben habe. Sie steht in den Blättern: Von deutscher Art und Kunst. Eine Nachahmung dieses Liedchens findet man im Kleist. S. 42. Was Herder von diesem Liedchen und dem nachgebildeten Kleistischen urtheilt, steht in den eben gedachten Blättern: Von deutscher Art und Kunst. S. 23 und 24.

Das Liebeslied: An sein Rennthier, das oben steht, hat Herder auch übersetzt gehabt, hat es aber verloren, sonst hätt' ich es sicher mitgetheilt; hätte nicht den Lesern die herzlich nüchterne Uebersetzung des Franzosen gedolmetscht. Lieder zu übersetzen, die ganz rohe Natur athmen, dazu ist, wie man weiß, der Franzos nicht gemacht; hat dafür nicht Sinn, nicht Sprache.

Der Uebers.

Wenn man wegen des Hochzeittages einig geworden, versammlen sich alle Anverwandten des Brautpaars bey den Aeltern des Mädchens den Tag vor der Hochzeit, und der Bräutigam giebt einem jeden von ihnen die zugedachten Geschenke; der Schwiegervater erhält einen silbernen Becher, einen kupfernen Kessel, Häute und Ueberzüge ein Bette daraus zu machen; die Schwiegermutter einen Gürtel, einen Rock, und die Art von Respektuese, die sie Kraka nennen; und um die Gewogenheit der ganzen Familie zu erhalten, ist der Gebrauch einem jeden von den Anverwandten nach seinem Vermögen, und in Gegenwart der ganzen Versammlung, ein Geschenk zu machen.

Den folgenden Tag kleidet sich das Brautpaar so reich an, als nur immer möglich, und gehen mit ihren Anverwandten in die Kirche. Die Männer gehen voran, und haben den Bräutigam an der Spitze; vor ihm geht jemand her, der der Anführer des ganzen Trupps zu seyn scheint; hernach kommen die Weiber von der Braut angeführt. Zwey ihrer nächsten Anverwandten halten sie unter den Armen, und führen sie so, die Mütze in der Hand haltend, nach der Kirche. Sie nimmt eine traurige Mine und Stellung, die zu erkennen geben soll, daß sie ihrer Aeltern Haus

ungern verläßt, an; Kopf und Auge hat sie zur Erde gesenkt; es scheint, als würde sie zum Richtplatze geführt. Wenn man sie frägt, ob sie gegenwärtigen Jüngling zum ehelichen Gemahl haben will, müssen die Aeltern in sie dringen, ihr stark anliegen, bis sie endlich spricht, und ein Ja hervor giebt. Dies geschieht so leise, daß es kaum der Priester hören kann. Diese Zurückhaltung legen die Lappen für ein Zeichen von Verschämtheit und Keuschheit aus, der sie die größten Lobeserhebungen geben.

Nach vollzogner Trauung kehrt man wieder zu den Anverwandten der jungen Frau zurück, und feyerte daselbst ein grosses Fest. Ein jeder von den Gästen hat seinen Antheil von Fleisch mitgebracht, der auf die Hochzeittafel gesetzt wird. Sie haben einen Mann, der dieß Essen in Empfang nehmen muß, und nachher als Vorschneider dient. Das junge Paar sitzt dicht neben einander; alsdann folgen alle Anwesende nach den Graden ihrer Verwandschaft. Niemand rührt das Essen an; der Mann, der den Haushofmeister vorstellt, legt erst den Neuverehlichten vor, und dann den übrigen.

Da die Hütte manchmal zu klein für alle Hochzeitgäste ist, steigen die Knaben und Mädchen aufs Dach, und lassen einen kleinen Strick herunter, woran eine

Angel oder Haken hängt. Der Vorschneider befestigt an selbigem Stücken Fleisch; jeder zieht dann seinen Haken herauf, und theilt auf die Art die hochzeitlichen Freuden. Nach der Mahlzeit sagen sie ihr gewöhnliches Gratias, geben einander die Hand, und stehn vom Tische auf.

Das Fest schließt sich mit Brandteweintrinken; jeder kauft sich seine Portion, wenn er einen Brandteweinhändler antrift; wo nicht, so bringen sie den Rest des Tages mit Unterredungen und zeitvertreibenden Spielen hin.

Wenn die Hochzeit auf die Art vorbey ist, darf der Mann demungeachtet seine Frau mit all ihren Reichthümern noch nicht heimführen. Ehe er die Erlaubniß erhält, muß er noch ein ganzes Jahr bey seinem Schwiegervater bleiben, und ihm dienen; alsdann steht es ihm frey, heim zu ziehen, und eine eigne Wirthschaft anzufangen, oder noch länger dort zu bleiben. Der Schwiegervater tritt seine Tochter dem Eydam nunmehr gänzlich ab, und überliefert ihm alle ihre zugehörigen Rennthiere. Oft bringt die Frau dem Mann hundert Stück solcher Thiere als Eigenthum mit. Ueberdieß geben ihr die Aeltern noch hundert Rennthiere zur Aussteuer, (mehr oder weniger, je nachdem ihr Vermögen,) und Silber, Kupfer, ein Zelt, ein Bette, und

alles,

alles, was zu einer Wirthschaft gehört. Die andern Anverwandten der Frau, die der Mann beschenkt hatte, müssen nach Maasgabe der erhaltnen Geschenke ihm eins, zwey oder vier Rennthiere geben; auf die Art erhält der junge Mann, der große Geschenke gegeben, nach der Hochzeit einen großen Reichthum an Rennthieren.

Sie werden nie in verbotne Grade hinein heyrathen; haben hierinn immer das Gesetz aufs gewissenhafteste beobachtet. Von Ehescheidung wissen sie nichts; ihre Ehen sind unauflöslich, und die Eheleute leben aufs anständigste mit einander bis zu ihrem Tode.

Eheceremonien bey den Rußischen Lappen.

Die Rußischen Lappen, die noch meistentheils Abgötter sind, machen bey ihren Verehlichungen weit weniger Ceremonien. Die Aeltern und Freunde des Brautpaars versammlen sich bey dem Vater des Bräutigams; daselbst schlägt man mit einem Stück Eisen gegen einen Kieselstein, daß Feuer heraus springt. Diese heraus springende Funken schürzen das Band der Ehe fest, und sind das Siegel dieses gesellschaftlichen Contracts.

Dieß geheimnißvolle Sinnbild stellt, ihnen zufolge, die Ehe vor; so wie sich im Stein eine Feuerquelle befindet, die sich nicht eher hervor thut, als bis das Eisen

sie berührt hat, eben so liegt in beyden Geschlechtern ein Lebensquell verborgen, der sich nicht eher aufthut, als bis sie vereinigt sind.

Es ist unbekannt, was einigen Schriftstellern muß Anlaß gegeben haben, zu sagen, daß die Gemeinschaft der Weiber unter den Lappen eingeführt sey, oder wenigstens, daß sie sich wenig darum kümmerten, wenn ihre Weiber Umgang mit andern Männern pflegten. Weit entfernt, daß diese Völker die Fremden sollten bey ihren Weibern liegen lassen, oder selbige, nach Renards Bericht, zwingen ihrer Familie diese Ehre zu erweisen, sind in dem Punkt sehr empfindlich, und zur Eyfersucht sehr geneigt. Begegnet eine Frau unterwegs einem Mann, und bleibt stehen, und spricht mit ihm, und der Mann sieht es, husch! steigt ihm Eyfersucht zu Kopfe und zu Herzen, und er macht ihr über ihre Untreue die hitzigsten Vorwürfe.

§. 11.

Geburt und erste Erziehung der Lappen.

Unfruchtbarkeit der Lappländerinnen.

Sehr wenig Kinder haben die Lappländerinnen, und diese Unfruchtbarkeit entsteht vielleicht daher, daß sie zu wenig Salz essen. Selten sieht man über zwey, drey

in

in einem Hause, und noch nie hat man einen Lappen gefunden, der über acht Kinder gehabt.

Man hat die Bemerkung gemacht, von deren Richtigkeit man sich leicht überzeugen kann, daß nach Proportion die Seeprovinzen und Seestädte weit bevölkerter sind, als andre Provinzen und Städte, daß die dortigen Familien zahlreicher sind, der Gründe ungeachtet, die ihre Entvölkerung verursachen sollten; nemlich wegen der langwierigen Reisen der Einwohner, wegen der Schiffbrüche, und wegen all der andern Zufälle, die die Schiffahrt nach sich zieht. Man kann sonach bloß der Nähe des Meeres, den dortigen Produkten die Ursach davon zuschreiben; entweder, daß nun die Luft, die man dort athmet, die Speisen, die man zu sich nimmt, mit salzigten Theilen geschwängert, mehr Saamenfeuchtigkeiten erzeugen, und in selbigen eine gewisse Schärfe hervor bringen, die häufiger reizt, oder daß diese Salztheilchen eine gewisse Geschicklichkeit haben, diese Feuchtigkeiten zu reinigen, und ihnen mehr Zeugungskraft zu geben.

Nimmt man noch zu diesem Salzmangel die rauhe, schneidende Witterung, die die Lappen haben, den Druck des Elendes, worunter sie leben, so wird man vielleicht finden, daß das die zuverläßigsten Ursachen

sind, die einen solchen Grad der Kälte, welche einer zahlreichen Bevölkerung so nachtheilig ist, in ihnen mit bewirken.

Nichts beweißt die Unfruchtbarkeit dieser Nation besser, als die Liste, die Karl der neunte von allen in Lappland lebenden Personen hat aufnehmen lassen, und die nachher ist untersucht, und richtig befunden worden. Man fand viele Familien ganz ausgegangen, und die Nation um ein Fünftheil geschmolzen; es wird aus dem Zeugniße aller Schriftsteller ersichtlich, daß dieß Volk vor seiner Unterjochung weit zahlreicher war; man könnte den Grund dieser Abnahme auch in dem übermäßigen Gebrauch des Brandteweins, und der hitzigen Getränke suchen.

Ihr Aberglaube bey Entbindung ihrer Weiber.

Sobald ein Mann seine Frau schwanger merkt, ist seine erste Sorge zum Planetenlauf seine Zuflucht zu nehmen, um zu erfahren, wes Geschlechts das Kind seyn wird. Die Lappen glauben, es befindet sich zwischen einem Weibe und dem Monde ein gewisser sympathetischer Bezug; auch bedienen sie sich dieses Gestirns vornemlich bey ihrer Wahrsagerey. Steht ein Stern über dem Monde, prophezeyhen sie ein Knäbchen; ein Mädchen aber, wenn er drunter steht. Auch ziehn sie wegen des Schicksals des Kindes den Mond zu Rathe; erforschen, ob es gesund bleiben, lange leben wird.

Eine

Eine schwangre Frau hat zur Linken der Thüre ihr besonders Zimmer, das natürlich im Winter äußerst kalt seyn muß, da das Feuer, bekanntlich, mitten in der Hütte gemacht wird, und die Wärme nicht allenthalben hindringen kann.

Die erste Stärkung, die man einer Wöchnerinn giebt, ist eine mit Wallfischfett gemachte Suppe. Man nimmt das Kind, wäscht es im kalten Wasser oder Schnee, so lange bis man sieht, daß es schwach athmet; alsdann badet man es in einem Kessel mit warmen Wasser, und läßt es einen Augenblick bis an den Hals im Wasser liegen; nimmt sich aber sehr in Acht, daß ihm nicht einige Tropfen auf den Kopf fallen. Nach diesem Bade wickelt man das Kind in ein Hasenfell.

Ob gleich die Wöchnerinnen weiter kein Getränk haben, als Wasser, und ihre Speisen sehr elend sind, so bleiben sie doch nicht lange im Bette, und verrichten binnen vier oder fünf Tagen ihre Hausgeschäfte. Ihnen liegt es ob, ihren Kindern die Taufe zu verschaffen, und dieß besorgen sie gemeiniglich den zwölften, höchstens den vierzehnten Tag nach ihrer Niederkunft. Im Sommer sieht man sie auf die höchsten Felsen klettern, durch große Wälder oder schlammigte Sümpfe wandern, und ihre Kinder zum Priester zu bringen, von dem

dem sie manchmal fünf bis sechs Meilen entfernt sind; sie befestigen des Kindes Wiege an einer Art vom Saumsattel, den ein Rennthier trägt, das sie führen. Ihre gute Leibesbeschaffenheit, ihre Abgehärtheit gegen alles Ungemach, macht, daß sie alle diese Strapazen ertragen.

Im Winter nehmen sie ihre Kinder im Schlitten mit sich. Unter den Namen, die sie ihren Kindern geben, wählen sie immer welche, die ähnlichen Klang mit den Namen ihrer falschen Götter haben, als Thora, Bairick u. s. w. und es hält sehr schwer, daß die Priester ihnen dieß abgewöhnen.

Wenn in der Familie jemand gestorben ist, den man sehr geliebt, so giebt man dem neugebornen Kinde seinen Namen, um sein Andenken zu erhalten.

Nachdem der Priester das Kind getauft hat, macht man ihm ein Geschenk von einem Paar Handschuh, die an gewissen Orten mit Loomsfedern gestickt sind. Dies sind nicht die einzigen Geschenke, die der Priester bekömmt. Die Lappen geben ihnen auch welche, wenn sie auf den Märkten taufen, trauen und begraben lassen; es ist gewöhnlichermaaßen der Zehnten an Pelzwerk, Handschuh, Schuh und Käse. Christlichere Lappen begnügen sich daran nicht, ihre Priester beschenkt zu haben, sie

be-

beschenken auch die Kirche; man sieht eine Menge Hamster- und Kaninchenfelle vor dem Altare hängen. Um den Segen des Himmels zu erflehen, oder die Abwendung einiger Seuchen, die ihre Heerden betroffen haben, tragen sie Rennthierhäute nach der Kirche, und spreiten sie auf den Weg aus, der zum Altare führt, und den der Prediger gehen muß. Sie halten es für das sicherste Mittel, von Gott erhört zu werden, wenn sie den Prediger auf ihre Seite gebracht haben. So schädlich dieser Aberglaube einer seits ist, so nützlich ist er auf der andern.

So dauerhaft die Weiber nun auch gebaut sind, so viel Gebete die Prediger auch wegen ihrer Reinigung thun, so kann die Männer doch nichts dahin bringen, ihnen vor sechs Wochen zu nahe zu kommen. Sie halten fest bey diesem uralten Gebrauche.

Erste Erziehung der Kinder.

Die Kinder werden von ihren eignen Müttern gesäugt, und das zwey, drey, vier Jahre. Werden sie durch Krankheit oder andre Zufälle vom Säugen abgehalten, so flößen sie den Kindern Rennthiermilch in Löffeln ein; außer der Milch gewöhnen sie sie noch frühzeitig an andre Speise, indem sie ihnen kleine Stückchen Fleisch in den Mund geben, und davon saugen lassen.

Die Kinder liegen in einer kleinen Wiege, die aus einem Stück Holz oder Birkenrinde besteht, das allenthalben mit gegährten Rennthierfellen ausgemacht ist. Ueber dem Kopfe befindet sich ein kleines, rundes Dach, auch von Leder; die Seitenwände der Wiege sind von innen mit jungen Rennthierhäuten bedeckt, deren Rauhes auswärts gekehrt ist.

Statt Windeln, Matratze und Betten liegt das Kind nackend in rothen, feinen und wohlgetrocknetem Moose. Dies Moos benimmt alle Unsauberkeit, hält das Kind immer reinlich, und lange Zeit in Wärme, und schützt die zarten Gliedmaaßen des Kindes durch seine große Weichheit vor allen übeln Zufällen. Jedesmal, das man es aufnimmt, wechselt man mit dem Moose, und giebt ihm zweymal des Tages frisches. Die Haut eines jungen Rennthiers dient ihm zur Decke; die Wiege hat meßingene oder kleine kupferne Bleche auf den Seiten, die statt Klapperwerks zu gebrauchen. Man hängt sie gemeiniglich an das Dach der Hütte auf, und schauckelt sie, um das Kind einzuschläfern. Um die Kinder frühzeitig an ihren Stand zu gewöhnen, und mit ihren künftigen Werkzeugen bekannt zu machen, so hängen die Mütter an die Wiege eines Knaben einen kleinen Bogen, Pfeile, und eine kleine Hellebarde auf, alles

gut

gut ausgearbeitet, und von Zinn oder Rennthierhörnern verfertigt. Ist es ein Mädchen, so findet man an ihrer Wiege die Flügel, den Kopf und die Füße eines Rebhuns oder einer weißen Fasanhenne, um ihnen von Kind auf Geschicklichkeit und Reinlichkeit beyzubringen.

So bald die Kinder erwachsen sind, werden die Knaben ein wenig von den Vätern unterwiesen, und die Töchter von den Müttern. Letztre lehren jene nähen, Handschuh machen, und allerhand Kleidungsstücke, und das Geschirr für die Rennthiere.

Die Knaben müssen lernen mit dem Bogen umzugehen, und geschickt Pfeile abzuschießen. Um sie hierin geschickt zu machen, geben ihnen die Lappen, nach dem Beyspiel der alten Majorkaner nicht eher zu essen, als bis sie einen Pfeil in ein Stück Birkenkolz geschlossen haben, das sehr hoch an einem Stricke hängt; auch setzt man für die geschicktesten Preise aus. Diese oft wiederholten Leibesübungen machen vorzüglich geschickte Schützen aus ihnen.

Wir haben gesagt, daß ein Mädchen wohl hundert und mehr ihr zuständige Rennthiere hat, wenn sie heyrathen will. Eben so ist es mit den Knaben; sobald ein Kind, es liegt nichts daran, welches Geschlechts

schlechts es ist, getauft worden, geben ihm seine Aeltern ein Weibchen von den Rennthieren, das auf eine gewisse Art bezeichnet wird, so wie alle die Jungen, welche es wirft. Wenn die ersten Zähne hervor kommen, schenken die Aeltern zu der Heerde des Kindes noch ein Rennthierweibchen; daher kömmt es denn, daß, je größer die Kinder werden, je größer die Heerde wird, die in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre sehr zahlreich ist.

Ob gleich die Natur hier nicht so streng gegen die Weiber ist, als in den mitternächtlichen Ländern, so geht es ihnen dennoch auch nach der Weiber Weise; nichts desto weniger finden sie Ausnahmen hier. Es giebt in manchen Landschaften Frauen, die in ihrem ganzen Leben, selbst nach der Heyrath, nicht die monatliche Zeit gehabt; in andern Landschaften findet man welche, die sie nur des Sommers, und andre, die sie nur ein mal des Jahrs haben; man hat aber bemerkt, daß alle diese Frauen aufgeschwollne Füße haben, und wassersüchtig sind.

§. 12.

Regierungsform der Lappen.

Die Schwürigkeit in die Finsternisse zu dringen, die die alte Regierungsform

der Lappen verhüllen, erlaubt uns nur blos zu sagen, wie heutiges Tages Recht und Gerechtigkeit bey diesen Völkern gehandhabt wird.

Wenn man Facta durch Muthmaßungen ersetzen darf, so glauben wir vermuthen zu können, daß abgöttische, umherziehende Nationen, die keine Gesellschaft ausmachten, keinen Handel trieben, von allen Lastern befreyt waren, deren erste Quelle das Intreße ist, nicht mehr Gesetze müssen gehabt haben, als die Grönländer, von denen wir gesprochen.

Scheffer berichtet indeß, nach Peter Claudi und Sturtesonius, daß im neunten Jahrhundert die Finnen, die bey Norwegen wohnten, einen König hatten, Namens Motle, der diese Gegend unumschränkt beherrschte. Dieß ist nur bloß von der Seeprovinz zu verstehn, die das heutige Dänische Lappland ausmacht; was das Innre der Lande anbetrift, so glaubt man, daß es erst lange nachher von Finnländischen Familien sey bewohnt geworden, die in selbiges immer weiter hereinrückten, je nachdem sich ihre Anzahl durch neue Wanderungen, oder durch eigne Bevölkerung verstärkte. Diese Völker lebten sonach eine ziemlich geraume Zeit in Ruhe; aber Magnus der Erste, der 1277 in

Schweden zu regieren anfieng, und 1290 starb, machte einige Versuche sie zu besiegen.

Diesem Monarchen schlug sein Vorhaben nicht so glücklich ein, als er es verhofte, entweder wegen der Schwierigkeit in ein von Waldungen, Flüssen, Seen und Bergen so durchschnittnes Land hinein zu dringen, oder wegen der Unmöglichkeit, einer Nation die Freyheit zu rauben, die keine feste Wohnung hatte, oder auch vielleicht wegen der wenigen Kosten, die er auf eine, wie ihm dünkte, nicht große Früchte tragende Eroberung verwenden wollte.

Indeß verdroß den König Magnus ungemein, daß eine barbarische Nation, die sich in seinen Ländern niedergelassen, sich nicht unter seinen Zepter schmiegen wollte; um sie zu bändigen, ermahnte er alle seine an Lappland gränzende Unterthanen, sich zu vereinigen, und auf Mittel zu denken, wie man sie unterjochen könnte. Er ermunterte sie sogar durch die Hofnung, einer grossen Belohnung, und durch das Versprechen, denjenigen die Regierung dieser Völker aufzutragen, die sein Vorhaben ausführen würden.

Die Einwohner des Kirchspiels von Birkala, neben welchen sich einige Lappen niedergelassen hatten, nahmen sich vor, die versprochne Belohnung zu erhalten; lauerten

ten den vornehmsten Lappen in einem Hinterhalte auf, tödteten deren eine große Menge, und bemächtigten sich des ganzen Landes bis zum Meere hin, von nördlicher und von westlicher Seite.

Seinem Versprechen gemäß, gab König Magnus den Birkalen völlige Obergewalt über Lappland und seine Einwohner; erlaubte ihnen Schatzungen auszuschreiben, mit Ausschluß aller andern Völker daselbst Gewerbe zu treiben, und alle Vortheile aus diesem Lande zu ziehen. Befahl aber zugleich, daß die Birkalen zur Erkenntlichkeit für die ihnen abgetretne Oberherrschaft, eine gewisse Anzahl Grauwerk, als eine Art Erbzins, der Krone Schweden jährlich liefern sollten.

Die Birkalen und ihre Nachkommen genossen diese Gerechtsame bis zu Gustav des Ersten Regierung. Sie erhoben von den Lappen große Steuern, und bezahlten an Schweden sehr mäßige. Ueberdem, da sie die Bedürfnisse dieser Vöker genau kannten, kauften sie im Sommer von den Kaufleuten, die durch den Bothnischen Meerbusen kamen, und an den Küsten landeten, alle Waaren ab, an denen es den Lappländern fehlte. Im Winter brachten sie diese Waaren zu diesen Völkern, und verkauften das, was sie sehr wohlfeil eingekauft hatten, sehr hoch. Durch diese

Kniffe erlangten die Birkaler große Reichthümer, die ihren Untergang verursachten.

Diese kleine Regenten hatten durch Gewalt und Verrätherey die Oberherrschaft von Lappland an sich gerissen, und sie dreyhundert Jahre lang behalten, von Magnus dem Ersten, bis zu Gustav dem Ersten. Die Wohlhabigkeit, worin sie sich jetzt befanden, anstatt ihren Durst nach Reichthümern zu tilgen, reizt ihre Gier nur noch mehr; unrechtmäßige Unterdrückungen, Tyranneyen gaben Anlaß zu murren, einige von ihnen arm und entrüstet über die schnöde Begegnug ihres Gleichen, die der Wohlstand hartherzig gemacht, brachten beym Könige Gustav ihre Beschwerden an. Dieser Monarch ließ den mächtigsten von diesen Birkalen, Namens Laurentii gefangen nehmen, und gab ihm seine Freyheit nicht eher, als bis er sehr starke Geldbuße erlegt hatte. Von diesem Augenblick an, befahl Gustav, daß die Lappen ihre auferlegten Steuern gerade an die Krone Schweden entrichten sollten; überdieß verstattete er jedermann die Freyheit nach Lappland zu gehen, und mit den Einwohnern zu handeln.

Kurz darauf ernannte er einige von seinen Bedienten zu Steuereinnehmern und Justizpflegern in diesen Landschaften; sie mußten in Begleitung von Priestern jährlich

lich im Winter hin, und ihr Amt verwalten. Auf dem Fuße standen die Sachen, als Karl der Neunte zum Thron kam, und sie in einen beßern Stand setzte; nachdem er Lappland eingetheilt, gab er jedem Distrikte Vögte oder Statthalter, die Aßistenten bekamen, um Proceß- und alle übrige Justizsachen zu besorgen. Er ließ sie in den Rechten unterweisen, und nöthigte sie ihre Urtheilssprüche nach diesen Verordnungen zu nehmen; dieß sieht man aus der Instruction, die dieser Fürst einem Abkömmling des Laurentii gab, den Gustav hatte in das Gefängniß werfen lassen. In dieser Instruction, die vom 10ten October 1610 von Stockholm aus datirt ist, wird er zum **Voigt von den Districten Uhma, Pitha und Lulha** gesetzt. Die folgenden Könige machten neue Veränderungen in dieser Einrichtung. Heutiges Tages steht jede Landschaft unter einen Obervoigt, der seinen Stellverweser hat, und andre subalterne Bedienten, für welche die Entscheidung der kleinen Processe gehörte, und zugleich die Vollstreckung der Kriminaljustiz. Der König von Schweden ernennt den Oberlandvoigt, und dieser die übrigen Richter.

Die Dänischen Lappen werden nach Dänischen Gesetzen regiert. Der König ernennt auch ihre Richter, und Bedienten,

ten, die die Steuern in Empfang nehmen müssen, die er von diesen Völkern bekömmt.

Was die rußischen Lappen anbelangt, so sind das diejenigen, die am längsten die alte Unabhängigkeit ihrer Nation erhalten haben; sie sind beynahe alle Abgötter, ziehen fast alle noch umher; haben, so zu sagen, keinen andern Willen, als den ihrigen; wählen sich selbst die Arten von Statthaltern, die alle Macht über sie haben, und die Justitz besorgen. Diese Statthalter unterscheiden sich durch rothe Tracht von den übrigen Lappen. Gleichwohl erkennt diese Völkerschaft den Zaar für ihren Oberherrscher, und bezahlt ihm einen Tribut an Pelzwerk.

§. 13.

Steuern oder Auflagen der Lappen.

Die Steuern, die die Könige von Schweden anfänglich von den Lappländern bekommen, bestanden aus zwey und dreyßig Zimmern Eichhörnchenhäute, und acht Marderfellen, die die Birkalen lieferten. Jedes Zimmer besteht aus vierzig Fellen. Nachdem aber die Birkalen ihres Ansehens und ihrer Macht beraubt waren, foderte man von jedem Hausvater so viel Pelzwerk, als seine Vermögensumstände erlaubten, oder den zehnten

Theil

Theil, und zehn Procent von allen gedörrten Fischen, die sie haben möchten.

Der König befahl selbst im Jahre 1600, daß diese Verfügung sollte getroffen werden; da man aber einsahe, daß die Lappen dadurch einen beträchtlichen Schaden erlitten, daß ihre Heerden in gewaltige Abnahme geriethen, so kam in eben dem Jahre ein Edikt heraus, worin verfügt wurde, daß jedes Landeskind, so bald es siebzehn Jahr alt wäre, sollte gehalten seyn, fünf Rennthiere zu liefern, zwey Männchen und drey Weibchen, oder acht Pfund gedörrte Fische; daß überdieß das zehnte Böckchen von dem im Hause befindlichen Rennthieren, und die zehnte Tonne der gefangnen Fische dem Könige gehören sollte. Im Jahr 1620 ward diese Verordnung erneuert; man setzt in selbiger bloß hinzu, daß alle Elendthiere, die in Lappland würden gefangen werden, denjenigen sollten zugehören, die sie erlegen würden, ihre Häute aber sollten als ein Erbzins der Krone dem Fiskus eingeliefert werden.

Es sind noch Veränderungen in den Gerechtsamen des Königs in Lappland vorgefallen, und heutiges Tages wird die Kopfsteuer eines jeden Lappen, die seinen Umständen gemäß eingerichtet ist, baar erlegt.

 Man

Man hat die Ländereyen, die jeder Einwohner inne hat, in drey Classen getheilt. Die besten, oder die vom größtem Umfange, werden die vollschößigen Ländereyen genannt, und gehören in die erste Classe; die zweyte begreift die mittlern Ländereyen unter sich; zu der letztern wird alles unergiebige Land gerechnet, das nur die Hälfte der Auflagen von der zweyten Klasse geben darf. Der völlige Schoß besteht in zwey Reichsthalern; die zweyte Klasse von Ländereyen giebt, so wie die übrigen wegen ihrer Mittelmäßigkeit, und der geringe Umfang, nur einen Thaler.

Da es sich aber oft zuträgt, daß die Thaler in Lappland selten sind, so rechnet man deren Betrag nach Fischen und Fellen aus, und es steht den Lappen frey, auf die Art zu bezahlen. Funfzig Eichhörnchenhäute, oder ein Fuchsbalg und ein Paar Schuhe nach Lappländischer Art haben den Werth eines Thalers; neun Pfund gedörrten Fisches ebenfalls.

Ausser dieser Auflage bekömmt man noch den Zehnten von den Rennthieren aus jeglicher Landschaft, und jedes Rennthier wird auf zwey Thaler Silbergeld geschätzt; auch bezahlen sie den Zehnten vom Pelzwerk; dieß sind die gewöhnliche Steuern, von denen die eine Hälfte zu Unterhaltung der Priester angewandt wird, die die Lappen unterrichten.

Da alle diese Steuern einen sehr weiten Weg müssen geschaft werden, ehe sie an den Ort kommen, wo sie aufbewahret werden; so ist verordnet worden, daß jeder Lappe noch etwas zu seinen Gaben zulegen soll, und zwar ein Paar Schuh nach Landesart. Sie nennen diese Schuhe Haxapaloka, daß heißt der Transportpreiß. Alle diese Steuern scheinen dem Könige von Schweden ziemlich beträchtliche Summen einzubringen; gleichwol sagt la Moteraye, der Gouverneur von Kromberg habe ihn versichert, daß dieser Fürst nicht mehr als jährlich funfzehntausend Thaler in natura aus Lappland zöge.

Obschon ein Lappe den gemeldeten Tribut der Schwedischen Krone entrichtet, so ist er deshalb doch nicht von allen Auflagen frey; er muß noch unterweilen dem Könige von Dännemark, und dem Zaar, Gaben entrichten. Ersterm, weil er in den Seen fischt, die zu seinem Gebiete gehören; dem andern, weil er auf dem ihm zugehörigen Grund und Boden seine Rennthiere wenden läßt, und allda jagen geht; allein diese Steuern erstrecken sich nie über die Hälfte derjenigen, die der König von Schweden nimmt.

Ehemals hieng die Einnahme dieser Gefälle von dem Willen des Voigts oder

Amtmanns ab; jetzt nicht mehr: die Lappen müssen ihre Gebühren auf die Messen und Märkte bringen, deren wir eben gedacht; der Amtmann, der sich dort einfinden muß, nimmt sie in Empfang.

§. 14.

Leichenbegängnisse der Lappen.

Leichenbegängnisse der Schwedischen und Dänischen Lappen.

Wenn ein Lappe eine Krankheit bekömmt, wofür man kein Heilmittel weiß, so beschäftigen sich die Angehörigen und Freunde mit weiter nichts, als mit dem Feste, das aufs Leichenbegängniß folgen soll. Ein jeder geht nach den Orten, wo Brandteweinschenken seyn, bleibt zwey bis drey Tage dort, trinkt sich täglich voll, kommt dann nach der Hütte zurück, und findet den Kranken todt.

Sobald jemand den Geist aufgegeben, laufen alle Umstehenden aus der Hütte heraus, und lassen den Leichnam liegen. Hernach zerstören sie selbige, aus Furcht der Geist des Verstorbenen möchte ihnen Leides thun.

War der Todte reich, so hüllt man um seinen todten Leichnam ein Stück Leinewand; war er arm, so dient ihm ein Stück grob wollenes Zeug zum Schweißtuche. Man legt ihn in einen Sarg, der aus dem ausgehohlten Strunke eines Baums gemacht ist, und trägt ihn auf

den an der Kirche stossenden Kirchhoff, wo ihn der Prediger unter den gewöhnlichen Ceremonien beerdiget.

Es beginnt schon eine Art Ehrgeizes über diese Völker zu kommen; sie wollen Unterschied zwischen sich beobachtet wissen. Einige von den Lappen sind so hoffärthig, daß sie grosse Summen bieten, um den Vorzug zu haben, in der Kirche begraben zu werden. Dieß geschieht aber nur von guten Christen; die übrigen, die nur Maulchristen sind, bekleiden den erblichnen Leichnam mit seinen besten Kleidungsstücken, und legen ihn in einen Sarg, oder in einem ihm zugehörigen Schlitten, Ackid genannt. Man giebt ihm das kostbarste mit, was er gehabt, seinen Bogen, Pfeile und Hellebarde, damit er, wenn er wieder auf die Welt zurückkomt, die vorige Lebensart führen kann.

Man legt noch ein Beil, Kieselstein und Stahl in den Ackid, damit der Verstorbene sich im Dunkeln Licht anmachen, Bäume weghauen, Felsen ebnen, und alle Hindernisse wegbrennen könne, die er auf dem Pfade zum Himmel finden möchte; sonach wollen diese arme Leute, ungeachtet ihrer Irrthümer doch in den Himmel kommen, wollen durch Eisen und Feuer das Himmelreich erwerben.

Ist die Wohnung des Todten zu weit von der Kirche abgelegen; und ist es Sommer, so schaffen sie den Leichnam im Sarge oder in einem Schlitten liegend, nach dem Wald, und setzen ihn in der Mitte desselben in eine Höhle, deren Eingang sie verrammeln, damit ihm keine wilden Thiere ankommen können, und damit er sich bis zum Winter hält; alsdann sobald Schlittenbahn ist, schleifen sie ihn nach der Kirche. Manchmal warten sie gar so lange, bis die Messe angeht.

Betten, und was sonst der Todte während seiner Krankheit gebraucht hat, pflegen sie insgesammt nach dem Kirchhofe mitzubringen, und lassen das alles in dem Schlitten liegen, worinn sie den Sarg gebracht, und der dort stehen bleibt. Das Rennthier allein nehmen sie nur wieder mit; deshalb ist aber sein Schicksal nicht glücklicher; drey Tage nach dem Leichenbegängniß wird es der Seele des Verstorbenen aufgeopfert, und man bedient sich seines Fleisches, den Lebendigen ein Mahl aufzutischen. Die Knochen dieses Thiers werden sorgfältig bey Seite gelegt, und in einem Tragkorb gethan, auf welchen man das Bild des Verstorbnen zeichnet. Das alles wird dem Stoorjunkare zum Opfer dargebracht, und der Korb hinter der Hütte verscharrt. Ohne Brandtewein

tewein trinken geht das Trauermal nicht zu Ende; man sucht ihn allenthalben aufzutreiben, und trinkt soviel als man kann, in der Runde herum, dem Verstorbnen zu Ehren. Sie nennen diesen Brandtewein Soligewin, das heißt, seeligen Brandtewein, weil sie glauben, daß die Person, die diese Trankopfer veranlaßt, im völligen Genuß der Seeligkeit sey. Ehe sie diesen Brandtewein trinken, pflegen sie mit dem Finger einzutunken, und das ganze Gesicht, als eine Art Sühnopfer damit einzureiben. Sobald dieß Getränk seine Wirkung gethan, singt man Loblieder auf den Todten; jeder giebt ihm einen herrlichen Lobspruch, und erhöhet seine guten Eigenschaften sehr; je stärker der Brandtewein, und je schwächer der Kopf des Lobredners, um so pomphafter wird seine Leichenrede, und so mehr streicht man des Verstorbenen Verdienste heraus. Ist die Familie reich, so feyert sie drey Jahre hindurch den Todestag ihrer Angehörigen durch ein solches Fest.

Diese Völker trauern lange; zumal über den Verlust ihrer Weiber und Kinder; aber nicht der Rock, nichts an ihrer Aussenseite trauert, sondern das Herz. Eine finstre betrübte Mine verräth die Trauer eines kaltblütigen Mannes; und man sieht es dieser Mine deutlich an, daß es Trauer.

es nicht erlogener geheuchelter Kummer ist, allein dieser Kummer verschwindet sehr bald, wenn Brandtewein sich sehen läßt.

Leichenbegängnisse der Rußischen Lappen.

Diese Art, die Todten zu begraben, und die Leichenbegängnisse zu feyern, ist nur bey den Schwedischen und Dänischen Lappen gebräuchlich. Die Rußischen Lappen haben besondre Ceremonien, deren Erzählung nicht anders als Zeit verkürzend seyn kann. Vier oder fünf Stunden nachher, da jemand gestorben, wickelt man ihn in eine Leinewand, und legt ihn in einen Sarg, in Gegenwart aller dort versammelten Anverwandten und Freunde; Gesicht und Arme sind entblößt; in der einen Hand giebt man ihm einen Beutel mit Geld, um den Eintritt in das Paradieß zu bezahlen, und in der andern einen Geleitsbrief von einem Priester unterschrieben, den er dem heiligen Peter einhändigen muß, um frey hinein zu kommen.

Man setzt noch ein Tönnchen Brandtewein, gedörrten Fisch und Rennthierfleisch neben ihn, um sich unterweges zu erquicken, weil sie sich einbilden, daß die Reise sehr lang ist. Man zündet hernach eine Menge kleine, wohlgetrocknete Tannenzweige rings um den Sarge an, die wie Lichter brennen; während dieser Zeit weinen, schreyen und ächzen die Umher-

stehen-

stehenden, und machen schreckliche Grimmassen. Hierauf geht man zwey oder dreymal um den Körper herum; der eine frägt ihn, warum er gestorben ist? der andre, ob ihn sein Weib beleidiget hat? ein dritter, ob er etwas bedürfe? ob ihn hungert, dürstet, oder obs ihm auf der Jagd schief gegangen? ob er nicht wohl bekleidet gewesen? Alle diese Fragen werden von lautem Geschrey begleitet, und von den sonderbarsten, und lächerlichsten Attitüden. Einige hüpfen auf einem Beine herum, andre hinken, andre gehen bis auf die Erde gebeugt; sie scheinen allesamt eher eine Bande toller Menschen als Leidtragende zu seyn. Während der Zeit ist ihr Priester ein gravitätischer Zuschauer dieser Art von Leichenrede; er brummt seiner Seits einige Gebete her. Um selbigen mehrern Nachdruck zu geben, nimmt er einen Sprengwedel, und besprengt den Todten und die Weinenden, denen er ganz höflich den Sprengwedel überreicht. Nachdem alle diese Gaukeleyen vorbey sind, beerdiget man den Leichnam, und geht auseinander.

Wir wollen diesen Paragraph mit der Erzählung eines Leichenbegängnißes beschliessen, dem Renard beygewohnt hat; wollen es mit den Worten vortragen, deren sich dieser Reisebeschreiber bedient; sobald

bald aber sein Bericht über die Gränzen hinaus geht, die wir uns in diesem Werke gesteckt haben, werden wir ihn abkürzen.

Renard war den 27sten Juli 1682 zu Tornea angekommen; als er den Tag darauf erfuhr, daß Johann Tornoeus, ein Prediger der Lappen gestorben sey, war er begierig ihn zu sehen. Dieser Hans Tornoeus war ein gelehrter Mann gewesen, der alle Psalmen Davids ins Lappländische übersetzt, und eine Geschichte von Lappland geschrieben hatte. Aus seiner Leichenrede wird man sehen, was er für Eigenschaften besessen, die ihn so beliebt gemacht haben.

„Wir fanden ihn, sagt Renard, ausgestreckt in Sarge liegen, in einer ausdrücklich dazu verfertigten Kleidung, die seinem Stande gemäß war. Auf der andern Seite lag seine Frau in einem Bette, und äusserte durch Thränen und Seufzer ihren Schmerz über den Verlust eines solchen Mannes. Eine Menge von ihren Freundinnen umringten das Bette, und bezeugten durch Aechzen und Thränen, daß sie den Schmerz der Wittwe theilten. Die einzigen Tröster in einer so heftigen allgemeinen Betrübniß waren, eine Menge silberne, altfränkische Krüge, worinn Französische, Spanische Weine und Brandtewein sich befanden; man ließ diese Krü-

ge

ge nicht lange leer. Wir kosteten von allem; und die Wittwe machte oft im Seufzen eine Pause, um uns zum Trinken zu nöthigen; sie ließ uns sogar Taback bringen, den wir aber ausschlugen. Man führte uns hernach in die Kirche, woran der Verstorbne Pastor gewesen war; wir fanden darinn nichts merkwürdiges; gingen hierauf zur Wittwe, nahmen Abschied von ihr, und musten nochmals zu seinem Gedächtniße trinken."

Renard kam, nachdem er ganz Lappland durchstreift, den folgenden zweiten September wiederum zu Torena an. Er fand, daß man jezt mit Anstalten zum Leichenbegängniße des Torneus beschäftigt war.

„Es ist hier Brauch, fährt dieser Reisebeschreiber fort, die Körper der Verstorbenen sehr lange aufzuheben. Diese Zeit richtet sich nach dem Stande der Personen, und je höhern Rang der Verstorbne gehabt, je weiter wird sein Begängniß hinaus gesetzt. Dieser Zeit bedient man sich, um zu dieser Handlung, die eine der feyerlichsten ist, die hier vorgenommen werden, alles zu zubereiten; und wenn man sagt, daß die Türken ihr Vermögen bey den Hochzeiten verschwenden, die Juden bey den Beschneidungen, die Christen bey den Prozeßen, so könnte

man hinzusetzen, die Schweden bey den Leichenbegängnissen. In der That, ich bewunderte die vielen Unkosten, die man sich wegen eines Mannes machte, der übrigens nicht von so vielem Belang war, und daß das in einem so barbarischen insulirten Winkel der Welt geschahe.

„Kaum hatte man unsre Ankunft vernommen, so arbeitete der Eydam des Verstorbenen so gleich eine lateinische Rede aus, die er den folgenden Tag vor uns halten wollte, um uns damit zum Leichenbegängniße seines Schwiegervaters einzuladen. Er sann die ganze Nacht darüber nach, und kaum stand er den folgenden Tag vor uns, entfallen war ihm seine ganze Rede. Wenn Bücklinge was sagen wollen, wenn sie Zeichen von Beredsamkeit seyn, so kan ich versichern, daß diser Mann den Fürsten der Redner übertraf; ich denke aber, seine Verbeugungen sollten mehr die ihm ins Gesicht tretende Schaamröthe und Betroffenheit verbergen helfen, als Rednerblumen vorstellten. Da wir die Veranlassung seines Besuchs wußten, erriethen wir, daß er uns zur Leiche bat, denn aus seiner Rede konnten wir gar nichts heraus finden. Einige Zeit nachher holte uns der Bürgermeister, und ein Offizier von der Besatzung in einer Schaluppe ab, um übers Wasser nach dem Hause des Verstorbnen zu fahren.“

„Bey unsrer Ankunft fanden wir das Haus voller Prediger, die lange Mäntel um hatten, und Hüte auf, die nach ihrer Höhe zu Säulen zu dienen schienen, einige Balken des Hauses zu unterstützen. Mitten unter ihnen lag der Leichnam des Verstorbenen in einem mit Tuch bedeckten Sarge; sie benetzten ihn mit Thränen, die von ihrem feuchten Bärten herabtroffen, deren von einander stehende Haare verschiedne Kanäle vorstellten, aus welchen dieß Naß der Betrübniß herab floß, das statt Weyhewassers diente.“

„Alle diese Priester hatten ihre Pfarrspiele verlassen, und wahren von sehr weiten Gegenden hergekommen. Einige darunter waren mehr als hundert Meilen entfernt, und man versicherte uns, wenn dieß Begräbniß im Winter hätte können vor sich gehen, wo man die Wege dort zu Lande weit leichter paßiren kann, daß kein Prediger von zweyhundert Meilen in der Runde, würde weggeblieben seyn; mit so vielen Prunk geschehen dergleichen Ceremonien. Der Aelteste von der Gesellschaft hält gegen die Anwesenden eine Leichenrede; und sie muß wirklich recht traurig gewesen seyn, weil wenig fehlte, daß wir, ob wir gleich nichts davon verstanden, mit geweint hätten; die lebhafteste Wehmuth saß in des Mannes Mine. Die Frauenzim-

mer befanden sich in einem andern kleinen Stübgen, und winselten erbärmlich, zumahl die Frau des Verstorbenen, die durch ihr Schluchzen die Rede des Predigers unterbrach. Indeß, daß auf diesem Saale gepredigt wurde, geschahe in der Kirche ein Gleiches, auf Finnländisch, und als die beyden Reden geendiget waren, machte man sich auf den Weg den Leichnam nach der Kirche zu bringen. Sieben oder acht Bürger luden ihn auf ihre Schultern, und die angesehensten Männer, die sich dabey befanden, waren erbötig, Hand anzulegen. Wir, als die geachtesten, folgten dem Körper, und führten den Leichenzug an. Nachher kam die Wittwe die man von beyden Seiten unterstützte, alsdann die beyden Töchter, davon die eine sehr niedergeschlagen war, die andre heiter um sich blickte. Unter dem Gesange einiger Psalmen setzte man den Körper mitten in die Kirche, und die Weiber, die dicht bey dem Verstorbnen vorbey giengen, bückten sich und umarmten ihn zum leztenmale.“

„Nunmehr begann die eigentliche Leichenpredigt, die Johannes Palatinus, Prediger aus Uhma hielt, für welche Bemühung er eine silberne Kanne bekam; ob er sie verdiente, kann ich nicht sagen, doch soviel weiß ich, seine Rede war lang, und

um

um alle Gegenstände noch trauriger zu machen, so hatte er sich selbst gräslich gemacht, indem er das Haar wild um den Kopf herum hängen ließ, und sich nicht die Mühe gegeben Strohhalme heraus zu nehmen, wovon es ganz voll saß. Dieser Mann erzählte den ganzen Lebenslauf des Verstorbenen, von seiner Geburt an bis zu seinem letzten Athemzuge. Er führte die Oerter an, wo er gewesen, die Herrschaften, wo er als Hofmeister gestanden, die Länder, die er gesehen, und vergaß nicht die kleinste Handlung seines Lebens."

„Hier zu Lande ist es Brauch, den Knechten und Mägden eine Leichenpredigt zu halten, wenn sie einen Thaler hinterlassen, um den Redner zu bezahlen. Ich befand mich einmal zu Stockholm bey der Beerdigung einer Magd; Neugier hatte mich hingetrieben. Der Leichenredner, nachdem er den Ort ihrer Geburt, und ihre Aeltern genannt, breitete er sich über die Vollkommenheiten der Verstorbenen aus, und versicherte, daß sie eine vollkommne Köchinn gewesen, und theilte seine Rede in soviele Abschnitte, als sie Ragus hatte machen können, und schloß diesen Theil der Rede damit, daß er sagte, sie hätte nur einen einzigen Fehler gehabt, und das sey der gewesen, sie habe alle Speisen zu sehr gesalzen, und daß sie eben

dadurch ihre Liebe zur Klugheit verrathen, denn Salz sey, bekannter maaßen, das Symbolum der Klugheit, und ihre wenige Anhänglichkeit an den Gütern dieser Welt, weil sie es Haufen weis wegwarf. Allein unser Prediger hatte ein schöners Feld; Joh. Tornäus war ein Gelehrter, hatte gereißt, und war sogar Hofmeister des Grafen Karl Oxenstiern gewesen."

„Als die Leichenpredigt vorbey war, machte man uns nochmahls ein Kompliment in lateinischer Sprache, dem Trauermahle beyzuwohnen; ob wir es gleich so wenig, wie das erste verstanden, so begriffen wir doch leicht, was es bedeuten sollte. Unsre Magen sagten uns nur zu gut, was es seyn könte, und wir beschwerten uns so laut, daß es beynahe drey sey, und daß uns hungerte, daß es den Leuten nicht schwerer fiel, unsre Sprache zu verstehen, als uns die ihrige. Man führte uns in einen großen Saal, worinn drey lange Tafeln standen, und das war das Prunkzimmer. Noch fünf bis sechs andre Säle füllten sich mit noch mehr Menschen an, als dieser. Brandtewein, Bier, und ein ander Getränk, Kalchat genant, aus Bier, Wein, (zwey so schlimme Gesäffe, als nur je in einen menschlichen Körper hinein können), und Zucker gebraut, waren zum Vorspiel da. Hernach trug

man auf, und wir mußten die Oberstelle am Tisch einnehmen, neben uns saßen die Prediger vom ersten Range der Oberprediger und die übrigen. Man fing stillschweigend an zu essen, wie es überall gebräuchlich ist, und wie die gegenwärtige Lage es heischte."

„Man kann sich kein lebhafter Bild von der Kananäischen Hochzeit dencken, als das war, das wir vor Augen hatten. Es war schöner und natürlicher, als das vom Paul Veronese. Die Tische waren mit Speisen bedeckt, die, so zu sagen, eine Mine von Antikheit hatten, denn sie waren wenigstens vor acht Tagen gekocht worden; große Krüge, von verschiednen Gestalten, denen Krügen, die die Alten bey ihren Opfern hatten, meistentheils ähnlich, schmückten diesen Tisch, und machten durch ihre Anzahl so bunte Gruppen, wie wir bey den Gastmahlen der Alten sehen; was aber dieß Gemälde vollständig machte, war die ehrwürdige Mine aller dieser Priester, die lange Bärte trugen, und der Finnländer und aller Gäste, die so drollicht sind, als man sie nur sehen kann. Unter andern befand sich ein kleiner Dorf-Greis mit kurzen Haaren, dicken Bart und kahler Vorderglatze. Ein Mahler mit der glühendsten Einbildungskraft soll mir, denke ich, keinen bessern St. Peter schaffen können.

Dieser Mann trug ein grünes Kleid, mit gelben Futter, das ganz simpel weg gemacht, und den Effect eines mit einem Gürtel aufgeschürzten Gewandes machte. Ich konnte mich an diesem Mann nicht satt schauen, der ein Bruder des Verstorbnen war.

Wärend, daß ich so schaute, hatten die übrigen wichtigere Beschäftigungen, und tranken dem Verstorbnen zu Ehren, und auf das Wohl seiner Familie auf eine erstaunende Art. Die Priester, als die besten Freunde, tranken am tapfersten, und nachdem sie Privatgesundheiten getrunken, kamen sie zu den Königen und Großen. Mit den Mädchengesundheiten fieng man an, wie es in ganz Schweden Brauch ist, und stieg so bis zu den Königen. Diese Gesundheiten werden aus Geschirren getrunken, die an Größe dem Stande dieser königlichen Personen gleich sind. Man trank mir des Königs von Frankreich Gesundheit in einem Humpen zu, der die übrigen so sehr an Größe übertraf, als dieser große Fürst andre Könige an Macht übertrift; es wäre Verbrechen gewesen, diese Gesundheit auszuschlagen; ich trank sie, und leerte den Humpen herzhaft aus. Es war gar nicht zu vermuthen, daß, da ich in Schweden war, und des Königs von Frankreich Gesundheit getrunken,

trunken, des Königs von Schweden seine sollte vergessen werden; man brachte sie mir in einen Humpen zu, der dem vorigen an Größe nichts nachgab, und nachdem hierauf noch viele andre Gesundheiten zu trinken gefolget waren, schwieg jedermann, um zu beten. Zum Unglück entfuhr eben einem von uns eine Schnurre, die uns alle mit einander so herzlich und so laut, und so lange zu lachen machte; daß die Versammlung, die ihre Augen auf uns gerichtet hatte, gar großes Aergerniß daran nahm. Das schlimmste war, jedermann hatte unsertwegen mit entblößtem Haupte gegessen, und uns hatte man die Hüte weggetragen, so daß wir nichts hatten, wohinter wir unser Lachen verbergen konnten, das wir gar nicht mehr zurück halten konnten, und immer schallender ward, je mehr wir es verbeißen wollten. Die Prediger, die sich hieraus einbildeten, wir trieben Schäckerey mit ihrer Religion, giengen aus dem Saal, und wollten nicht wieder hereinkommen.

Dieß erfuhren wir durch einen kleinen Priester, der uns zugethaner war, als die übrigen, und zugleich, daß sie gesonnen wären, einen Religionsstreit mit uns anzufangen. Wir nahmen uns also in Acht von Religionsmaterien mit ihnen zu sprechen, und suchten sie in einer andern Stube,

 wohin

wohin die ganze Versammlung gegangen war, um zu rauchen, indeß die Tische abgenommen wurden. Man setzte zum Nachtisch Pfeifen und Taback, und alle Priester tranken und rauchten, bis sie unter den Tisch sanken. Auf die Art wurde das Grab vom Johann Tornöus benetzt, und das Fest war zu Ende. Olaus Graan, der Eydam des Verstorbenen, schleppte sich so gut er konnte, mit dem Krug in der Hand hinter uns her, um uns das Geleite bis an die Barke zu geben; allein seine Beine versagten ihm, und er wäre bey einem Haar in das Wasser gestürzt; zwey Leute mußten ihn anfassen, und nach Hause schleppen.

„Wir glaubten nunmehr die ganze Ceremonie sey zu Ende, als wir den folgenden Morgen Olaus Graan, im Gefolge einiger andern Priester erscheinen sahen, die uns auf den folgenden Tag einluden. Ich erstaunte; von einem zweyten Hochzeittag hatte ich wohl gehört, aber nie von einem zweyten Begräbnißtag. Wir mußten uns entschließen, nochmals hinzugehen. Die Herren wurden zweymal betrunken, und ihre Betrunkenheit dauerte jedesmal sehr lange. In der Zwischenzeit, die nicht von langer Dauer war, unterhielt sich Olaus Graan mit uns.

Dieser Olaus Graan, Eydam des Verstorbenen und Prediger in der Provinz Pithea, ein gelehrter Mann, wenigstens gab er sich dafür aus, war Geograph, Scheidekünstler, Wundarzt und Mathematicker, und womit er sich gar viel wußte, ein feiner Kenner und Sprecher der französischen Sprache. Von seiner Kennerschaft und Sprechart mögen Sie aus dem Komp''nente urtheilen, das er uns machte, und gar oft wiederholte. La grande ciel, coserve vous et votte applicabilité tout le teins, que vous verrez vos gris cheveux. (will so viel sagen: der Himmel erhalte solche geschickte Männer wie Sie, bis in das späteste Alter.) Er zeigte uns zwey Schaumünzen. Das eine war Königin Christina, und das andre ein Jüdischer Seckel, der auf der einen Seite Mosis Stab vorstellte, und auf der andern eine Schaale, woraus eine Art Weyhrauch dampfte. Unter andern Eigenschaften wollte er die Apothekerkunst vollkommen verstehn, um uns das zu beweisen, zog er aus vielen Taschen Buchsen von verschiedner Größe hervor, Herzstärkungen und Krams genug, eine ganze Apotheke anzulegen. Er gab mir ein Stück Bibergeil zu kosten, und versicherte mich, daß er aus dem Biberschwanze ein trefliches Oehl zöge, das er für allerhand Krankheiten brauchte. Als unsre Unterredung ein Ende

hatte,

hatte, führte man uns wieder an den Ort hin, wo wir an vorigen Tage gewesen, und wo jeder dem Verstorbnen zu Ehren, ganz entsetzlich trank, und diejenigen, die es vermochten, kehrten wieder nach Hause.

§. 15.

Von der Erbfolge bey den Lappen.

Die Erbschaften bey den Lappen werden nach den Gesetzen des Staats getheilet, dem sie unterworfen sind. Bey den Schwedischen Lappen wird auf folgende Art dabey zu Werke gegangen. Aller Reichthum besteht oftmals in Rennthieren, die übrige fahrende Habe sind Pelzwerk und Hausgeräth. Da es nun selten mehr als drey Kinder giebt, so gehn sie alle drey in gleiche Theile; ist nur ein Knabe da und ein Mädchen, so bekömmt der Knabe zwey Theile und das Mädchen einen; bey diesen Erbsonderungen geschieht nie der Rennthiere Erwähnung, die den Kindern bey der Geburt, oder in andern Umständen sind geschenkt worden. Hinterläßt ein Lappe Geld, so kömmt dies selten den Kindern zu gut. Alle diejenigen, die welches haben, legen es in kupferne Kessel, und vergraben es in Wälder, und weder Frau noch Kind weiß, wo der Schatz vergraben liegt. Da die Krankheiten nicht lange dauern, so stirbt der Schätzesammler oft

schleunig weg, und die Erben sind um das Geld geprellt.

Was die liegenden Gründe anbelangt, als da sind Ländereyen, Seen, Berge, so bleibt das Ganerbe (gemeinschaftliches Erbe); unbewegliche Güter werden nie getheilt. Karl der Neunte, der jeder Familie ein gewisses Stück Land anwieß, scheint ihnen den bloßen Niesbrauch davon eingeräumt zu haben, und verlangt dafür Steuern als Erbzins. Dieß ist der Grund, warum ohne Unterschied des Geschlechts diese liegende Gründe ungetheilt besessen werden.

§. 16.

Naturgeschichte von Lappland.

Der Lappländische Boden ist sich nicht allenthalben gleich; gegen Bothnien und gegen das Ufer einiger Flüße zu, erzeugt er Küchenkräuter und Hülsenfrüchte, als Steckrüben, Kohl, Rettiche; überdieß verursacht die große Feuchtigkeit oder die Menge Stein und Sand, die er hat, daselbst eine nicht zuhebende Unfruchtbarkeit; im Sommer, zumal in den an Norwegen stoßenden Orten, führen Sturmwinde große Sandweben von den Felices herab, die sie allenthalben hinstreuen. Die Strenge des Himmelsstrichs, die Beschaffenheit des

Hülsenfrüchte.

des Bodens tragen das ihrige dazu bey, daß kein Fruchtbaum wächst, und auch kein andrer nicht; keine Eiche, kein Nußbaum, und keine Buche. Die Tannen, Fichten, Birken, der Speyerlingbaum, die Weyden, die Espen, die Ellern, die Kornelkirschbäume, die Wacholderbäume, und die Pappeln sind Landesprodukte, die man in allen Kantons antrift. Der Herr Abee Outhier spricht von einem dem Schlehendorn ähnlichen Baum, der um Tornea herumwächst. Es ist einer der schönsten Bäume in dieser Gegend. Er trägt weiße Blüthen in Dolden, welche hernach sehr schönrothe Saamenkörner erzeugen, die zu nichts gebraucht werden.

Gesträuche.

Gesträuche giebt es hier weit häufiger eine Art Kapernstrauch, und drey Sorten Stachelbeersträucher kommen hier in großer Menge fort; sie sind hoch und schön, zumal wo das Land hoch liegt. Die Lappen machen sich aus ihren Früchten gar nichts, weil sie nie reif werden, daher denn die Stachelbeeren eine höchstwidrige Herbigkeit haben.

Sie haben eine Art Maulbeeren, die sie Hiortron nennen; sie gleichen unsern an Strauch wachsenden Maulbeeren sehr. Diese Frucht hat einen gar herrlichen Geschmack, und wird von den Lappen geschätzt. Es giebt kein sichers, schleuniges

res Mittel gegen den Scharbock, als diese Beeren. Die Einwohner begnügen sich nicht damit, sie frisch zu essen, sie machen sie auch ein. Der Schaft dieser Pflanze beträgt nicht über sechs sieben Zoll in der Höhe.

Man sieht in diesem Lande Erdbeeren und allerhand Arten Heidelbeeren, woraus sich die Einwohner wenig zu machen scheinen. Der Lignon wächst dort an drocknen Orten und in Wäldern; seine Blätter gleichen dem Buchsbaum; sein Stamm, der wie Ehrenpreis an der Erde wegkriecht, erhebt sich vier bis fünf Zoll lang, und hat an den äußersten Theilen einen Büschel artiger Bluhmen, die einen kleinen, purpurfarbnen Kelch bilden; diese Bluhmen geben im Herbst rothe, säuerliche Beerlein, die wie Saurach schmecken. Erdbeeren.

Auf den Wiesen findet man eine Art von sehr niedlicher Narcise, die den französischen Kräuterkundigen unter dem Namen Septrum Carolinum bekannt ist. Zeitlosen, Kazenpfötlein; eine andre Pflanze, deren Blüthe einen Geruch von sich giebt, wie Jelängerjelieber, und die Art Engelwurz, Angelica petrosa genannt; die Lappen nennen ihr Kraut Sanigräs oder Posko, und die Schweden nennen es Lappenkraut, weil letztere es so gern essen, und von einem vortreflichen Geschmack finden.

finden. Der Schaft ist kurz, aber dick, und sehr zusammengepreßt. Diese Pflanze trift man sehr häufig an, so wie auch grossen Sauerampfer, den sie ebenfalls sehr gern essen.

Unter andern Kräutern, die bloß hier wachsen, findet man einige, die wegen ihrer Eigenschaften merkwürdig sind; zu denen gehört **Rainfarren**, eine Art von Ochsenzung, und Rennthierkohl auch der kleine **Lappländische** Schuh. Der letzte Name ist daher entstanden, weil wirklich die Blüthe dieser Pflanze einem Lappländischen Schuhe völlig gleich ist.

Der **Rennthierkohl** hat eine außerordentlich bittre Wurzel; sein Stamm ist von Fingersdicke; seine Blätter sind breiter, als die gewöhnlichen Kohlblätter; ihre Blüthe hat ein schönes Blau, und hält drey Reihen Körner in sich. Diese Pflanze erlangt in kurzen ihre natürliche Größe; sie streckt ihre Zweige sehr weit aus; ihre gewöhnliche Größe ist drey Fuß. Man hält sie für giftig; man hat noch nie ein Thier davon freßen sehen; alle Thiere fliehen sie als eine gefährliche Pest.

Rainfarren ist in diesen Gegenden bekannt; die Norwegerinnen und Bothnierinnen sammeln es sorgfältig ein, und bedienen sich dessen, um ihre Niederkunft zu erleichtern.

Das

Das Ochsenzungenkraut ist hier zu Lande von vortreflicher Eigenschaft; wäre diese Pflanze in Frankreich, so würde sie von unsern Damen äußerst gesucht werden. Herr von Linnäus sagt: „Ich habe viele junge Mädchen gesehn, die auf Antrieb der Begierde zu gefallen, sich der Wurzel dieser Pflanze als einer Schminke bedienten, und ihre Wirkungen waren in der That sehr vortheilhaft.“ Die Lappländerinnen waschen die Wurzel dieser frisch abgepflückten Pflanze ab, reiben sich damit das Gesicht, und alsbald blüht die anmuthigste Farbe auf ihren Wangen auf.

Die andern Pflanzen in diesen Gegenden verdienen keine besondere Beschreibung nicht; wir wollen bloß der verschiednen Gattungen von Moose noch gedenken, die wir in eine besondere Klasse geordnet haben. Man bemerkt eine unendlich Mannigfaltigkeit unter diesen Pflanzen; wir wollen sie in sechserley Gattungen theilen. Moose.

Die erste ist das Baummoos, das vorzüglich an Tannenästen, oder andern Baumästen hervorkömmt. Die Schweden nennen es Laaf. Es hängt in sehr langen Fasern herab, und scheint das Haar dieser Aeste zu seyn; es ist schwarz. Die zweyte Gattung ist die häufigste, sie wächst auf der Erde und an den Felsen; ihre Blätter sind lang, schmal und dünn, sie gehen

einen Fuß hoch in die Höhe; ihre Farbe ist weiß. Diese Art Moos ist den Lappen sehr nützlich, sie sammlen es häufig ein, um Winterfutter für ihre Rennthiere zu haben. Die dritte Sorte hat zwey dünnere Blätter, und ihre Farbe ist gelbgrünlich; es ist ein Gift für die Füchse. Die Lappen zermalmen es unter der Lockspeise die sie für diese Thiere zurechte machen. Die vierte ist roth, sehr kurz, außerordentlich sanft und weich, und wächst auch auf der Erde; wegen seiner großen Weiche vertritt es die Stelle der Federn; die Weiber legen ihre Kinder in Wiegen, die mit diesem Moose angefüllt sind; auch machen sie noch davon einen eignen, und Reinigkeits halber unumgänglichen Gebrauch. Die fünfte hat ziemlich lange und breite Blätter, ist ein herrliches Specificum gegen den Wahnwitz, wenn man es wohl zermalmt in eine Suppe schüttet. Die letzte Art Moos ist gar über die Maaßen dünn, lang und außerordentlich zart; mit diesem Kraute füttern die Lappen ihre Stiefeln, Schuhe und Pelzhandschuhe.

Schampignons.

Unter die Produkte von Lappland rechnet man noch viel Sorten von Lerchenschwämmen, Mußerons und Schampignons; eine Gattung dieser letztern wächst an den Weyden; die Lappen schätzen sie sehr hoch, weil sie einen so angenehmen

Ge-

Geruch von sich geben; sie bedienen sich ihrer zum räuchern.

Die Berge in diesen Ländern sind Bley- Eisen- Kupfer- und Silberhaltig. Im Jahr 1635, dicht an den Grenzen von Norwegen, entdeckte man die ersten Silberbergwerke, die ziemlich ergiebig waren. Im Jahre 1658 wurden sie von den Dänen, die mit den Schweden Krieg führten, zerstöret; seit der Zeit hat man nicht weiter nachgegraben. Bergwerke

Ein Kupfer- und ein Eisenbergwerk, die zwischen dem See und der Stadt Tornea liegen, sind die einzigen beträchtlichen. Die Schwierigkeit, das zu ihrer Benutzung erforderliche Holz zu bekommen; die große Härte der Markasite, die eine sehr mühsame Bearbeitung verlangt, verhindern, daß man nicht einigen nachgräbet, und viele andre sogar hat wieder liegen lassen.

Die Kupferbergwerke von Suappainphra, ungefähr sechszig Meilen von Tornea wurden im Jahre 1665 entdeckt, und waren im Anfange in gar guter Aufnahme. Renard berichtet, daß 1681 kaum zwölf Arbeitsleute sich dort befanden. Hier sind seine eignen Worte. „Es ist doch ein herrlich Ding um die Abgründe, die man im Mittelpunkte der Erde angebracht hat, und dicht bey der Hölle Stoff zum Luxus und Eitelkeit zu suchen. Die meisten dieser

Löcher sind voller Eisschollen, und ob wir gleich mitten in den Hundstagen waren, so war dennoch das Eis so dicht, daß mächtige Steine, die wir herunter warfen, darüber wegkollerten, und nur eine ganz kleine Spur zurück ließen, wo sie angestreift hatten."

Seltne Steine. Lappland erzeugt seltne Steine, Krystallen, Perlen; man sieht kleine platte gelbe Steine, von der Größe eines halben Reichthalers. Diese Steine befinden sich an den Ufern des Flußes Tornea, dicht bey den Kupferbergwerken, deren wir vorher gedacht. An diesem Orte giebt es auch achteckige Feuersteine, deren Flächen vollkommen gleich, glatt und glänzend sind; sie haben beynahe die Größe einer Haselnuß, und ihre Farbe ist schwefelgelb.

Krystalle. Man sieht an vielen Orten Krystalle, deren Größe und Gestalt außerordentlich verschieden sind; einige haben die Größe eines Kindeskopfs. Die gewöhnlichste Gestalt dieser Krystalle ist die rautenförmige, oder sechseckigte, die sich mit zweyen Spitzen endet. Es giebt auch noch sehr sauber und glänzendes Krystall, das dem Morgenländischen gar nichts nachgiebt; man findet es an Felsen und Steinen sitzen.

Einige unter den dasigen Krystallen sind mit gelben und schwärzlichen Adern durchstreift,

streift, die zwar dem Glanze viel benehmen, dagegen aber eine angenehme Mannigfaltigkeit hervor bringen. Manche sind von Natur glatt und leicht, andre rauh und sehr ungleich, und weit härter, als alle übrige Krystallen, sogar als diejenigen, die man Böhmische Diamanten nennt. Die Lappen bedienen sich dieser Krystalle, statt der Kieselsteine, um Feuer anzuschlagen; sie geben weit mehr Feuer.

Auch findet man dort Amethiste; sie sind gewöhnlichermaaßen blaß, mit kleinen Flecken gesprenkelt, die ihnen eine dunkle Farbe geben; indeß giebt es dort auch so schöne, wie in Böhmen, nur sind sie selten. Eben so ist es mit den Topasen. Beyde Gattungen Steine unterscheiden sich von den Krystallen nur durch die veilchenblaue und gelbe Farbe; den Orientalischen kommen sie an Schönheit gar nicht gleich. Amethiste. Topasen.

Einige Flüße in Lappland führen Perlen bey sich; überhaupt genommen, haben sie aber nicht so schönes Wasser, wie die orientalischen Perlen; indeß findet man einige, die ihnen an Glanz gleich kommen, und sie an Größe und vollkommner Kugelründe übertreffen. Hierbey läßt sich füglich die Bemerkung machen, daß diese Perlen ihre gehörige Ründung nicht eher erlangen, als bis sie zu ihrer gänzlichen Vollkommenheit gelangt sind, wenn sie noch Perlen. Scheffer.

nicht völlig reif, ist die eine Hälfte rund, die andre platt; die letzte Hälfte ist blaß oder dunkelroth, die andre runde hingegen hat gänzlich die Schönheit und Saubarkeit einer vollkommnen Perle.

Die Perlen wachsen hier nicht wie im Orient, in breiten, platten und beynahe runden Schaalen, wie gemeiniglich die Austernschaalen sind; die Schaalen, worin sie sich befinden, sind wie die Muschelschaalen gestaltet, und man fischt sie in Flüßen. Die nicht zu der gehörigen Bildung gediehne Perlen hängen an den Muscheln an, und man kann sie nur mit Mühe los machen; anstatt, daß die zur Vollkommenheit gelangten an nichts hängen, und entgegen fallen, so bald man ihre Schaalen öfnet.

Landvögel. Die Landvögel, die man in Lappland antrift, sind Fasanen, Fasanhennen, wilde Hähne, rauhfüßige Rebhüner, Haselhüner, Adler, Raben, weiße und andre Arten Nachteulen.

Seevögel. Seevögel sind Schwäne, Enten, Gänse, Wiedhöpfe, Knipers, Looms, Kriechenten, Tauchenten und eine Menge andrer Vögel von dem Schlage. Sie bedecken die Flüße dermaaßen, daß man sie mit Stöcken zu Tode prügelt; es sind insgesammt Zugvögel; sie kommen im Monat May, und vermehren sich so stark, daß alles davon wimmelt; im Winter suchen

sie

sie sich andre Länder, wo das Wasser nicht zugefroren ist. Die Enten und Schwäne unter andern haben einen sonderbaren Instinkt; wenn sie wahrnehmen, daß ihre Federn ihnen mitten im Sommer ausfallen, so ziehn sie sich in kleine, sehr entfernte Inseln zurück, und bleiben dort so lange, bis sie mit ihren neuen Federn fliegen und schwimmen können.

Scheffer.

Vierfüßige Thiere auf dem Lande.

Die vierfüßigen Landthiere sind Rennthiere, Hunde, Bären, Elendthiere, Wölfe, Vielfräße, Füchse, Marder, Eichhörnchen, Zobel, Hermeline, Hasen, und eine besondre Gattung sehr merkwürdiger Ratten, die man Limming, Emblar, oder Lemmer nennt. Lappland bringt weder Pferde, Esel, Kühe, noch irgend eine andre Gattung von unserm zahmen Viehe hervor. Die Natur scheint dessen Einwohner mit andern, ihnen nützlichern Thieren versorgt zu haben.

Das Rennthier.

Das Rennthier hat seinen Namen von dem Schwedischen Worte Reen, wegen seiner Saubarkeit und Schnellfüßigkeit. Reen heißt sauber, nett, und Renna laufen. Die Alten wußten von diesem Thiere gar nichts. Ob es gleich einem Hirsche ähnlich scheint, so ist es doch, wenn man seine Theile untersucht, sehr davon unterschieden. Das Rennthier ist größer, hat nicht so dünne Beine; seine Füße sind auch weit

kürzer, dicker, runder und gespaltner. Sein Geweihe ist ziemlich hoch, sehr platt, und krümmt sich gegen die Mitte seines Kopfs zu einem Halbzirkel; Haar, das mit dem Felle dieses Thiers gleiche Farbe hat, bedeckt dies Geweihe über und über. Im Frühling ist es allenthalben so blutreich, daß man, wenn man das Ende seiner Hörner zwischen die Finger nimmt, gewahr wird, wie dieser Theil dem Thiere wehe thut; zu der Zeit ist sein Geweihe gut zu essen, so lange bis es fingerslang geworden; es ist so weich, daß man es wie Wurst, mit dem Messer abschneiden könnte; in der That, ein ganz köstlich Gericht, und sogar ganz roh. Die Jäger, wenn es ihnen an Lebensmitteln gebricht, essen dieß Geweihe, und stillen dadurch Hunger und Durst zugleich.

Neue Reisen aus dem Englischen übersetzt.

Zwischen diesen beyden Hörnern haben die Rennthiere noch zwey andre kleine Hörner, die aus der Wurzel des Geweihes hervor kommen, und über die Augen und den Mund herab hängen; das ist ihnen so lästig auf dem Kopfe, daß ihnen manchmal das Grasen äußerst sauer wird, so daß sie an den Bäumen weyden müssen.

Das Weibchen hat kleinere Hörner, und nicht so viel Aeste und Zinken daran, als das Männchen. Dieß Geweihe fällt alle Winter ab, und setzt im Frühlinge wie-

wieder an; die Weibchen verlieren es nicht eher, als bis sie trächtig gewesen; sind sie unfruchtbar, fällt es alle Jahre ab.

Diese Thiere haben weit schwärzlichers Haar, als die Hirsche. Merkwürdig ist bey den Rennthieren, daß, wenn sie sich bewegen, mögen nun gehn oder laufen, alle ihre Knochen, besonders ihre Fußgelenke knacken, und ein Geräusch machen, als wenn man Nüße durch einander rüttelt. Linnäus.
Man hat die Beobachtung gemacht, daß dieß Thier nicht wiederkäut, ob es gleich gespaltne Füße hat; Galle hat es gar nicht, aber einen kleinen schwarzen Fleck in der Leber, die deshalb doch nicht im geringsten bitter ist.

Die Lappen haben nach vielen Bemühungen diese von Natur wilden Thiere gezähmt, und haben deren sehr zahlreiche Heerden. Man findet in den Wäldern ihrer in großer Menge; sie sind weit schwärzlicher, als die zahmen. Die Lappländer sind sehr hinter sie an, weil ihr Fleisch geschätzter ist, als der zahmen ihres, und ihr Fleisch weit zarter.

Es giebt noch eine dritte Gattung von diesen Thieren, einen Mittelschlag zwischen wilden und zahmen, der aus ihrer beyderseitigen Vermischung entsteht. Die Lappen, um von dieser Sorte zu bekommen, führen zur Brunstzeit ein Weibchen in die Wäl-

der. Die Thiere, die aus dieser Vermischung entstehn, haben einen besondern Namen; man nennt sie Katteigiar; sie sind viel größer und stärker, als die übrigen. Wären sonach in den Schlitten sehr tauglich, allein sie haben Mucken, wiederkäuen beständig, und haben etwas wildes an sich; treibt man sie zu sehr an, so werfen sie sich auf den, der im Schlitten liegt. Um sich nun vor der Wuth dieser Thiere zu sichern, hat man kein anders Mittel, als den Schlitten auf sich zu stürzen, und so lange darunter versteckt zu bleiben, bis ihr Grimm vertobt hat.

Das Weibchen trägt gemeiniglich vierzig Wochen, und wirft niemals mehr als ein Kalb, das bey der Geburt nicht grösser ist, als eine Katze, nur hat es längere Schenkel, die stark genug sind, daß es am dritten Tage der Mutter folgen kann; es läuft so rasch, wie sie selbst. Im vierten Jahre hat das Rennthier seine völlige Größe erreicht; in diesem Alter zähmt man es, und richtet es zu all den Diensten ab, die es einem leisten soll. Einige werden zum Schlitten bestimmt, zum laufen; andre, große Päcke zu tragen, oder zu ziehn. Man bezeichnet sie mit verschiednen Namen, die soviel sagen wollen, als Pfeilrennthiere und Packrennthiere. Sie sind alle verschnitten. So bald sie ein Jahr alt sind, nehmen die Lappen diese Operation

ration mit ihren Zähnen vor; sie zerquetschen und drücken aufs heftigste ihre Geilen, und die damit zusammenhängenden Spannadern und Flechsen; auf die Art bleiben diese Thiere entnervt, und ohne Zeugekraft. Diejenigen, die wegen der Vermehrung der Heerden unkastrirt bleiben, machen nur eine kleine Anzahl aus; zwanzig Männchen sind hinlänglich, hundert Weibchen zu belegen. Die Rennthiere werden gemeiniglich nicht älter als sechszehn Jahr; ob gleich diese Thiere sehr behend, und sehr schnellfüßig, so entspricht doch ihre Stärke ihrer Leichtfüßigkeit gar nicht; sie können in einer Stunde sechs Meilen machen, und an dreißig den ganzen Tag, wenn der Schnee stark gefroren, und die Wege sehr gebahnt sind; sonst schneidet der Schlitten tief in den Sand ein, und es wird dem Rennthier das Ziehen sehr schwer, und es kömmt nur langsam vom Flecke.

Das Rennthier findet seine Nahrung allenthalben. Ist es müde, so spannt es sein Herr ab, und das Thier wühlt unter dem Schnee seine Nahrung hervor; auf die Art darf der Reisende nur Beköstigung für sich selbst mitnehmen. Die Lappen haben kein gemächlicher und nützlichers Thier, als das Rennthier. Es verrichtet ihnen die nothwendigen Arbeiten, und versorgt sie zugleich mit Essen, Trinken und

Klei-

Kleidung. Haare, Fell, Fleisch, Knochen, Mark, Blut, Nerven, alles wird gebraucht. Der Haut mit den Haaren bedienen sie sich zur Winterkleidung; des glatten und gegerbten Felles zur Sommertracht. Das Rennthierfleisch ist voller Saft, fett, und außerordentlich nährend. Die Lappen essen gemeiniglich kein anders Fleisch. Die Knochen dienen zur Verfertigung der Bögen und Armbrüste, der Spitzen an den Pfeilen, der Löffel, und zu Zierrathen an alle dem, was sie machen. Die Zunge und das Knochenmark sind ihnen das delikateste Gericht, und das Blut dieses Thieres, in seiner Blase aufgehoben, und in die Kälte gesetzt, verdickt sich, und dient ihren Suppen und gekochten Fischen Geschmack zu geben. Sie haben keine andere Fäden, als die sie aus den Spannadern dieser Thiere zubereiten; mit den feinen nähen sie ihre Kleider, und mit den groben binden sie ihre Barkenbretter zusammen. Die Rennthiermilch ist das angenehmste Getränk, das dies Land hervorbringt.

Der große Nutzen, den die Lappen von den Rennthieren ziehn, nöthiget sie, die größte Sorgfalt auf sie zu verwenden, und sie Tag und Nacht zu hüten, damit sie sich nicht verirren, oder ein Raub der wilden Thiere werden. Wenn der Schnee sehr hoch ist, leitet der Instinkt dieß Thier mit

seinen

seinen Füßen eine Art Erdreich hervor zu scharren, worauf es Moos zu seiner Nahrung antrift. Im Winter, ob es gleich nur von dem kurz zuvor gedachten weißen Moose lebt, ist es viel fetter, und sein Haar viel glänzender, als im Sommer, wo es die besten Kräuter frißt. Dieß glaubt man, rührt von der Wärme her, die dieß Thier gar nicht ausstehn kann, denn im Sommer ist es außerordentlich mager.

Unter andern Krankheiten, die dieß Thier hat, befindet sich eine sehr sonderbare. Alle Jahre, mit Sommers Anfange erzeugen sich auf dem Rucken dieses Thieres Würmer, die heraus kriechen, so bald sie lebendig geworden; diese Würmer entstehen aus den Eyern einer Art Fliege, die Linnäus Oestrum nennt. Diese Eyer, die sie in die Haut des Rennthiers legt, verursachen daselbst kleine Geschwulsten, oder Auswüchse, woraus kleine Würmer kriechen, die sich eine Zeitlang zwischen dem Felle aufhalten; hernach fallen sie auf die Erde, und verwandeln sich in große haarichte Fliegen, die das Rennthier am meisten quälen, und es dermaaßen wütig machen, daß es sich von den Felsen und in die Seen herab stürzt. Tödtet man ein Rennthier, wenn es von diesen Fliegen aufs heftigste verfolgt wird, so findet man sein Fell so voller kleiner Löcher, daß es gar nicht zu gebrauchen ist.

Das

Das Drittheil dieser Thiere stirbt gemeiniglich an dieser Krankheit, und der Ueberrest ist so abgemergelt, daß man sie gemeiniglich zu keiner Arbeit gebrauchen kann. Wenn eine Heerde Rennthiere von diesem Uebel befallen wird, so steht eins hinter dem andern still, reckt den Kopf empor, macht die Augen zu, zieht die Ohren ein, stampft mit den Füßen, und bleibt hernach unbeweglich. Man mag ihnen drohen, ihnen zusetzen, sie schlagen, wie man will, sie sind so lange unempfindlich, bis der Anfall vorbey ist. Sehr sonderbar ist es, daß bey einer Heerde von vielen tausend Stücken Rennthieren der Anfall zu gleicher Zeit kömmt und endigt, genau so, wie das Exerciren der Soldaten; und daß er sich mehr als hundert mal des Tages äußert. Hr. von Linnäus ist der erste gewesen, der über eine so erstaunliche Krankheit einiges Licht verbreitet hat, indem er entdeckt hat, daß sie von der Art großen Fliegen verursacht würde, deren wir eben gedacht haben.

Nachdem dieser Naturkündiger einige von den Geschwulsten geöfnet, die sich auf der Haut dieser Rennthiere befinden, so fand er darinn Chrisaliden, die den Puppen der Insekten völlig gleich. Sie glichen einem eichelgroßen Eye; sind weiß, und haben ein schwarzes Loch, da, wo die durch den Biß verursachte Oefnung sich darüber befindet.

Alle

Alle Geschwulsten der Rennthiere haben eine enge Oefnung, die indessen groß genug ist, um mit einem Gänsekiel hinein zu kommen, und bis auf die Chrysalide oder Puppe zu stoßen. Hr. von Linnäus legte eine von diesen Puppen, und einige Rennthierhaare in eine Schachtel, und wenig Tage nachher kroch eine große Fliege aus.

Der Lappländische Hund ist beynahe von der Raße unsrer Schafhunde; er muß die Rennthierheerden, und die Hütten bewachen, auch richtet man ihn zur Jagd ab. Diese Hunde sind sehr muthig. Einige sind zur wilden Rennthierjagd abgerichtet; sie halten das Wild mitten im Felde an, so lange bis man es todt geschossen; die andern jagen Bären, Marder, Hamster, u. s. w. Hund.

Der Lappländische Bär ist von denen bereits beschriebnen gar nicht verschieden. Es giebt schwarze Bären, weiße und aschfarbige. Dieß Thier ist hier nicht weniger gefräßig, als in Novazembla. Bäre.

Das Elendthier ist eine Art Hirsch, der in Pohlen und Litthauen sehr häufig zu finden. Er ist unter dem Namen Loß bekannt; seine Gestalt hat etwas vom Pferd und Hirsch an sich, deshalb nennt man ihn Equicervus. Skaliger, Hr. d'Ablancourt, und Olaus-Magnus, haben sich in die- Elendthiere

diesem Thiere versehn. Skaliger verwechselt es mit dem Rennthiere, von dem es doch sehr verschieden ist; die beyden andern halten es für einen wilden Esel. Das Elendthier ist so groß, wie das größte Pferd, seine Hörner sind wie zwey Hände breit, haben vorwärts und auf den Seiten Zinken, aber wenige laufen spitz zu; der Kopf ist länglicht, die Lippen dick und hängend, und seine Farbe dunkelgelb mit aschgrau. Dieß Thier ist sehr zahm, und hält sich im Winter dicht bey den Häusern auf.

Sein Fell wird theuer verkauft; man hält es für das beste und stärkste unter allen Ledern; man macht aus seinem Hufe Ringkästen, die, wie man behauptet, für Krämpfe, und für die fallende Sucht gut seyn sollen; vermuthlich nach dem Grundsatz: curatio per contrarium, sagt der Bischoff von Bergen; denn dieß Thier hat oft den Krampf, und heilt sich, sagt man, damit, daß es mit seiner rechten Hinterpfote ins Ohr kratzt. Das Elendthier ist in Lappland sehr häufig, und gleicht demjenigen, das wir eben beschrieben haben.

Hirsche. Die Hirsche hier zu Lande sind sehr klein, und beynahe wie Rehböcke; haben platte Hörner, die etwas von Hirsch- und Ziegen-Hörnern an sich hatten. Uebrigens sind sie in allen Stücken den Hirschen in andern Ländern gleich.

Wölfe

Wölfe giebt es hier sehr häufig, die nichts außerordentliches haben, außer, daß ihr Fell weiß oder aschfarbig ist, und ihr Haar größer, länger und dicker. Das Rennthier hat keinen gefährlichern Feind, als diese Thiere. Der Wolf, wenn ihm hungert, fällt Mann und Weib an. Olaus Magnus sagt, sie wären zumal auf schwangere Weiber und kleine Kinder erpicht; darum läßt man auch nie eine Frau allein reisen; die Wölfe wittern sie aus, und fallen sie unfehlbar an. Wölfe.

Füchse sind auch in sehr großer Menge hier, und man bemerkt bey ihnen eine ungemeine Verschiedenheit ihrer Farben. Es giebt deren gelbe, schwarze, falbe, blaue, aschfarbige, weiße, und andre, die auf dem Rücken einen schwarzen Streif haben, von der Schnautze an bis zum Schwanze, der auf dem Bug mit einer dergleichen Linie durchschnitten ist, die auf dem linken Fuße anfängt, und auf dem rechten sich endigt; der übrige Theil ihres Körpers ist roth. Füchse.

Die schwarzen Füchse sind die kostbarsten und die geschätztesten; ihr Balg ist sehr theuer, und wird für vierzig, funfzig Thaler verkauft. Das Haar darauf ist so fein, so lang und so weich, daß es hinfällt, wohin man es haben will; wenn man den Balg bey dem Schwanze nimmt, so fällt das Haar nach den Ohren herunter, und

legt sich, als wenn es seine natürliche Lage wäre. Die weißen und die aschfarbigten werden weniger geschätzt, weil sie die gemeinsten sind, und das Haar in kurzem ausfällt.

Marder. Die Marder sind nicht weniger zahlreich, denn die Füchse; sie sind von der Größe einer Katze. Hier zu Lande findet man diejenigen, die die schönsten Felle liefern; die geschätztesten von diesen Fellen sind diejenigen, woran das Kehlenhaar mehr aschfarbigt, als weiß ist.

Die Marder bewohnen die Wälder, und nähren sich von Eichhörnchen und Vögeln, klettern auf die Bäume, um selbige zu verfolgen, und warten, bis sie eingeschlafen sind, um sie zu überfallen, und aufzufressen. Wenn der vom Marder angegrifne Vogel stark genug ist, davon zu fliegen, so läßt der Marder seinen Raub nicht fahren; er klammert sich mit seinen sehr starken und spitzen Klauen so gut in seinen Rücken ein, daß ihn der Vogel beym Davonfluge mit sich nimmt. Der Marder beißt ihn so lange, bis er kraftlos zu Boden fällt; ein Fall, der ihm öftets sehr übel bekömmt, wenn der Vogel hoch in den Lüften geschwebt hat, und auf Felsen herab stürzt.

Eichhörner oder Grauchen. Man findet in Lappland eine unglaubliche Menge Eichhörnchen oder Grauchen.

Mit

Mit Wintersanfange ändert sich ihr Haar, wird aus roth, weißgrau; je weiter man nach Norden kömmt, je grauer findet man sie. Ob man gleich zu einer gewissen Zeit allenthalben diese Thiere wimmeln sieht, so findet man sie selten zu Wintersanfange, weil sie anderwärts hinziehn. Man hat bemerkt, daß sie in zahllosen Schaaren (so scheint es) sich fort begeben. Wenn sie sich zur Reise fertig gemacht, so finden sie sich alle an den Ufern der Seen ein, und setzen sich auf kleine Stücken Birken oder Tannenrinde, die sie dort finden, oder die sie mitgebracht haben. Wenn sie sich im Wasser befinden, dient ihnen ihr Schwanz den sie immer aufrechts halten, statt Segel, und durch dessen Hülfe entfernen sie sich vom Ufer, und fahren über die ihnen unterwegs aufstoßenden Flüße und Teiche weg. Auf die Art werden sie dann von den Winden weggetrieben, und hin und her geschaukelt, bis sie das Ufer gewonnen haben, oder bis die Wellen und der Sturm die kleine Barke und die darauf befindliche Last umgeworfen haben. Dieser Schiffbruch bereichert gemeiniglich die Lappen, die die Trümmern am Strande finden. Die Grauchen, die den Hafen glücklich erreicht haben, ersetzen den Verlust, den ihr Geschlecht erlitten, in Kurzen, denn sie vermehren sich ungemein; jedes Weibchen

Olaus-Petri, Regnard.

trägt vier oder fünf Jungen, und manchmal mehr.

Die Lappen fangen die Jagd der Grauchen um Michael an. Ihre Hunde sind so wohl abgerichtet, daß sie selbige auf den höchsten Bäumen wahrnehmen, und ihr Bellen giebt den Herrn die Gegenwart dieses Gewildes zu erkennen. Diese Jagd ist bey diesen Völkern so etwas gewöhnliches, daß ihr Fell unter allen Pelzwerke am wenigsten theuer ist; ein Zimmer, das aus vierzig Häuten besteht, kostet nicht mehr als drey Livres.

Zobel. Die Zobel sind eine Spielart von den Mardern, und in Lappland sehr selten. Wir werden in den Zusätzen zum Artikel von Siberien, den wir hernach geben wollen, davon reden. Im letztern Lande sind sie weit häufiger.

Hermeline. Der Hermelin ist eine Spielart von den Wieseln, hat die Größe einer großen Ratte, man sieht deren in diesem Lande in großer Menge. Im Sommer ist der Hermelin zimmtfarben, und wird im Winter weiß; sein Schwanz ist so lang, wie sein Leib, und endigt sich mit einer kleinen sehr schwarzen Spitze.

Die Hermeline sind hinter die Mäuse her, wie die Katzen; nehmen Federvieh, Eyer, und alles was sie in den Häusern

ertap-

ertappen können, weg, um sich damit zu nähren. Wenn Windstille ist, sieht man diese Thiere die Küste endlängst um kleinen Inseln herum schwimmen, um die Nester und Eyer der daselbst häufig befindlichen Wasservögel aufzusuchen. Wenn die Hermeline ihre Jungen auf einer oder der andern von diesen Inseln haben, so führen sie sie auf einem Spahn oder kleinem Stück Holz, das statt Floßes dienen muß, ans feste Land; die Mutter schwimmt hinterher, und stößt es mit der Schnautze voran.

Ungeachtet ihrer Kleinheit bringen die Hermeline den Bär, das Elendthier und die größten Thiere um. Wenn es eins eingeschlafen sieht, schlüpft es ihm ins Ohr, klammert sich daselbst so fest an, mit seinen spitzen Zähnen, daß es nicht wieder heraus zu bekommen; das Thier, den dieser Schmerz äußerst peinigt, brüllt, läuft so lange herum, bis seine Kräfte erschöpft sind, fällt hin, wird abgemergelt, stirbt.

Man behauptet, dieß Thierchen hielte sich so nett, wäre so äußerst sorgsam für sein Fell, daß es eher durchs Feuer gehen würde, als durch Koth oder den geringsten Schmutz; indeß haben die Hermeline einen sehr üblen Geruch, zumal, wenn sie in Brunst sind, und das geschieht sehr häufig.

Ihr Fleisch nutzt zu nichts; sie nähren sich gewöhnlicher maaßen mit Grauchen und Bergmäusen.

Lemmer oder Lappländisches Kaninchen.

Diese Mäuse, die die Lappen Lemmukat nennen, und Hr. Brisson die Norwegischen Kaninchen, sind von der Größe einer gewöhnlichen Ratte, roth und schwarz gesprenkelt. Anderwärts kennt man sie nicht; man hat bemerkt, daß sie sich nicht immer sehn lassen, allein zu gewissen Jahreszeiten, und nach Ungewittern und grossen Regen kommen sie zum Vorschein, und zwar in so großer Menge, daß die Erde davon ganz bedeckt ist, und sie vom Himmel zu fallen scheinen. Dieß hat viele Schriftsteller auf die Gedanken gebracht, daß die Winde sie mitbrächten, und daß sie mit dem Regen herab fielen. Wahrscheinlicher aber ist Strabos und Voßius Meinung, daß der Lemmer nur nach dem Regen aus seinem Loche heraus kömmt, oder daß das Regenwasser sie in kurzen groß und dick macht. Diese kleinen Thiere fliehen nicht, wenn sich jemand nähert, laufen vielmehr mit großem Geräusch auf ihn zu. Wenn man sie mit dem Stock angreift, beißen sie hinein, und klammern sich an wie rasend. Balgen sich mit den Hunden herum, springen ihnen auf den Rücken, und beißen sie so heftig, daß sich diese vor Schmerz auf den Rücken herum wälzen müssen, um einen so argen Feind los zu wer-

werden. Diese Thiere kommen nie in die Häuser und Hütten, halten sich gemeiniglich in Gesträuchen und längst den Küsten auf. Es sind heimtückische Geschöpfe, und verfolgen einander selbst aufs grimmigste. Wenn sie sich truppweise auf den Wiesen zusammen finden, so schlagen sie sich so tapfer, daß viel Todte und Verwundete auf dem Platze bleiben.

Die Lappländer sehn diese kleinen Kriege für sichre Vorboten der Kriege an, die sie betreffen werden. Machen diese Thiere den Angriff von Osten her, so schließen sie, daß die Russen Schweden angreifen werden; kommen sie von Abend, so glauben sie, daß die Dänen sie bekriegen werden.

Die Hermeline reiben viele Lemmer auf. Die Füchse tödten deren in großer Menge, schleppen sie hernach in ihre Höhlen, wo sie sie bey Tausenden verwahren; dieß thut den Lappen einen gar beträchtlichen Abbruch, weil man den Fuchs, wenn er nicht ausgeht, Futter zu suchen, nicht ertappen kann. Die Rennthiere fressen auch viel von diesen Mäusen. Die Hunde jagen sie auf, fressen davon aber weiter nichts, als den Vordertheil.

Der Lemmer lebt nur sehr kurze Zeit, stirbt so bald es Winter geworden. Da er sein schleuniges Ende weiß, sagt Renard, so sucht er ihm zuvor zu kommen. Man fin-

det viele, die sich an dem Gipfel der Bäume, zwischen zwey kleinen Aesten aufhängen, die sich gabelförmig biegen; andre ersäufen sich in Seen; sie versammlen sich zu großen Schaaren, und stürzen sich ins Wasser. Manchmal findet man sie zu Tausenden todt, und auf einander gehäuft liegen. Diejenigen, die sich nicht umbringen, sterben in ihren Löchern.

Haase. Die Lappländischen Haasen sind nur zwey oder drey Monate des Jahrs roth; die übrige Zeit ist ihre Haut sehr schön weiß, und wird sehr geschätzt. Wenn zu der Zeit im Herbste, wenn Tag und Nacht einander gleich wird, wenn der erste Schnee zu fallen beginnt, wird ihr Fell weiß; alsdann sind sie halb roth, und halb weiß. Ihr Fleisch ist von ziemlich guten Geschmack.

Fischotter. Die vierfüßigen Wasserthiere sind die Fischotter, die Biber und die Vielfräße. Die Fischotter gleicht der unter unsern Himmelsstrichen. Unter dem Artikel von Kanada kann man die Beschreibung nachsehn, die wir vom Biber gegeben haben.

Biber.

Vielfraß. Der Vielfraß ist eine Art von Fischotter, in Lappland ziemlich häufig anzutreffen. Der Name Vielfraß ist diesem Thiere wegen seiner Gefräßigkeit beygelegt worden. Es ist so groß wie ein Hund, seine Farbe ist schwarz, der Kopf rund, die Schnauze läng-

länglicht, und die Zähne so spitz, als Wolfszähne, der Leib breit, und die Füße wie Fischotterfüße, gestaltet.

Hr. Brisson und viele andre Naturkündiger glauben, daß dieß Thier die Hyäna der Alten ist, der sie den Namen Gulo beylegten; es sind aber sehr verschiedne Thiere. Die Hyäna ist nur in Afrika zu finden. Hr. von Linnäus hat sie sehr wohl unterschieden, hat den Vielfraß unter die Klasse der Wiesel, und die Hyäna unter die Klasse der Hunde gebracht.

Der Vielfraß ist ein besondrer Feind der wilden und zahmen Rennthieren. Die Art, wie er sie angreift, ist zu bemerken. Er steigt auf die höchsten Bäume, und so bald er ein Rennthier wahrnimmt, schleicht er sachte auf den Baum, worunter es weydet, springt ihm auf den Rücken, schlingt seine Hinterpfoten um den Hals des Rennthiers, und die Vorderpfoten um seinen Schwanz, klammert sich dicht an, und beißt es so heftig, daß der Rücken aufplatzt; er steckt seine Schnautze in die Wunde, und trinkt das Blut aufs gierigste hinter. Er frißt auch Fische, die er wie die Fischotter fängt. Sein Fell ist damastartig, und wird sehr gesucht; man vergleicht es mit dem Zobelfelle; gleichwohl ist dieses noch etwas sanfter und zarter anzufühlen.

Fische. Man kann sich unmöglich die unermeßliche Anzahl Fische vorstellen, die man in Lappland findet. Es wird durch eine Menge Flüße, Seen, Bäche durchschnitten, und alle diese Wasser sind so voller Fische, daß ein Mensch in einer halben Stunde mit einer einzigen Angelschnur so viel fangen kann, als ihm nur immer zu tragen möglich ist. Auch ist dieß die gäng und gebste Waare in Lappland, die dessen Einwohner Mittel an die Hand giebt, sich alle Bedürfniße zu verschaffen. Alle Fische, die sich in unsern Flüßen befinden, sind in diesem Lande bekannt; man trift aber auch dort viele andre an, die bloß Landesprodukte sind.

Lachs. Den ersten Rang behauptet der Lachs, der manchmal so häufig anzutreffen, daß ein Torneischer Accisbedienter in einem Jahre dreyzehnhundert Barken Lachse im Fluße Tornao fangen gesehn. Eben so ist es mit dem Hechte; man findet unter diesen Fischen einige, die an Größe und Dicke das gewöhnliche Menschenmaas überschreiten.

Hecht.

Barsch. Zu den in diesem Lande häufigen Fischen kann man auch noch die Barsche zählen; sie sind wegen ihrer Größe merkwürdig. Scheffer erzählt, daß man in der Kirche zu Luhla, einer Lappländischen Stadt, einen aufgetrockneten Barschkopf aufhebt, der

der von obern Kinnbacken bis zu dem untern zehn Zoll hat.

Ob man gleich die Syrenen für Geschöpfe der Einbildungskraft hält, so glauben wir doch, das hier anführen zu können, was Artedi hierüber in seinem Werke über die Fische sagt. Es wäre zu wünschen, daß man einen Fischkundigen fände, der nach genauen Untersuchungen im Stande wäre, zu entscheiden, ob das, was man von der Syrene anführt, wahr ist, oder, ob sie bloß ein fabelhaftes Ungeheuer sey; indeß, setzt er hinzu, ist es besser wegen einer Sache, die man nicht gesehn, in Zweifel zu bleiben, als dreist einen Ausspruch über ihre Existenz zu wagen. Syrenen oder Meerweiblein.

Geßnern zu folge, fehlt noch viel daran, daß man über die Gestalt dieses Ungeheuers einig sey. Einige halten die Syrenen für halb Weib und halb Vogel; andre behaupten, der Oberleib wäre von einem Weibe, der Unterleib aber von einem Fisch. Hier hat man das, was dieser Naturforscher über diese Geschöpfe sagt.

Die Syrenen sind sehr giftige Thiere, die vom Kopf bis zum Nabel einer kleinen Frauensperson gleichen.

Die Syrene von dieser Gattung hat sehr langes, und sehr unsaubers Haupthaar; ihre Züge sind grob und widrig; ihre

ihre Brüste schlottern hin und her, ihre Aerme sind wie Weiberärme.

Der Unterleib dieser Syrene gleicht dem Unterleibe eines Adlers; ihre Füße haben Krallen; ihr Leib endigt sich mit einem langen Schwanze, der voller Schuppen, und wie ein Fischschwanz gestaltet ist.

Diese Syrenen kommen oft mit ihren Jungen zum Vorschein, die sie in den Armen tragen, und nach Weiber Weise säugen. Sie sollen eine sehr melodische Stimme haben, und sich deren zum Einschläfern der Seefahrenden bedienen, damit sie sie wärend des Schlafs auffressen können; wenn aber den Seeleuten diese Ungeheuer aufstoßen, vor welchen sie sich nicht wenig fürchten, werfen sie ihnen eine Flasche zu; die Syrene tändelt damit, und man schift ohne Gefahr vorbey.

Es giebt noch eine andre Art von Syrenen, die, nach eben diesem Naturforscher eine Art Schlange ist, die man in Arabien findet. Diese Schlangen können weit stärker wie die Pferde laufen; einige davon haben sogar Flügel. Der Biß dieser Thiere ist so giftig, daß man davon stirbt, ehe man einigen Schmerz verspüret hat. Das ist das, was Geßner, Rondelet, Willugby und Artedi von den Syrenen sagen.

Im Jahre 1546 fing man im Balthischen Meere einen sonderbaren Fisch. Alle die ihn sahen, nannten ihn Meermönch, und unter diesem Namen macht ihn uns Geßner auch bekannt. Hier ist das, was er über ihn sagt. Meermönch.

Dieser Meermönch ward mit Heringen zusammen vier Meilen von Koppenhagen gefangen. Seine Größe betrug vier halbe Armslängen; sein Kopf war etwas klein, rund, weislicht, und mit einem kleinen schwarzen Zirkel umgeben, wie der Kopf eines neugeschornen Mönchs. Sein Gesicht hatte menschliche Bildung, war mohrenschwarz, seine Augen stier und schrecklich, und seine Physionomie grauerlich. Aus seinem Rücken giengen zwey runde und spitz zulaufende Floßfedern hervor, die gleichsam zwey Aerme bildeten. Ein schuppichtes, sehr hartes, und unterwärts sich ründendes Häutlein bedeckte die Brust, und hing vor- und hinterwärts herab bis auf die Mitte des Körpers, wie die Kappe bey gewissen Geistlichen. Unter dieser Art Kappe schien sich der Mittelleib dieses Thieres zu befinden, der, wie es den Leuten vorkam, sehr schlank war. Von diesem Orte fing sich eine Art weiblichen Unterrocks an, dessen Länge den dritten Theil von der Größe des Meerwunders betrug. Unter diesem Rocke ragte ein

Schwanz

Schwanz hervor, der gegen den äußersten Theilen zu immer breiter und breiter ward.

Ein so seltnes Thier wurde sorgfältig aufbewahret, und an den Hof des Königs von Dännemark gebracht, der davon viele Gemälde machen ließ. Dieß Meerwunder soll drey Tage nach seiner Gefangennehmung gelebt, und durch tiefgeholte Seufzer seine Betrübniß geäußert haben.

Meerbischoff. Rondelet, Geßner und der Pater Fournier, liefern eine Beschreibung von einem noch erstaunlicherm Meerwunder, das sie den Meerbischof nennen. Sie versichern, daß es im Jahre 1531 in Pohlen gefangen, und vom Könige in einen Thurm sey eingesperrt worden; daß dieser Monarch aber den dringenden, flehentlichen Bitten der Bischöfe dieses Reichs nachgegeben, und diesem Meerbischofe, die Freyheit geschenkt habe.

Zwey Bischöfe in Begleitung einer großen Menge Volks begleiteten den Meerbischof bis an des Meeres Ufer, und er begab sich wieder in sein Element; senkte sich aber nicht eher in dessen Tiefen, sagt Pater Fournier, als bis er allen seinen Begleitern den Seegen gegeben. Diese Geschichte ist in die Kirchlichen Analen vom Bischof von Sponde eingerückt worden.

Hier

Hier ist eine andere Geschichte, die Barrey in seiner Geschichte von England anführet. Im Jahre 1187, sagt er, fing man zu Orford, in der Grafschaft Suffolk einen Meermenschen, den der dortige Statthalter ein halb Jahr aufbewahret hat. Er war einem Menschen so völlig gleich, daß ihm bloß die Sprache fehlte. Eines Tages entrann er, sprang er in das Meer, und man hat ihn nicht wieder gesehen. Meermännlein.

Der Verfasser von den Ergötzlichkeiten Hollands spricht von einem Meerweiblein, das noch mehr Stoff zur Verwunderung gegeben; man hat sie gelehrt, unsre Speisen zu sich nehmen, und spinnen. Sie lebte einige Jahre zu Harlem; man brachte ihr, sagt er, sogar Kenntniß von Gott bey, und so oft sie bey einem Krucifix vorbeyging, unterließ sie nie, ihre Verbeugung zu machen. Meerweiblein.

Wir sind nichts weniger denn gesonnen, diese Erzählungen für wahre, bis auf die kleinsten Umstände wahre Fakta auszugeben. Man hat weiter nichts bedurft, als eine entfernte Aehnlichkeit des Körperbaues vom Meermönch mit einer Mönchskleidung wahrzunehmen, um ihm alsobald diesen Namen zu geben, und mit einer Kappe abzumahlen. Die Zaubertöne der Syrene ist vermuthlich die wieder aufge-

gewärmte Homerische Idee. Denn die Seefahrer, die diese Thiere gesehen haben, gedenken ihrer Stimme mit keinem Worte.

Es scheint, die Natur habe ein Vergnügen daran gefunden, in den Nordischen Seestrichen die sonderbarsten und ungeheuersten Thiere zusammen zu bringen. Zu den letztern gehören die Meerschlange und der Kraken. Hr. Erich von Pontoppidan, Bischoff von Bergen, und Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Koppenhagen, hat unter andern diese Thiere am genausten beschrieben; wir wollen seine Beschreibung zum Grunde legen.

Meerschlange.

Die Meerschlange ist ein schreckliches Thier, das sich nur bloß auf den Nordischen Meeren sehen läßt. Es hält sich immer in der Tiefe des Wassers auf, außer im Juli und August, seiner Laichzeit. Nur wenn das Meer still ist, läßt es sich auf selbigem sehen; wenn es aber unruhig wird, stürzt es sich in den Abgrund.

Die Norwegischen Küsten, sind nach diesem Bischofe, die einzigen Striche, die diese Schlange besucht. Ob es gleich bisher noch nicht möglich gewesen, dieß Thier genau auszumessen, so versichern doch alle, die es in einer gewissen Entfernung gesehn, daß es die Länge eines Kabelthaus zu haben scheint; das heißt, hundert Klafter. Sein

Leib

Leib scheint im Umfange funfzehn bis achtzehn Fuß zu haben; sein Kopf ist platt und breit, der Obertheil ein wenig hoch, die Schnautze spitzig. Einige von diesen Schlangen haben so platte Schnautzen wie die Kühe, und große Nasenlöcher, die mit vielen starken Haaren versehen sind, die wie Zwickelbärte heraus stehn. Seine Augen sind groß, blau, und funkelnd. Das Hintertheil dieses Thiers läuft nicht, wie beym Aale und der Erdschlange, unmerklich spitz zu, sondern sein beynahe drey oder vier Fuß dicker Schwanz scheint mit einem male aus seinem ungeheuern Rumpfe hervor zu gehn. Man sieht ihn gemeiniglich in gleicher Richtung mit dem Kopfe eine Linie, oder viele Krümmungen auf der Oberfläche des Wassers beschreiben, worauf es sich ausspreitet. Wenn es sich bewegt oder krümmt, sieht man Theile seines Rückens aus dem Wasser hoch hervor ragen, als wenn es Tonnen wären, die in einer Linie, und in ziemlich beträchtlicher Entfernung von einander daher schwämmen. Die Haut dieses Thieres ist dunkelbraun, aber buntscheckigt, und mit vielen lichten Flecken und Streifen durchsäet, die wie Schildkrötenschaale glänzen; seine Farbe um die Augen herum, und um die Kehle, ist viel dunkler, als am ganzen übrigen Körper.

Diese Schlange sprützt nicht, wie der Wallfisch, Wasser aus den Nüstern; son-

dern setzt, wenn er sich rührt, das Wasser in so starke Bewegung, daß es daher braust, als ein Mühlenbach. Dieß Thier hat um den Hals Mähnen hängen, die wie eine Hand voll schwimmenden Meerschilfs aussehen; dies unterscheidet besonders die Norweger Schlange von denen, die sich in andern Gegenden aufhalten. Man behauptet, sie legte ihren Balg alle Jahre ab, wie die Erdschlange.

Dieser Seeschlange zu begegnen, ist den Schiffern eben so gefährlich, als einer Art Wallfisch aufzustossen, der Throld-Wale heißt, und öfters Barken und Schaluppen zu Grunde gehend macht. Wir finden in vielen Reisebeschreibungen, daß diese Schlange sich in die Höhe bäumt, und sich queer über eine Schaluppe, ja sogar über ein Schiff von mehr als hundert Tonnen wirft, und es durch ihre Last zu Grunde wirft. Ein Reisender, der nach seiner Erzählung diesen Thieren ziemlich nahe gewesen, behauptet, daß sie manchmal ihr schreckliches Haupt aus dem Wasser empor heben, und einen Menschen aus einer Schaluppe oder einem Schiffe höchst geschickt wegschnappen. Man versichert, daß sich dieß Thier manchmal um eine Schaluppe herum windet, und sie dermaassen mit seinem ungeheuern Körper bedeckt, daß keiner von denen, die sich darauf befinden, heraus kann.

Diese Schlange, wenn sie sich auf dem Wasser befindet, beschreibt gemeiniglich lauter krumme Linien; die Fischer rudern aber nicht auf die Oefnungen zu, die bald von denen hervorstehenden; bald von denen unter dem Wasser liegenden Falten verursacht werden, denn die Schlange würde beym Aufrichten die Barke umwerfen; sie rudern vielmehr auf den erhabnen Theil zu. Man wirft Stücken Holz oder Steine, oder was einem sonst in die Hände kömmt, auf sie los; sobald sich das Thier getroffen fühlt, taucht es unter, und nimmt einen andern Weg. Werden Seefahrer von weiten eins von diesen Thieren gewahr, so rudern sie aus allen Kräften davon, und machen sich an die Küste oder in einen kleinen Meerbusen, weil ihnen das Thier dahin nicht nachkann.

Der Geruch, den das Biberfleisch von sich giebt, entfernt die gefährlichsten Meerungeheuer. In den wärmsten Sommermonaten versorgen sich die Seefahrer sehr reichlich damit; wenn es Noth ist, werfen sie dem Fische ein Stück davon zu, oder reiben das Vorder- oder Hintertheil ihrer Barke damit ein. Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Meerschlange den Sonnenglanz nicht vertragen kann; wenn sie ein Schiff verfolgt, dreht man es um, daß es gegen die Sonne zu stehn kömmt,

 als.

alsbald läßt das Ungeheuer seinen Raub fahren.

Die Seeschlange scheint, wie der Aal, zu den lebendiggebärenden Thieren zu gehören, und man behauptet, daß sie zu gewisser Jahreszeit sein Weibchen sucht, um sich zu paaren; man versichert, daß viele Fischer durch die Exkremente dieser Schlange sind vergiftet worden; während des Sommers sieht man sie auf dem Wasser wie fetten Schlamm herum schwimmen. Man argwohnt, daß diese klebrige Materie etwas ist, was sie ausspeyen, oder vielleicht ihr Saamen. Wenn ein Fischer von dieser Materie an seinem Garne etwas findet, und aus Unbehutsamkeit nur ein wenig mit der Hand daran anstreift, entsteht alsobald Geschwulst und eine Entzündung, die manchmal so gefährlich wird, daß kein ander Mittel da ist, als die Ablösung.

Kraken. Der Kraken ist unter dem Namen **Kraxen, Horren, Seehorren, Ankertroll, Scidrauley, Seatroll, Sekreusel** und **Krabben** gleich bekannt. Dieser letzte Name scheint der anpaßendste für dieß Thier zu seyn. Sein Leib ist rund und platt, und hat Scheeren und Fühlhörner wie die Krabbe.

Die Norwegischen Fischer, die dieß Thier vornemlich auf ihrer Küste sehen, sagen, daß, wenn sie glaubten, weit genug ins

ins Meer hinein gefahren zu seyn, um es achtzig bis hundert Klafter tief zu finden, so erstaunten sie ungemein, es zwanzig oder dreyßig Klafter tief zu finden, und manchmal noch weniger; sie versichern, daß sie alsdann die meisten Stockfische fiengen; kaum haben sie ihre Angel oder ihr Netz ausgeworfen, so ziehn sie sie voll dieser Thiere heraus. Sie schließen hieraus, daß der Kraken im Grunde des Meers sich unter ihrem Nachen befindet, und das ist ihnen immer ein gewisses Zeichen eines reichen Fischzugs. Man sieht manchmal zwanzig Barken versammlet, die gar nicht weit von einander entfernt sind, und den glücklichen Zufall nutzen, den ihnen der Kraken verschaft.

Es liegt den Fischern viel daran, zu wissen, ob das Wasser noch immer gleich tief ist; das genau zu erfahren, sondiren sie. Nimmt die Tiefe ab, so ist es ein Zeichen, daß sich das Thier der Oberfläche des Meeres nähert, alsdann suchen die Fischer durch schleunige Flucht der Gefahr zu entgehen. Wenn sie sich weit genug vom Ungeheuer entfernt haben, um vor ihm geborgen zu seyn, sehen sie es auf der Oberfläche des Wassers einen Raum einnehmen, den das Auge kaum übersehen kann; sein Rücken oder Obertheil nimmt einen Umfang einer halben Meile ein.

Kaum hat sich der Kraken einige Augenblicke dem Wasser gleich sehen lassen, so erblickt man das Meer von einer großen Menge schwimmender Inseln bedeckt; und man sieht daselbst viele Aquamarin. Man bemerkt auf den Rücken dieses ungeheuern Thieres Erhöhungen, die kleinen Bergen gleichen, auf welchen man eine ausnehmend große Anzahl kleiner Fische sich regen und bewegen sieht, die den Rücken des Ungeheuers herab rollen, und ins Wasser fallen.

Das Ungeheuer bringt alsdann schuppichte Spitzen zum Vorschein, die immer dicker werden, je mehr sie aus dem Wasser hervor kommen; wären sie weniger glänzend, so würde man sie nach ihrer Höhe und Dicke für Mastbäume halten.

Wenn der Kraken eine Zeit lang auf dem Wasser geblieben, steigt er wieder in den Grund; die Bewegung, die er alsdann macht, verursacht einen so heftigen Strudel, daß er alles, was sich in dem Umkreis dieses Wirbels befindet, mit sich herabreißt. Wehe dem Schiffe, das in diesem Nu durch die Winde dem Thiere zu nahe gebracht wird, es muß, so groß es auch ist, in den schrecklichen Abgrund, den der Kraken beym Herabfahren ins Wasser um sich her öfnet. Der Bischoff von Bergen sagt von diesem Ungeheuer folgendes:

„Wir

„Dies Thier verbreitet aus Naturtrieb, um zu leben, zu gewissen Zeiten einen starken Geruch um sich her, mittelst welchen es andre Fische herbey lockt. Es hat noch eine andre erstaunenswürdige Eigenschaft an sich, die vielen alten Fischern aus Erfahrnng bekannt ist. Sie haben bemerkt, daß er in einigen Monaten nichts anders thut, als essen, und in andern weiter nichts, als seinen Bauch leeren. Während dieser Ausleerung ist die Oberfläche des Wassers mit der Farbe dieser Exkremente gefärbt, und scheint dick und aufgeschwollen. Dieser Schlamm soll, wie man behauptet, den andern Fischen so angenehmen Geschmacks und Geruchs seyn, daß sie von allen Seiten herbey schwimmen, und dadurch gerade über dem Kraken zu stehen kommen, alsdann öfnet er seine Scheeren oder Hörner, und packt seine Gäste, verschlingt sie, und verwandelt sie durch die Verdauung in Lockspeise, um Fische von eben der Gattung wieder an sich zu ziehn.„

Ein andrer Schriftsteller hat noch neulich von dem Kraken gesprochen. Nachdem er eine beynahe ähnliche Geschichte von diesem Ungeheuer erzählt, so endet er seine Erzählung auf folgende Art.

„Wir glauben, sagt dieser Mann, daß dieß Ungeheuer in die Klasse der Polypen, oder der Kreuzfische muß gesetzt werden;

in der That muß man die aus seinem Rücken hervorragenden Spitzen für Fühlhörner, für Scheeren, oder wenn man will, für Hörner halten, die dazu dienen, daß er sich bewegen, und auch seine Nahrung suchen kann. Es ist wahr, daß die Natur dem Kraken ein noch sichers Mittel verliehen hat, sein Leben zu erhalten. Der Geruch, den er ausdünstet, ist so stark, daß er eine ausnehmend große Menge Fische über sich herlockt, die alle zu seinem Futter bestimmt sind. Ein Glück für sie, daß das Ungeheuer, das sie verschlingt, nicht zu allen Zeiten gleiche Gefräßigkeit hat. Es frißt nur einige Monate des Jahrs, und die folgende Zeit nimmt er ganz und gar keine Speise zu sich. Bey diesen langen Fasten thut er weiter nichts, als daß er die Nahrung, die er bisher zu sich genommen, wieder von sich giebt. Und dieser Exkrementen ist eine so große Menge, daß sie die Oberfläche des Meers in einem sehr beträchtlichen Umkreise färbt und verdickt.

„Man findet, fährt dieser Schriftsteller fort, in einer gewissen Reisebeschreibung, daß 1680, ein, ohne Zweifel junger und unbedachtsamer Kraken, sich in den Schlupfhaven von Ulwrangen geworfen, das an den äußersten Gränzen von Alstrahough (einem Norwegischen Dorfe) liegt, da er durch die Fluth war hart ans Ufer getrieben

 ben

ben worden, und daselbst umgekommen sey. Seine Fühlhörner, deren er sich, wie die Schnecke, zu bedienen scheint, waren beym Herumdrehen so fest an den Bäumen hängen geblieben, und er selbst hatte sich so in den Felsenspalten verfitzt, daß er nicht mit der Fluth zugleich vom Lande wieder wegkonnte. Sein todter Leichnam füllte beynahe die ganze Bucht aus; der Gestank, den sein in Fäulniß gegangnes Fleisch von sich gab, war Ursach, daß dieser Ort lange Zeit nicht konnte besucht werden.

Vor einigen Jahren hatten Fischer sehr viel Mühe, sich von einem Seestriche zu entfernen, der ihnen sumpfigt und nicht sehr tief schien, und worauf sie waren hingetrieben worden, ob gleich das Meer ruhig, und die Winde still waren. Wie groß aber war nicht ihr Erstaunen und Entsetzen, als sie sahen, daß sie auf dem Rücken eines Kraken schiften; sie sahen plötzlich eins von den Hörnern dieses Thiers zum Vorschein kommen, das einer von ihren Nachen zerbrach.

Ein dänischer Schriftsteller spricht in der Beschreibung, die er von den Inseln Ferve giebt, von dem plötzlichen Entstehen einiger wüsten Flecke Landes, die einige Augenblicke herum schwimmen, und mit einem male verschwinden.

Nordische Seefahrer haben ebenfalls die Krakens für Inseln gehalten. Urban Hierne, ein berühmter Schwedischer Naturforscher, sagt: man sahe manchmal bey Stockholm, in den Scheeren, (gefährliche Seeklippen, so vor dieser Stadt liegen,) eine Insel erscheinen, die an dem Orte wo sie entstanden ist, bald völlig fest zu stehn scheint, bald schwimmt, sich vertieft, und in einer weitern Entfernung blicken läßt. „Ich zeichnete, fährt dieser Verfasser fort, an eben dem Orte eine Scheere, als ich drey Spitzen merklich über dem Wasser hervor ragen sahe; ich glaubte, die Scheeren verfehlt zu haben, aber in der Zeit, daß ich einen Bauer frug, was diese drey Spitzen sagen wollten, verschwanden sie. Ueber dieß Phänomen erstaunt, oder vielmehr der Meynung, daß ich mich geirrt, frug ich den Bauer von neuen; er antwortete mir, man sähe diese Insel oft auf dem Meere erscheinen, und das wäre immer ein untrüglicher Vorbote von einem Orkane, oder einer ungeheuren Menge Fische."

Was Plinius in seiner Naturgeschichte von einem Ungeheuer sagt, daß er Physeter nennt, kann auf kein ander Geschöpf auf Gottes Wassern passen, als auf den Kraken. Er drückt sich hierüber ungefähr folgendermaaßen aus.

Das größte Thier auf dem Indianischen Meere ist der Wallfisch, und auf dem Ozeane der Physeter. Er erhebt sich wie eine übergroße Säule, so hoch, wie der größte Mastbaum, und spritzt eine so unermeßliche Menge Wassers von sich, daß es eine große Wasserfluth zu seyn scheint. Dies Thier ist wie ein großer, runder Baum gestaltet, der seine Aeste sehr weit hinaus breitet, und eben deshalb kann er in keine Meerenge hinein.

Es ist einem Rade gleich, daß vierzig Speichen hat, und auf jeder Seite zwey verschloßne Augen zu haben scheint.

Man hat schon lange Zeit Reisebeschreibungen, die vielleicht mit möglichster Treue und Wahrheit gemacht sind, als abgeschmackte Mährlein verworfen, und würde sie, nicht verworfen haben, wenn man die Ungeheuer, von denen wir reden, genauer gekannt hätte.

Kriechendes Ungeziefer.

Es giebt in Lappland wenig kriechendes Ungeziefer, zumal in dem höher belegnen Theile, der an die Norwegischen Gebirge gränzt. In den tiefer liegenden und waldigten Gegenden sieht man Schlangen und andre dergleichen Thiere, die von den unsrigen gar nicht verschieden sind.

Insekten.

Insekten giebt es dort häufiger; zumal giebt es dort eine Art großer Mücken, grosser

ser Wespen, und großer Hornißen, welche letztre außerordentlich die Leute quälen, und deren Biße sehr schmerzhaft sind; am häufigsten halten sie sich bey den Wassern herum auf. Sie beängstigen nicht allein die Menschen, sondern verfolgen auch die Rennthiere so heftig, daß man, um sie von selbigen zu verscheuchen, große Feuer anzünden und den Rauch auf das Thier zublasen muß, sie so lange im Wasser herum waten lassen, bis die Insekten sich fort gemacht haben. Auch giebt es noch eine Art Schnacken dort, die wegen ihrer Kleinheit fast unmerklich sind. Indeß ist ihr Biß sehr lebhaft, und macht so viel Schmerz, wie ein Nadelstich.

Norwegen.

Fast alle Schriftsteller, die dieß Land beschrieben, haben es wegen seines rauhen Himmelstrichs, unfruchtbaren Bodens, und wegen der Wildheit der Einwohner, als ein grauerliches, schauerliches Land abgemahlt; wir haben es aber untersucht, und einen ganz andern Begriff davon bekommen. Haben gefunden, daß Norwegen nicht das Land ist, daß der Winter zu seinem beständigen Wohnsitz erkohren; daß seine

seine Einwohner nicht Barbaren sind, die sich zwischen Schnee- und Eisschollen niedergelassen haben; daß der dortige Boden angebaut, und ziemlich ergiebig ist. Es ist wahr, die Norweger haben, wie alle andre Europäer ihr barbarisches Zeitalter gehabt, sind aber nun gebildet, so gebildet, daß sie Wissenschaften und Künste bebauen. Man hat Geschichten von Norwegen und Dännemark, die von Norwegern selbst sind beschrieben worden.

Wir sind gesonnen, hier eine geographische Beschreibung dieses Königreichs zu liefern, von seinem Himmelsstrich, Boden und Produkten, von den dort befindlichen Thieren unsern Lesern einen Begriff zu geben; sie mit den Sitten der alten Einwohner bekannt zu machen; kurz, die Geschichte dieses Landes bis zu den Zeiten vorzutragen, da es wiederum mit Dännemark ist vereinigt worden.

Erstes Kapitel.

Geographische Beschreibung von Norwegen.

Das Königreich Norwegen liegt längst dem Nordmeere, vom sieben und funfzigsten Grad der Länge bis zum neun und sechzigsten, und vom drey und zwanzigsten

Hübner. Dom Vaissette Géograph. Hist. Eccles et Civile, Tom. I.

zigsten der Breite, bis zum ein und dreyßigsten. Gegen Südosten wird es von Schweden eine Kette von Gebürgen, die sich von Mittag gegen Norden zieht, sondert es von selbigem ab. Alle seine übrigen Seiten werden vom Nordmeere umringt.

Alberti Kranzii Hamburgensis, Chronographi, Historiae rerum gestarum regni Norvagiae simul et Normanorum.

Norwegen beträgt von Mittag gegen Norden beynahe dreyhundert gemeine Meilen; seine Breite aber ist sehr ungleich; im mittägigen Theile beläuft sie sich auf ungefähr achtzig Meilen, gegen Norden herauf wird es viel schmäler, und gegen den mitternächtlichen Theil, wo es von Lappland begrenzt wird, hat es nur zwanzig bis dreyßig Meilen.

Viele Erdbeschreiber behaupten, der Name dieses Reichs käme von seiner Lage her, und wäre aus Nord und Weg entstanden, bedeutete also Norderweg. Man nennt es auch Normandia, das will sagen, die Heymath der Nordvölker.

Erster Artikel.

Eintheilung von Norwegen.

Es wird in zwey Theile getheilet, in den Mitternächtlichen und Mittägigen. Sie sind durch hohe Gebürge von einander abgesondert, die die Landes Einwohner Dofrefiel nennen. Diese Gebürge liegen

gen gegen den sechzigsten Grad der Breite, und haben in der Gegend, wo man sie paßirt, vierzehn Meilen im Umfange.

Zweyter Artikel.

Das Mitternächtliche Norwegen.

Dieser Theil von Norwegen, der sich über den Polarzirkel hinaus erstreckt, ist kälter, weniger angebaut und bevölkert, denn der andre; er enthält die Generalgouvernements Drontheim und Nordland.

§. 1.

Gouvernement von Drontheim.

Dieß Gouvernement ist das größte im Königreiche. Gegen Abend, längst der Küste, wird es von Mittag gegen Mitternacht durch den mitternächtlichen Ocean begrenzt, und begreift ungefehr hundert und funfzig gemeine französische Meilen in sich. Seine größte Breite beträgt nicht über hundert und zwanzig Meilen. Es ist in zwey Theile getheilt; das eigentliche Gouvernement Drontheim, das gegen Mittag zu liegt, und in das Untergouvernement Salten. Das erste begreift sieben Landvoigteyen in sich; das andre ist in sieben kleine Gegenden oder Thäler eingetheilet, die nach der Küste zu liegen.

Die Stadt Drontheim ist die Hauptstadt des ganzen Gouvernements, war es sonst von ganz Norwegen, und die Residenz ihrer Könige. Sie liegt unter dem drey und sechzigsten Grad, funfzehn Minuten der Breite in einem Meerbusen eben des Namens, und hat einen sehr geräumigen Hafen, der unter dem Wasser verborgene Klippen in grosser Menge hat. Sie wird durch eine gute Citadell vertheidigt, ist groß und wohlgebaut, hat einen ansehnlichen Kupferhandel; ist von der einen Seite beynahe vom Meere umringt, und von der andern durch hohe Gebürge, die über sie wegragen. Die Hauptkirche ist dem heiligen Olaus gewidmet; war sonst eine von den prächtigsten Nordischen Kirchen, wurde aber im Jahre 1530 abgebrannt, und es blieb weiter nichts übrig, wie das Chor.

Der dort befindliche Lutherische Bischof erstreckt sein Ansehn über das ganze Mitternächtliche Norwegen; es ist daselbst ein Obergerichtshoff und eine Schule. Weiter trift man in diesem Gouvernement keine Stadt an. Monkolm ist ein festes Schloß, das auf einem steilen Felsen, vier Meilen vom Meere liegt.

§. 2.

§. 2.
Gouvernement von Nordland.

Dieß Gouvernement macht Drontheim gegen Norden, zwischen diesem letztern, und den Ländern, die Rußland zugehören, eine Erdzunge aus, die mehr denn zweyhundert Meilen in der Länge beträgt. Gegen Norden wird sie durch zwey Vorgebürge begrenzt. Das eine, das Vorgebürg Nord, und das andre, das Vorgebürge Nordkin, die unter allen Europäischen am meisten nach Norden, und ins Eismeer hinaus ragen. Dieß Gouvernement wird von Normännern bewohnt, die die alte Norwegische Sprache beybehalten haben. Seine einzigen Produkte sind einige Triften. Man theilt es in acht oder zehn Distrikte oder Provinzen, unter denen eine der vornehmsten Finnmark ist.

Ward oder **Wardhus**, der Hauptort dieses Gouvernements ist eine Insel, die drey Meilen lang, und ungefähr viere breit ist; man sieht daselbst ein altes baufälliges Schloß. Sie hat einen Statthalter und Dänische Besatzung; längst den Küsten findet man viel Fischerhütten. Diese Insel liegt unter dem siebenzigsten Grad der Breite, und dem funfzigsten der Länge. Bey dem Schlosse befindet sich ein Marktflecken, der wohl vierhundert Einwohner haben kann. **Waran**-

ger ist ein sehr bequemer Hafen, der von den dorthin handelnden Lappen fleißig besucht wird.

Heiligeland, Mageroe, Suroi, Waroi, Lofforden, Röst und Westerland sind Inseln auf dem Nordmeere. Die vier letzten machen nur ein Lehn aus; mitten unter diesen Inseln liegt die Insel Moskoe, bey der sich ein berüchtigter Stromwirbel befindet, von dem viele Schriftsteller gesprochen haben. Die Landeseinwohner nennen ihn Målstrom; die Alten nannten ihn Umbilius maris. Er soll vier und zwanzig Meilen im Umfange betragen. Die Reisebeschreiber sagen, man dürfte ihm nicht über drey Meilen zu nahe kommen.

Dritter Artikel.

Mittägiges Norwegen.

Dieser Theil von Norwegen wird in drey Gouvernements oder Provinzen getheilet; sie heissen Bergen, Aggerhus und Bahus. Letzteres gehört seit 1660 dem Hause Schweden zu.

§. 1.

Gouvernement von Bergen.

Dieß Gouvernement ist in zwey Provinzen getheilt; sie heissen Bergenhus und

und Westerland. Es wird gegen Abend und Mittag vom mitternächtlichen Oceane begrenzt, gegen Norden vom Gouvernement Drontheim, und gegen Morgen von Aggerhus.

Die Provinz Bergenhus liegt zwischen dem Nordmeere und einer Kette von Bergen; man theilt sie in sieben Distrikte.

Bergen ist die Hauptstadt der Provinz; liegt unter dem sechzigsten Grad, zehn Minuten der Breite, bey einem Meerbusen; hat einen ziemlich bequemen Hafen, und eine gute Rhede, die durch das Schloß Friedrichsburg vertheidigt wird.

Die Stadt Bergen ist groß, handelt stark, war ehemals als Hanseestadt. Wegen der sie umgebenden Berge hat sie den Namen Bergen erhalten. Ihr Haupthandel besteht aus Holz und Stockfisch. Ehemals war sie bloß von Holz gebaut, da sie aber durch eine Feuersbrunst gänzlich in Asche gelegt wurde, erbaute man sie 1702 von neuem, und von Stein. Man hat daselbst das Oberjustizkollegium der ganzen Provinz errichtet. Es ist daselbst der Pallast eines Bischofs, deren es viere in Norwegen giebt.

Die Provinz Westerland, liegt an der äussersten mittägigen Grenze von Norwegen. Man theilt sie in sieben Lehne oder

Herrschaften; man trift daselbst Kupfer- und Eisenbergwerke an.

Strawanger ist die Hauptstadt, sie liegt im volkreichsten Kanton von Norwegen. Die Stadt ist gut genug gebaut, man trift dort sehr schöne Häuser an; es ist daselbst ein Landgerichtskollegium.

Ueberdem findet man in dieser Provinz die ganz artige Stadt Christiansand; sie hat ein Justizkollegium; liegt dicht am Meere.

Fleckeroe ist der beste Norwegische Hafen.

Tellemark, eine kleine Provinz, deren Einwohner man für stark, kraftvoll, plump und boshaft hält.

§. 2.

Gouvernement von Aggerhus.

Dieß Gouvernement wird gegen Mittag vom deutschen Meere, Schweden und dem Gouvernement Rahus begrenzt. Ein Theil von Drontheim begrenzt es gegen Norden, und Bergen gegen Abend. Von Mittag gegen Norden beträgt es zweyhundert und vierzig Meilen, und wird in zwey Provinzen getheilt, Aggerhus und Apland.

Die Provinz Aggerhus theilt sich wiederum in fünf oder sechs andere; man

findet

findet daselbst Silber- Stahl- und Erzbergwerke.

Aggerhus ist ein Schloß, wo die Vicekönige gemeiniglich residirten. Es liegt an dem Meerbusen Ansloye oder Christiania.

Christiania ist die Hauptstadt des Gouvernements, sogar ganz Norwegens. Vor Alters hieß sie Unslo oder Opslo. Im Jahre 1567 brannte sie ab: Christian der Vierte, König von Dännemark, ließ sie 1614 wieder aufbauen, und gab ihr seinen Namen. Sie liegt an dem Busen, der ihren Namen führt, und an dem Meere, auf der mittägigen Küste von Norwegen, gegen den neun und funfzigsten Grad, fünf und zwanzig Minuten der Breite, und den sieben und zwanzigsten vierzig Minuten der Länge. Diese Stadt ist ganz artig, und durch eine Citadelle vertheidigt; das dort errichtete Justizkollegium ist das oberste im ganzen Reiche. Es hat einen Bischöflichen Sitz, und eine Schule, die Hauptpfarrkirche ist dem heiligen Alestard gewidmet.

Friedrichsstadt ist wohl befestiget; wurde durch Friedrich den Dritten, gestiftet. Es ist dort ein Justizkollegium. Christian der Fünfte, ließ 1685 daselbst ein Schloß erbauen.

Friedrichshall eine kleine Stadt, hat aber einen sehr guten Hafen, und in der Nähe zwey ganz gute Festungen, die eine heißt Friedrichstein, die andre Güldenlöw. Zwischen diesen beyden Festungen ward Karl der Zwölfte, König von Schweden, im Jahr 1718 getödtet. Der König von Dännemark ließ an dem Orte, wo er geblieben, eine marmorne Pyramide errichten, worauf sich zwey Innschriften befinden, eine in lateinischer, die andre, in norwegischer Sprache.

Die andern Oerter in der Provinz Aggerhus, die einigermaaßen von Betracht, sind Vinger, eine an den Schwedischen Grenzen liegende Festung; Sarpa, an einem Wasserfall belegen, der aus dem Fluß Gluma entsteht; Brackernes und Stromsoe am Meerbusen Drommen, sind zwey schöne, ziemlich Handlungsreiche Städte, liegen einander gerade über; und endlich Larwingen und Garlsberg, die den Titel einer Grafschaft führen.

Kongsberg hat Silberbergwerke, wo zwölfhundert Bergleute beständig beschäftiget seyn. Auch bey der Stadt Salzberg hat man Silberschachte gefunden.

Die Provinz Apland ist in sieben Distrikte getheilt, hat aber keine einzige beträchtliche Stadt. Man findet daselbst

den See Mioks, der acht und zwanzig Meilen lang ist, und bey dem das schönste Korn im Königreiche wächst.

§. 3.

Gouvernement von Bahus oder Schwedisch Norwegen.

Dieß Gouvernement wurde 1660 an Schweden abgetreten; seine Breite ist ungleich; sie kann wohl, überhaupt genommen, zehn bis zwölf Meilen betragen; seine Länge beträgt ungefähr funfzig; gegen Norden wird es von Aggerhus begränzt, gegen Abend theils vom letztern Guvernement, und theils von Nordmeere; gegen Mittag durch den Fluß Gothelbe, gegen seine Mündung ins Meer zu, und gegen Morgen von Schweden.

Bahus, wovon es seinen Namen, ist ein fester Platz; liegt oben auf einem Felsen in einer Insel, die durch den Fluß Gothelbe gebildet ist, gegen den sieben und funfzigsten Grad, funfzig Minuten der Breite, und den neun und zwanzigsten, funfzehn Minuten der Länge.

Kongel und Stromstade sind zwey kleine, in diesem Gouvernement belegne Städtchen.

Maarstrand, eine Insel, einen Kanonenschuß vom festen Lande belegen; es

 ist

ist daselbst eine kleine Stadt eben des Namens, und eine Festung, Karlstein, genannt.

Husingen auch Dansholm genannt, eine andere Insel, an der Mündung des Flusses Gothelbe belegen, der die Königreiche Dännemark, Schweden und Norwegen von einander absondert.

Zweytes Kapitel.

Himmelsstrich und Erdboden von Norwegen.

Einleitung in die Geschichte von Dåñemark durch Hrn. Mallet.

Der mitternächtlichste Theil von Norwegen ist sowol einer sehr strengen Kälte ausgesetzt, als der gegen Osten belegne, und gegen die Nordwinde nicht durch Gebürge beschirmt. Beynahe die ganze Küste, die gegen Abend durch das Meer begränzt wird, und die einen beträchtlichen Theil von Norwegen ausmacht, hat sogar mitten im Winter eine ziemliche gemäßigte Luft; selten, daß eine rechte strenge Kälte daselbst drey Wochen hinter einander anhält; in Bergen regnet es mitten im Winter häufig. Die unaufhörlich aus dem Meere aufsteigenden Dünste, machen die Kälte etwas gelinder, und nur auf den Küsten von Island, Finnmark und Grönland findet man die unermeßlichen und ewigen Eisschollen, von denen die Reise-

Reisebeschreiber sprechen, und die, wenn sie sich losgerissen, an diesen Küsten schwimmen.

Im mitternächtlichsten Theile ist drey Monate hintereinander im Sommer Tag, und drey Monate im Winter immer Nacht. Wärend der drey Nachtmonate halten die Einwohner Meßen und Märkte, entweder beym hellen Mondenscheine, oder beym Lichte. Ihr Licht besteht aus betheertem Holze, das beßer leuchtet wie Fackeln.

Norwegen wird in verschiedenen Gegenden von hohen Gebürgen durchkreutzt; übrigens ist der Boden ungleich, voller Felsen und Steine, weshalb ein großer Theil unangebaut bleiben muß.

Indeß sammelt man eine ziemlich starke Menge Getreyde in vielen Provinzen dieses Reichs ein, als in den Oplandes, Rifolke, Jedern, u. s. w. Die Provinzen, die Mangel am Getreyde haben, bekommen von Jütland, oder den Dänischen Inseln, zugeführt. Die Ausfuhr aus diesem Lande ersetzt den Abgang an Korn hinlänglich. In vielen Landschaften, absonderlich im mittägigen Theile, giebt es sehr schöne Triften, worauf man eine Menge Vieh weyden läßt.

Die östlichen Provinzen dieses Reiches versorgen das übrige Europa mit

 Theer,

Theer, Mastbäumen, Brettern und allerhand Arten Holtz.

Der Fischfang ist auf den östlichen Küsten von Norwegen sehr ergiebig, und man treibt daselbst einen beträchtlichen Handel mit trocknen oder gesalznen Fischen.

Man findet in den verschiednen Provinzen eine ungeheure Menge Silber- Kupfer- und Eisenbergwerke.

Die Thiere, die man hier antrift, sind beynahe die nehmlichen, die in Lappland zu finden, und ihre Felle geben einen beträchtlichen Handlungszweig für die Norweger ab.

Drittes Kapitel.

Ehmalige Einwohner von Norwegen.

Norwegen wird von zweyerley Völkerschaften bewohnt, die an Gestalt, Sitten und Sprache von einander verschieden sind. Die eine Völkerschaft kömmt aus einem Stamm mit den Lappen, denen sie an Gestalt und Lebensart sehr ähnlich ist; es sind die Urbewohner von Norwegen und den angränzenden Ländern. Die andre Völkerschaft sind Tartaren, die ihre groben und barbarischen Sitten bis zu der Zeit beybehalten haben, da sie die christliche Religion annahmen.

Man

Man hat Ursach zu glauben, daß die Cimmerischen Tartarn, deren Vaterland die Alten dem Pontus Euxinus gegen Norden zu hinsetzen, diejenigen waren, die die ersten Pflanzvölker nach Nordeuropa schickten, und das daher der Name Cimbrier entstanden sey, den sie lange Zeit beybehalten haben. Nachdem sie die ersten Einwohner besiegt, so nöthigten sie selbige, sich in die Nördlichen Gebürge zu flüchten, wo sie ihre Sprache, und einen Theil ihrer Gebräuche beybehalten haben. Diesen Völkern begegnete eben das Schicksal, das nachher die ersten Bewohner von Brittannien erfuhren. Die Sachsen vertrieben diese aus dem besten und anmuthigsten Theile ihrer Insel, und zwangen sie, sich in die Gebürge von Wales zu flüchten, woselbst sie noch den Ueberrest ihrer Sitten und Sprache beybehalten. Daß viele Wanderungen von Tartarischen Völkerschaften nach Nordeuropa vorgenommen worden sind, ist unleugbar, ganz ungewiß aber, wenn ehe die erste geschehen. Auch nicht die mindeste Spur ist davon da. Es muß vermuthlich in den uraltesten Zeiten geschehen seyn. Alle nordische Geschichtschreiber sind übereinstimmig, daß die eine Wanderung in das Jahr 70 vor Christi Geburt gefallen ist. Der berühmte Zug, den die Barbaren, unter dem Namen Cimbern und Teutonen

tonen ungefähr hundert und eilf Jahr vor der Geburt unsers Erlösers, nach Italien unternahmen, lehret uns, daß das nördliche Europa, von wannen sie kamen, dazumal bereits sehr bevölkert war, und schon viele Tartarhorden aufgenommen hatte, und daß diese Cimbern und Teutonen Tartaren waren; folglich geschahen ihre Wanderungen vor derjenigen, die unterm Odin, 70 Jahr vor Christi Geburt, erfolgte.

Ehe wir unsern Lesern einen Begriff von den Sitten und Gebräuchen dieser Barbaren machen, die Nord-Europa überfielen, wollen wir den Zug der Cimbrier und Teutonen erzählen; es wird dazu dienen, vom Carakter dieser Völker einen Begriff zu bekommen.

Viertes Kapitel.

Zug der Zimbrier und Teutonen.

Titus Livius, Plutarch im Leben des Marius u. sw. berichten uns, daß unter dem Consulthume des Cöcilius Metellus und Papirius Carbo, ungefähr hundert und eilf Jahr vor Christi Geburt, die Römische Republick durch innerliche Uneinigkeiten beunruhiget wurde, die ihrer Freyheit schon den Untergang drohten, allein alle ihre Glieder vereinigten sich, als das Geschrey bey ihnen erscholl,

die Nordischen Barbaren hätten verschiedene Theile von Europa überschwemmt. Mehr denn dreymal hundert tausend Cimbern und Teutonen hatten sich vereinigt, um neue Länder, ein gelinderes Klima, Beute und Ruhm aufzusuchen. Sie griffen die ersten Völker an, die ihnen aufstiessen und unterjochten sie. Ihre Siege machten sie beherzt; sie machten neue Züge, neue Eroberungen; verbreiteten sich in Gallien, das sie aufs gräslichste verwüsteten; allenthalben wo sie hinkamen, folgte ihnen Entsetzen und Bestürzung auf den Füssen. Da Rom erfuhr, daß sie nach Italien ziehen wollten, ward es bestürzt. Der Senat schickte in voller Eile den Papirius Carbo mit einem Heere hin, ihnen den Zug über die Alpen zu verwehren. Diese Barbaren nahmen einen andern Weg, schlugen sich nach der Donau zu hin, uud hielten sich eine Zeitlang an deren Ufern auf. Die Römer faßten wiederum Muth, und liessen den Cimbern und Deutonen sagen, sie würden sie züchtigen, wenn sie sich unterstünden, ihre Bundesgenossen anzugreifen, und liessen ihnen sogleich eine Armee entgegen rücken, die vermögend war, ihre Drohungen ins Werk zu richten. Das Gerücht hatte die Cimbern und Teutonen mit der Tapferkeit der Römer bekannt gemacht; sie sandten daher Abgesandten

an

an den Consul Papirius, und entschuldigten sich, daß sie die Noricier angegriffen, sie hätten nicht gewußt, daß sie Bundsgenossen der Römer wären. Die Gesandten dieser Barbaren setzten hinzu, die Römer würden wissen, daß nach einem von allen Völkern angenommenen Gesetze, dem Sieger alles zugehörte; übrigens hätten sie für die Römer, wegen ihrer Tugenden und Tapferkeit, viele Achtung, und bloß deshalb, denn fürchten thäten sie keine Nation, wollten sie die Noricier in Fried und Ruhe lassen, und ihren Muth in andern Gegenden ausüben. Der Konsul schien durch diese Antwort befriedigt, und versprach, die Barbaren ruhig nach Dalmatien ziehen zu lassen. Die Cimbrier machten sich marschfertig. Papirius wartete auf eine günstige Gelegenheit, sie wehrlos zu überfallen. Er erfuhr, daß sie eine Nacht, dem gegebnem Worte trauend, ihre Waffen abgelegt hatten, und schliefen, in der Meynung, daß Redlichkeit für ihre Sicherheit wachte. Er ließ seine Soldaten die Waffen ergreifen, und fiel die Cimbrier an, in der Hoffnung, sie in der Verfassung insgesamt auszurotten. Entrüstet über diese Treulosigkeit, rannten die Barbaren nach ihren Waffen, und vertheidigten sich mit so vieler Unerschrockenheit, daß sie die Römer in die Flucht schlugen. Dieser

ser für die Barbaren so glorreiche Sieg, versammlete eine Menge Nationen, die des Römischen Jochs überdrüßig waren, unter ihren Fahnen. Mit dieser Verstärkung kehrten sie nach Gallien zurück, drangen bis an den Fuß der Pyräneen, und versuchten sich in Spanien niederzulassen; wurden aber von den Celtiberiern zurückgeschlagen; und von so vielen Strapatzen ermüdet, sandten sie neue Abgesandten an die Römer, liessen ihnen ihre Dienste anbieten, und verlangten von ihnen Land, um es anzubauen.

Der Senat merkte, daß er sich mit diesen Barbaren in keinerley Art von Vergleich einlassen durfte, und schlug ihnen ihr Gesuch ab. Jetzt machten sich die Cimbrier und Teutonen fertig, das mit Gewalt zu erhalten, was man ihren Bitten versagte. Sie griffen einen Haufen Römischer Soldaten an, die vom Silanus kommandirt wurden, der ihnen auf dem Fuß nachzufolgen befehligt war; erstiegen ihre Verschanzungen, plünderten sein Lager, und liessen beynahe die ganze Mannschaft über die Klinge springen. Auf diesen Sieg folgte ein zweyter, den ihre Bundsgenossen, die Ambroner, an der Mündung des Rhodanus über den Longinus Caßius davon trugen. Auf alle diese Unglücksfälle erfolgte ein dritter noch beträcht-

beträchtlicherer; Konsul Skaurus, der ein Heer von mehr als hundert tausend Römern kommandirte, wurde gänzlich geschlagen, zum Gefangnen gemacht, und seine beyden Söhne kamen mit beynahe achtzig tausend Mañ Soldaten um. Manlius und Cepton, davon jeder ein Chor kommandirete, hatten eben das nemliche Schicksal.

Dieser wiederhohlte Verlust vermehrte die Bestürzung in Rom; man fieng schon an zu verzweifeln, glaubte, der Untergang der Republik sey nahe. Marius, der grosse Marius, rettete für dießmal die Hauptstadt der Welt, und schirmte sie vor der Wuth der Barbaren. Man übertrug ihm die konsularische Würde, und gab ihm den Catulus Lutatius, einen Mann von bewährter Kriegswissenschaft, zum Kollegen.

Die Unvorsichtigkeit derjenigen, die vor ihnen in diesem Kriege Befehlshaber gewesen waren, diente ihnen zur Lehre; sie beschlossen, diesen Barbaren nicht eher ein Treffen zu liefern, als bis ihre grosse Hitze verraucht sey, und die Römer, gewöhnt sie zu sehen, überzeugt wären, daß sie nicht unüberwindlicher seyn, als andere Nationen, über die sie so viele Siege davon getragen hatten. Aus dem Grunde lagerte sich der römische General an

den

den Ufern des Rhodanus, und nahm eine vortheilhafte Stellung. Er versorgte sein Lager mit allem nöthigen Proviant, damit er sich nicht genöthigt sähe, eher zu streiten, als bis er die Gelegenheit dazu günstig finden würde.

Die Saumseligkeit des Marius wurde von den Barbaren als Furcht ausgelegt; sie entschlossen sich in verschiedne Chöre zu theilen, um in Italien einzudringen. Die Cimbrier und Tigurier, die sich mit ihnen vereinigt hatten, beschlossen, dem Katulus entgegen zu rücken. Da die Ambronier und Teutonier hoften, den Marius in einem Streit verwickeln zu können, so lagerten sie sich seinem Lager gerade über in eine Ebene; allein nichts war vermögend, den Marius von seinem Entschluß abzubringen. Diese Barbaren bedienten sich aller ersinnlichen Mittel, die Römer zum Streit anzuspornen; sie näherten sich ihrem Lager bis zu den Verschanzungen, schmähten sie aus, forderten die Officiere, ja sogar den Heerführer selbst zum Zweykampf heraus. Die Römischen Soldaten gewöhnten sich diesen Barbaren ins Gesicht zu sehen, und die Beleidigungen, die sie ihnen zufügten, ergrollten sie von Tage zu Tage mehr und mehr. Sie beschwerten sich in Kurzem darüber, daß Marius an ihrem Muth zu zweifeln schien. Dieser geschickte Feldherr suchte

sie durch verschiedne Mittel zu besänftigen; er gieng gar so weit, daß er eine Syrische Prophetinn um Rath fragen ließ, und diese gab die Versicherung, daß die Götter es noch nicht billigten, daß man sich schlüge; er wollte, daß ihr Muth, so zu sagen, sich in Wuth verwandeln sollte.

Ungeduldig über das Säumen des Römischen Heerführers versuchten die Teutonen endlich, sein Lager mit stürmender Hand einzunehmen, wurden aber mit Verlust zurück getrieben; alsobald beschloßen sie, dem Marius ruhig in seinem Lager zu lassen, und nach Italien zu gehen. Sie defilirten ganzer sechs Tage in Gegenwart der Römischen Armee, überhäuften die Römischen Soldaten mit Schmähungen, und frugen sie, ob sie nichts an ihre Weiber zu bestellen hätten, die sie bald zu sehen hoften. Marius blieb in seiner gewöhnlichen Ruhe; wie aber das ganze feindliche Heer fortgezogen war, brach er auf, zog ihm auf dem Fuße nach, bis nach Aix in Provence, und scharmützelte unaufhörlich mit dem Nachtrab. Wie er in den Gegenden von Aix war, machte er Halte, um die Schlacht zu liefern, die die Römer mit so vieler Hitze verlangten. Man fieng an zu scharmutziren, und in kurzem kam es zu einer förmlichen Schlacht. Dreyßigtausend Ambroner rückten zuerst unter Instrumentenschall

und nach dem Takte auf die Römer loß. Von den Römern unterstützt, schlugen die Ligurier sie mit Verlust zurück; wie sie aber die Flucht nahmen, giengen ihre Weiber ihnen mit Säbeln und Hacken in der Hand entgegen, überhäuften sie mit Vorwürfen, und schlugen ohne Unterschied auf Ueberwinder und Ueberwundne los. Sie gaben sich die äußerste Mühe, den Römern ihre Waffen zu entreißen, und äußerten eine Festmüthigkeit bis in den Tod, die fast unglaublich ist. Dieß erste Treffen hob den Muth der Römer, und war der Vorbote eines für sie entscheidenden Sieges.

Da der größte Theil der Ambronier in dieser Schlacht umgekommen war, ließ Marius das Römische Heer wieder ins Lager marschiren, befahl den Soldaten, auf ihrer Hut zu stehn, allein nicht die geringste Bewegung zu machen, um den Feind auf die Gedanken zu bringen, als wären sie selbst nach ihrem Siege noch voller Schrecken. Das Lager der Teutonen erscholl von einem schrecklichen Geschrey und Geheule. Gleichwohl blieben sie einen Tag und eine Nacht hindurch in der Unthätigkeit, und beschäftigten sich, Zubereitungen zu einem neuen Streit zu machen. Marius nahm alle erforderlichen Maasregeln, sie zu empfangen. Er legte dreytausend Mann in Hinterhalt, unter Kommando

des Marius, mit Befehl, die Barbaren von hinten zu anzugreifen, wenn er sie in Handgemenge sähe. Als die beyden Heere einander im Gesicht waren, stiegen die Römischen Reiter auf Befehl des Marius ab; die Teutonen, durch ihren gewöhnlichen Ungestüm hingerissen, warteten nicht, bis die Römer in die Pläne herab gekommen waren, sie griffen sie auf einer Höhe an, wo sie sehr vortheilhaft standen. Marcellus kam mit seinen Leuten zum Vorschein, griff sie von hinten zu an, brachte sie in Unordnung, und nöthigte sie, die Flucht zu ergreifen. Jetzt richteten die Römer ein schreckliches Blutbad an. Alle Geschichtschreiber sagen einhellig, daß bey diesem Treffen eine unglaubliche Menge Barbaren umgekommen. Dieser Sieg stillte die Furcht der Römer; sie riefen den Marius zum fünftenmal zum Consul aus. Man wollte ihm zu Ehren einen Triumph anstellen; er antwortete aber, daß er selbigen nicht eher annehmen würde, als bis er durch die gänzliche Niederlage dieser Barbaren Italien völlige Ruhe verschaft hätte. Die Cimbrier, die sich von den Teutonen und Ambranen abgesondert hatten, drohten ihrer Sicherheit noch immer; sie waren bis zu den Ufern der Etsch vorgedrungen, und Katulus, Luktatius war zu schwach gewesen, sich ihnen zu widersetzen. Die schleunigen Eroberungen, die sie machten,

beunruhigten die Römer. Marius bekam Befehl, ihnen entgegen zu gehen, und sie anzugreifen. Die Cimbrier hatten beym Po Halte gemacht, in der Hoffnung, daß die Teutonen, deren Schicksal sie nicht wußten, ohne viel Säumen zu ihnen stossen würden; da ihre Saumseligkeit sie in Verwunderung setzte, oder vielleicht ihr Unglück bey ihnen erschollen war, sandten sie zum zweyten mal zum Marius, und liessen sich von ihm so viel Land ausbitten, als sie und die Teutonen brauchten, um sich zu ernähren. Marius antwortete ihren Abgesandten, die Teutonen hätten schon mehr Erdreich inne, als sie verlangt hätten, und würden in dessen Besitz ewig bleiben. Entrüstet über diese Spötterey antworteten die Cimbrier, sie würden ungesäumt kommen, und dafür blutige Rache nehmen.

Ihr Heerführer, Namens Bajorix, näherte sich dem Lager der Römer mit einer kleinen Anzahl Reuter, und schlug dem Marius vor, einen Tag anzuberaumen, an dem sie ein Treffen liefern wollten. Marius antwortete ihm, es sey nicht Römer Sitte, ihre Feinde zu fragen, an welchem Orte und Tage sie eine Schlacht liefern wollten; indeß wollte er, um ihnen ein Vergnügen zu machen, wohl Tag und Ort zum Streit anberaumen; der Tag sollte übermorgen seyn, und der Ort, die Ebne von

Verceil. Als er in dieser Ebne angekommen, stellte er seine Römer in zwey Flügel. Katulus kommandirte ein Chor von zwanzigtausend Mann, und Sylla ein anders. Die Cimbrier formirten mit ihrem Fußvolke ein viereckigtes Bataillon; ihre sehr wohl berittne Reuterey belief sich auf zwanzigtausend Mann. Jeder Soldat hatte auf seinem Helme irgend ein wildes Thier mit ofnem Rachen abgebildet; sein ganzer Leib war mit einem eisernen Küras bedeckt, und in seinen Händen hatte er eine lange Helleparte. Die außerordentliche Hitze an diesem Tage war den Römern sehr günstig. Sie waren so vorsichtig gewesen, sich mit dem Rücken gegen die Sonne zu stellen, hergegen hatten die Cimbrier, die es eben nicht gewohnt waren, Hitze auszustehen, die Sonne gerade im Gesichte; überdieß entzog der Staub den Römern die schreckliche Menge ihrer Feinde; sonach stritten sie mit mehrerm Zutrauen und Tapferkeit. Die Cimbrier geriethen bald in Unordnung. Um nicht zerstreut zu werden, hatten sie ein Mittel ausersonnen, das sie nur noch mehr den Schlägen der Römer aussetzte. Sie hatten die Soldaten, in den ersten Gliedern, mit Ketten an einander gebunden; diejenigen, die davon fliehen konnten, fanden unterweges neue Gefahren. Ihre Weiber, schwarz gekleidet, saßen auf Wägen, empfingen sie wie Feinde, würgten ohne Unter-

terschied ihre Brüder, ihre Väter und ihre Männer; ihre Wuth gieng sogar so weit, daß sie ihre Kinder zerschmetterten, und sich hernach selbst unter die Wagenräder stürzten. Die Männer fochten gegen einander selbst, und schienen sich mit den Römern zu vereinigen, ihre Niederlage vollständig zu machen. Es kamen in dieser Schlacht mehr denn hundert und zwanzigtausend Menschen um, und wenn man einige im Lande zurück gebliebne Familien, und die sechstausend Gefangnen ausnimmt, die die Römer machten, so wurde diese kriegerische Nation in der Ebne von Verceil völlig ausgerottet. Dieser letzte Sieg verschafte dem Marius einen ehrenvollen Triumph, und den glorreichen Namen des dritten Stifters von Rom. Das ist alles, was uns die Geschichte von dem Zuge der Cimbrier und Teutonen meldet. Einige Zeit lang zog sie die Aufmerksamkeit von Europa auf sich, allein nach der Schlacht bey Verceil vergaß man diese Barbaren beynahe völlig. Sie waren ein Giesbach, der alles fortriß, was ihm im Wege lag, und dann im Ocean zerrann.

Jetzt wollen wir von den Sitten, Gebräuchen, Religion u. s. w. der nördlichen Einwohner, die die Alten Skandinarier nannten, unsern Lesern einen Begriff geben.

Fünftes Kapitel.

Religion, Sitten, Gebräuche, u.s.w. der Skandinarier oder der alten Bewohner von Norden.

Bey Beschreibung der Skandinarischen Sitten und Gebräuche, wollen wir zugleich die Norwegischen mitnehmen, weil Norwegen den größten Theil von Skandinarien ausmacht. Die Alten bildeten sich ein, über das Balthische Meer hinaus, das sie den Sinus Cadamus nannten, lägen nichts denn Inseln, und nannten diejenige, die sie für die größte hielten, Skandinarien. Nach der Zeit hat man gefunden, daß Skandinarien nur eine große Halbinsel ist, die alles in sich faßt, was man heutiges Tages Schweden, Norwegen und Finnland nennt. Journandes de rebus Geticis nennt diese vermeynte Insel die menschliche Pflanzschule.

§. 1.

Religion der Skandinarier.

Die Religion der Nordischen Völker hat immer mehr edle Einfalt gehabt, als die Religon der südlichen Nationen; der Himmelsstrich hat die letztern mit einer lebhaftern, fruchtbarern umherschweifendern Einbildungskraft begabt, die auf das Wun-

Wunderbare und auf das Neüe gierig ist; und mit heißen Leidenschaften, die ihnen nicht verstatten, irgend ein Ding mit kaltem Blute anzusehn. Daher das Aberwitzige in den Religionen der Egyptier, Syrier und Griechen und jenes Chaos von manchmal sehr sinnreichen Alfanzereyen, die unter dem Namen Mythologie bekannt sind, worinn man kaum Spuren der alten Theologie auffinden kann.

Die strenge Kälte, der Nördlichen Gegenden, stumpft die Begierden ihrer Bewohner, legt ihrer Einbildungskraft Zügel und Gebiß an, kältet ihre Leidenschaften, und gewährt nur den eifrigsten, mühsamsten Anstrengungen, Kenntniße.

Die Religion der Skandinarier war lange Zeit schlecht und recht, unmerklich aber schoben sich in selbige eine Menge Ceremonien ein, die theils lächerlich, theils grausam waren; endlich sahen sie selbige, (wie es denn so zu gehen pflegt) für das Wesentliche ihrer Religion an.

Anfänglich faßte die Religion der Skandinarier nur Gebote in sich. Sie lehrten, daß es einen Gott gäbe, der Herrscher Himmels und der Erden sey. Sie nannten ihn den Urheber alles dessen, was da lebet, webet und ist, den ewigen Vater, den lebendigen Gott, den Schrecklichen, den

Mallets Geschichte von Dännemark.

Kündiger aller Herzen und Nieren, den Unwandelbaren. Man legte diesem Gotte unumschränkte Macht bey, endlose Kenntniß und unbestechliche Gerechtigkeit. Bildniße durfte man sich nicht von ihm machen, weder von Holz noch von Stein; auch durfte man nicht ihn in vier Wänden einschließen. Man hielt dafür, er webte in den Wäldern, in den Haynen, woselbst man ihn anzubeten gieng. In dem schauerlichen Stillschweigen, das hier herrschte, in dem tiefen Gefühl von Ehrerbietung, das hier über sie kam, ahnten sie, daß hier der Geist Gottes schwebte. Man durfte ihm keine Bildsäulen aufrichten, sich ihn gar nicht auf menschliche Weise denken.

Aus dieser Obergottheit floßen eine unendliche Menge Untergottheiten aus, und Schutzgeister, die jeden Winkel der sichtbaren Welt zum Sitz und Tempel wählten. Diese Wesen lebten aber nicht in Unthätigkeit, sondern wirkten in dem Kreise, worinn sie sich befanden, und gaben durch die Wirkungen, die sie darinn hervor brachten, ihre Liebe und Freygebigkeit gegen das menschliche Geschlecht zu erkennen. In jedem Elemente befand sich ein überirrdisches Wesen, das selbiges inne hatte. Es gaben deren auf der Erde und im Wasser, im Feuer und in der Luft; sie webten in Sonne, Mond und Sternen, in Bäumen

und in Wäldern, in Flüßen, Bergen und in Felsen, fuhren daher in Winden, Donner und Wetterwolken. Deshalb wurde das Allheilige verehrt, und diese Verehrung zielte anfänglich nicht auf den sichtbaren Gegenstand, sondern auf das himmlische Wesen, das in selbigem webte. Der Bewegungsgrund dieser Verehrung lag in der Furcht, die sie vor einem Gott hatten, der durch die Sünden der Menschen entrüstet war, und der sich, glaubten sie, durch Opfer besänftigen ließe. Erkenntlichkeit konnte hierzu auch das ihrige beytragen. Sie sahen diese Gottheit als das thätige Urwesen an, das durch seine Vereinigung mit dem leidenden Urwesen oder der Erde, Menschen und Thiere, Pflanzen und alle sichtbaren Gegenstände hervor gebracht habe. Man glaubte ferner, sie sey das alleinige wirkende Wesen, das alles erhält, was da lebet, webet und ist, und jegliche Begebenheit anordnet. Diesem Wesen, durch Opfer und Gebet, zu dienen, keinem andern Wesen auf irgend eine Art Unrecht zu thun, sich zu bestreben, wacker zu seyn, und unerschrocken; das waren die moralischen Folgerungen alle, die man aus diesen Lehrsätzen zog. Der Grund dieser Religion war der Glaube an ein zukünftiges Leben; wer die Grundgebete der Moral verachtete, litt dort die schrecklichsten Strafen, und der Gerechte, Fromme und Tapfre schmeckte

te daselbst namenlose, immerwährende Wonne und Entzücken.

Als die Tartaren in Norden eingedrungen waren, verlor die Religion der Skandinarier einen Theil ihrer Reinlichkeit. Odin, der wie wir gesagt haben, ungefähr siebenzig Jahr vor Christi Geburt dorthin kam, gab der Religion eine neue Gestalt. Die Tartarn waren zu unwissend, um sich einbilden zu können, daß Ein Wesen alle Theile des Weltalls walten und sie erhalten könnte; sie konnten gar nicht den Zusammenhang dieser Theile einsehen. Statt der einfachen und gleichförmigen Naturgesetze, die ihnen unbekannt waren, setzten sie Geister hin, Schutzengel, Gottheiten von allerhand Art, die die moralische und physikalische Welt verwalten mußten. Diesen Gottheiten erwiesen sie Ehrenbezeugungen, die sich nach der Größe der Gegenstände richteten, welchen sie vorstunden.

Bald nachher nahmen die Skandinarier, die den Weg giengen, den ihnen ihre Ueberwinder zeigten, das System von der Mehrheit der Götter an, deren jeder in seinem Wirkungskreise unumschränkte Macht habe; indeß verschwand ihr Begriff von einem höchsten Wesen, dem Schöpfer aller Dinge nicht; sie machten aber aus selbigem eine besondre Gottheit, und indem sie den alten Glauben unter dem neuen knäteten,

gaben

gaben sie ihm in der Regierung des Weltalls das Amt, das nach ihrem Bedünken das edelste und wichtigste war, und machten ihn zum Gott des Krieges. Die Mythologie, die ihn unter dem Namen Odin bezeichnet, mahlt ihn gar schrecklich ab. Nach selbiger ist er ein furchtbarer und strenger Gott, der Vater des Würgens, der Entvölkrer, der Verbrennende, der Adler, der Brausende, der Sieggeber, der Begeistrer der Streitenden, der Ernenner derer, die im Treffen bleiben sollen. Die Krieger, die in den Streit zogen, thaten ihm das Gelübde, ihm eine gewisse Anzahl Seelen zum Opfer zu senden; er empfing sie in Wallhalla, seinen gewöhnlichen Sitz, wo er diejenigen belohnte, die mit den Waffen in der Hand gestorben waren, Lobsprüche und Vergnügungen verschwendete er an sie; zog sie an seinen Tisch, und ein immerwährendes Mahl war das wonneselige Loos dieser Helden. Man rief ihn in allen Kriegen um Beystand an; beyde Partheien brachten ihm ihre Gelübde dar. Man glaubte, er führe öfters auf die Erde herab, träte mitten ins Treffen, flammte die Wuth der Kämpfenden an, er schlüge die von ihm zum Tode bestimmten, und führte ihre Seelen in die himmlischen Wohnungen. Gott Odin.

Es scheint, daß die Tartarn, die vor dem Odin nach Norden gekommen waren, da-

daselbst schon einen Begriff von dieser fürchterlichen Gottheit gegeben hatten. Der Zug der Cimbrier und Theutonen beweißt, daß der Krieg schon die herrschende Neigung der Skandinarier gewesen; indeß ist glaublich, daß jener Tartarische Fürst mittelst gewisser Lehren, die er einzuführen wußte, diesen Hang noch vermehret hat. Die feste Ueberzeugung der Skandinarier, Gott Odin erschiene im Streit, stünde den Muthigkämpfenden bey, führte sie in den Himmel, und dergleichen mehr, war das Werk dieses ehrgeizigen Fürsten. Es ist zuverläßig, daß die Vergötterung dieses Fürsten, und die Vergötterung seiner Gefährten, die daraus erfolgte, einen starken Schatten über die damalige Geschichte der Skandinarier wirft, sie sehr ins Dunkle setzt. Annoch finden sich einige Spuren von der gottesdienstlichen Verehrung, die man dem Odin erwiesen, in dem Namen, den fast alle Nordischen Völker den vierten Tag der Woche beylegen; sie nennen ihn Odinstag.

Göttinn Frigga oder Frea.

Die Hauptgottheit der Skandinarier, nach dem Odin, war Frigga oder Frea, seine Frau. Beynahe alle heidnische Völker waren überzeugt, daß das oberste Wesen sich mit der Erde vereinigt hatte, um alle Untergottheiten zu erzeugen, und den Menschen und alle andern Geschöpfe. Hierauf

auf stützte sich die Ehrfurcht, die sie für sie hatten, und die gottesdienstliche Verehrung, die sie ihr erwiesen. Sie nannte sie **Mutter der Erde**, und **Mutter der Götter**. Die Tartarn beteten die Erde als eine Göttinn an, als eine Gemahlinn des obersten Gottes; die Türken beehrten sie mit Lobgesängen; die Perser brachten ihr Opfer. Es ist nicht zu zweifeln, daß sie nicht eben die Göttinn sey, die die Skandinarier Frigga oder Frea nannten; in der Folge nahmen sie sie für die Göttinn der Liebe und körperlichen Wollüste; sie wurde die Venus in Norden, ohne Zweifel, weil man sie für den Urstoff aller Fruchtbarkeit hielt, für die Mutter alles dessen, was da lebet, webet, und ist; an sie wandten sich die Skandinarier und ihre Weiber, und baten sie, um Glück in den Ehen, und um Glück bey ihren Entbindungen; sie war es, die Vergnügungen und Ruhe, und alle Arten von Wollüsten ausspendete. So wie die Venus der Griechen mit der wärmsten Zärtlichkeit an ihrem Mars hieng, so zog die Frea der Skandinarier mit dem Odin in den Krieg, und theilte mit ihm die Seelen derjenigen, die getödtet waren. Manchmal verwechselte man sie mit dem Mond, weil man glaubte, daß er sowohl, wie sie, Einfluß auf die Vermehrung des menschlichen Geschlechts habe; den Vollmond

sahe

sahe man als die günstigste Zeit an, Gelübde zu thun.

Gott Thor.

Die dritte Gottheit der Skandinarier war Thor, ein Sohn des Odins und der Erde. Man hielt ihn für den tapfersten unter den Söhnen des Höchsten aller Götter. Er war der Rächer und der Schutz und Schirm aller Gottheiten. Seine Waffen bestanden aus einer Keule und eisernen Handschuhen; die Keule, wenn er sie weggeschleudert hatte, kam von selbst in seine Hände wieder zurück. Er hat einen Gürtel, der die Kräfte um die Hälfte vermehrt, wenn man ihn anlegt. Mit diesen fürchterlichen Waffen schlug er die Ungeheuer zu Boden, und die Riesen, wenn ihn die Götter in den Streit gegen ihre Feinde aussandten.

Aus diesen dreyen Gottheiten bestand nach der Meinung der Skandinarier der oberste Rath der Götter, und sie waren der Hauptgegenstand ihrer gottesdienstlichen Verehrungen.

Gottheiten vom zweyten Range.

Die Anzahl und die Geschäfte der Gottheiten aus der zweyten Klasse ist nicht so leicht zu bestimmen; wir wollen uns begnügen, die vornehmsten unter ihnen anzuführen, und das in möglichster Kürze. Weitläuftigkeit bey dergleichen unbeträchtlichen Gegenständen ermüdet nur.

Niord war der Neptun dieser Völker, beherrschte Meer und Winde. Wegen seiner sich weit erstreckenden Herrschaft stand er in grossem Ansehn. Noch sind Spuren der Ehrfurcht, die man gegen ihm hatte, in Norden zu finden. Er war Vater der Freya, der Göttin der Schönheit und der Liebe.

Balder war auch ein Sohn des Odins. Er stand der Weisheit und Beredsamkeit vor. Sein Ansehn war majestätisch, und sein Blick so blendend, daß er zu strahlen schien. Tyr, den man mit Thor nicht verwechseln muß, war auch Gott des Krieges, der Schutzpatron der Tapfern und der Kämpfer.

Braga war der Gott der Beredsamkeit und der Dichtkunst; seine Frau Idnua genannt, hatte gewisse Aepfel zu verwahren, die die Kraft zu verjüngen hatten, und wovon die Götter aßen, wenn sie merkten, daß sie alt wurden.

Heimdall war ihr Pförtner. Die Götter hatten eine Brücke gebaut, mittelst welcher Himmel und Erde zusammenhieng; das war der Regenbogen. Damit nun die Riesen nicht auf selbiger nach dem Himmel herauf klettern konnten, so mußte Heimdall an dem einen Ende der Brücke wohnen. Ihn zu überraschen, war so leicht nicht, denn die Götter hatten ihm

die Gabe verliehen, daß er so leicht schlief als ein Vogel, bey Tag und bey Nacht in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen den kleinsten Gegenstand erkennen konnte; hatten ihm ein so zartes Ohr gegeben, daß er das Gras auf den Wiesen und die Wolle auf dem Rücken der Schaafe konnte wachsen hören. In der einen Hand trug er ein Schwerdt, und in der andern eine Trompete, die alle Welten durchtönte.

Die alten Skandinarier hielten Loke für das böse Grundwesen, und setzten ihn unter den Rang der Götter. Er war der Verleumder der Götter, der Erzlügner und Betrüger; die Schande der Götter und der Menschen; hatte eine sehr schöne Bildung, aber ein grundschlechtes Herz. In der Kunst Ränke zu schmieden, Schelmstücke auszubrüten, kurz an Schalkheit kam ihm der ausgelernteste Betrüger unter den Menschen nicht gleich. Signie hieß seine Frau, mit der er viel Kinder erzeugt hat. Ausserdem stammten noch drey Ungeheuer von ihm her; der Wolf Fenris, die Schlange Midgard und Hela oder der Tod. Sie sind alle drey Feinde der Götter, die nach verschiednen Versuchen, dem Wolf Ketten angelegt haben, die er am Ende der Welt zerbrechen, und die Schlange verschlin-

schlingen wird. Die Schlange ist ins Meer geworfen, worinn sie solange wird liegen bleiben, bis sie Gott Thor überwinden wird. Der Tod wurde in die untern Wohnungen verbannt, woselbst er neun Welten beherrscht, worinn er denen Wohnungen anweist, die ihm zugesandt werden. Die Götter rächten sich endlich am Locke, nahmen ihn gefangen, und sperrten ihn in eine Höle, die aus drey scharfen Steinen besteht. Hier schäumt er Wut, und schüttelt sich so heftig, daß die Erde davon erbebt. Die nordische Mythologie sagt, daß er bis ans Ende aller Jahrhunderte hier wird gefangen bleiben, und daß ihn alsdann Heimdal, der Thürsteher der Götter tödten wird.

Göttinnen der Skandinarier.

Die Skandinarier zählen zwölf Göttinnen, worunter sie aber die Freen oder Frigga, die Frau des Odins, mit rechnen. Sie ist die oberste; eine jede hat ihr besonders Amt.

Eira ist die Göttinn der Arzneykunde; Gefione, die Göttinn der Jungfrauschaft; Falla, die Vertraute der Freea, und Vorsteherinn des Puzes; Freya begünstigt die Liebenden; allein, treuer als Venus, beweint sie unaufhörlich ihren abwesenden Geliebten Odrus, und jede Thräne, die sie vergießt, ist ein Tropfen Goldes.

Låfna söhnt Liebende aus, und in Zwist gerathne Eheleute. Vara empfångt ihre Schwüre, und bestraft diejenigen, die sie brechen.

Jungfrauen.

Snotra ist die Göttinn der Gelehrsamkeit und Wohlgezogenheit: Gna die Bothschafterinn der Frea. Auser diesen zwölf Göttinnen giebt es in Wallhalla, oder dem Paradieße der Helden, Jungfrauen, die selbige bedienen müßen, und Valkyres heißen. Odin braucht sie auch noch, um diejenigen auszusuchen, die im Treffen bleiben sollen, und um den Sieg auf die Seite derer zu lenken, denen er günstig ist.

Die Götter halten gemeiniglich unter einer großen Esche Hof; pflegen hier auch gemeiniglich Gericht zu halten. Diese Esche übertrift alle andern Bäume an Größe; ihre Aeste bedecken die Oberfläche der Erde; ihr Gipfel berührt den höchsten der Himmel; sie steht auf drey großen Wurzeln, davon eine sich bis in die neunte Welt, oder in die Hölle erstreckt; ein Adler, dessen scharfes Auge alles entdeckt, ruth auf den Aesten. Ein Eichhörnchen kommt ohne Aufhören herauf und herab, und bringt Bothschaften; viele Schlangen, die sich um den Schaft dieses Baums gewunden haben, bestreben sich ihn zu zerstören. Unter einer von seinen Wur-

zeln fließt ein Quell, worinn Weisheit verborgen ist: ein Quell nicht weit davon ist der Quell der Vergangenheit. Drey Jungfrauen schöpfen aus selbigem beständig ein kostbares Wasser, womit sie die Esche begießen; dieß Wasser erhält sein Laub stets schön, und, nachdem es seine Aeste erfrischt hat, fällt es wieder herab auf die Erde, und bildet daselbst einen Thau, woraus die Bienen ihren Honig verfertigen. Die drey Jungfrauen stehen immer unter der Esche. Sie sind es, die die Tage austheilten und das Alter der Menschen. Jedweder Mensch hat eine Göttinn, die die Dauer und die Begebenheiten seines Lebens bestimmt; die vornehmsten aber sind Urd, die Göttinn der Vergangenheit; Werandi, die Göttinn der Gegenwärtigkeit, und Skulde die Göttinn der Künftigkeit.

Von der Schöpfung der Welt und des Menschen.

Das sind die Hauptgottheiten, die man ehmals in Nordeuropa anbetete. Jetzt wollen wir sehen, wie ihre Religion beschaffen war. Bloß Odin ward für den Schöpfer Himmels und der Erden gehalten. Der Dichter, der den Begriff auf uns gebracht hat, den sich diese Völker von der Schöpfung der Welt, und des Menschen gemacht haben, bedient sich unterweilen eines so erhabenen Schwunges, daß man ihn neben den schönsten

Stücken stellen kann, die Griechenland und Rom in der Gattung hervorgebracht haben. Er fängt mit einer Beschreibung des Chaos an. „In der Morgenröthe der Jahrhunderte, sagt er, war weder Meer noch Ufer, war kein kühlender West; unter sich schaute man nicht Erde, über sich nicht Himmel. Alles war tiefer, weiter Abgrund, worinn kein Gräslein war, kein Saamenkörnlein aufging; die Sonne hatte noch keinen Pallast; die Sternen wußten ihre Wohnung noch nicht; der Mond kannte noch nicht seine Macht; damals, fährt er fort, lag mittagwärts eine lichthelle, brennende, entflammte Welt; und aus dieser Welt schoßen Feuerbäche in den Abgrund herab, der gegen Mitternacht lag, die, indem sie sich von ihrer Quelle entfernten, und herabfielen, geronnen, und den Abgrund mit Schwefelschlacken anfüllten und mit Eisschollen; sonach ward der Abgrund mählig erhöhet; allein die Luft, die in selbigem sich befand, war dünn und unbeweglich, und die Dünste, die dort aufstiegen, waren alle gefroren. Ein Hauch von einem warmen Winde, der von Mittag herabgefahren war, schmolz diese Dünste, und bildete daraus lebende Tropfen, aus welchen der Riese Ymer hervorging. Indem er schlief, entsprangen aus dem außerordentlichen Schweiße, der unter seinen Achseln her-

vor-

vortroff, ein Männlein und ein Fräulein, von welchen das Geschlecht der Riesen abstammt, ein böses und verdorbnes Geschlecht, sowohl wie Ymer sein Stammvater. Von ihnen ward eine beßre Gattung Menschen gebohren, die sich mit dem Stamme der Riesen vermischte. Man nannte die letztern die Kinder des Bor. Weil Bor der erste von diesem Stamme gewesen; er war der Vater des Odin."

„Die Söhne des Bor tödteten den Riesen Ymer, und das Blut strömte so gewaltig aus seinen Wunden hervor, daß eine allgemeine Ueberschwemmung entstand, worinn alle Riesen umkamen, den einzigen Bergelmer ausgenommen, der sich auf einer Barke gerettet hatte, und mit seinem ganzen Hause erhalten wurde. Nunmehr entstand eine neue Welt. Die Söhne des Bor, oder die Götter schleppten den Leichnam des Riesen in den Abgrund, und bildeten daraus die Erde. Aus seinem Blute schufen sie das Meer und die Flüße, aus seinen Knochen große Berge, aus seinen Zähnen und den Trümmern seiner zersplitterten Gebeine, die Felsen. Bildeten aus seinem Hirnschädel das Gewölbe des Himmels, das von vier Zwergen gehalten wird. Sie heißen Süd, Nord, Ost und West. An dieß Gewölbe setzten sie Lichter, auf daß es hell wur-

de, und beraumten die Zeit, in welcher selbige ihre Laufbahn enden mußten, einige im Himmel, andere unter dem Himmel. Und der Tag wurde gesondert von der Nacht, und es ward gesetzt, so viel Tage soll das Jahr haben. Und die Söhne Bores ründeten die Erde, und umgürteten sie mit einem weiten breiten Weltmeere, wie mit einem Gürtel, und stellten Riesen an dessen Gestade. Eines Tages, da die Söhne Bores, oder die Götter auf ihrer neugeschaffnen Erde herum giengen, sahen sie zwey Stücken Holz angeschwommen kommen, und nahmen es und schufen daraus ein Männlein und ein Fräulein. Der älteste von den Söhnen blies einen lebendigen Odem in ihre Nase, der zweyte gab ihnen Regekraft und Kenntnisse, der dritte begabte sie mit Sprache, Gehör und Gesicht, wozu er noch Schönheit hinzuthat und Kleidung. Von diesem Männlein und Fräulein, die Askus und Embla hiessen, ist das Menschengeschlecht entstanden, das die Erlaubniß erhalten hat, die Erde zu bewohnen."

Auf die Art ist die Erde erschaffen worden, oder um uns auf eine Weise zu erklären, die der Meynung der Celten angemessener ist; auf die Art wurde die zwar schon vorhandene, aber als ein unordentlicher lebloser Klumpen daliegende Materie

rie beseelet, und von den Göttern so angeordnet, in den Stand gesetzt, worinn wir sie jetzt bewundern. Keine Religion hat vielleicht der göttlichen Vorsehung so viel zugeschrieben, als die Celtische. Dieser Lehrsatz war für sie ein so bequemer als allgemeiner Schlüssel, wodurch sie alle Phänomene der Natur ohne Ausnahme erklärten. Verständige körperlose Wesen vereinigten sich mit verschiedenen Körpern aufs genaueste, würkten durch selbige, und nur in ihnen hatte man den Grund von alle dem zu suchen, was man in der Natur wahrnahm; sonach war die Natur, die völlig beseelt war, und immer von einem oder mehrern verständigen Wesen unmittelbar gelenkt wurde, in diesem System weiter nichts als Werkzeug, wodurch diese Gottheit ihren Willen, ihre Neigung, und ihre Plane zu erkennen giebt; daher jene Schwäche, die so vielen Völkerschaften anklebt, und deren Spuren man noch an vielen Orten antrift; daß man unbedeutende Phänomene für Offenbarung Gottes ansieht, worinn den Weisen sein gegenwärtiger Wille, und sein zukünftiges Vorhaben kund gethan wird. Daher die Orakel, die Wahrsagereyen aus dem Vögelflug, die Zeichendeutereyen, die Zaubereyen, kurz alle der dunkle Plunder von abergläubischer Wirthschaft, der bald Religion, bald Zauberey genannt, wird.

Von der Vorsehung.

wird. So war die Hauptfolgerung beschaffen, die die Celtischen Völker aus dem Satze, es giebt eine Vorsehung, zogen; indem sie das beständige und unmittelbare Wirken der Gottheit auf alle Creaturen annahmen, hatten die Skandinarier daraus geschlossen, daß es den Menschen unmöglich sey, das geringste in der Ordnung der Dinge zu verändern, und dem Schicksale zu widerstehen. Nichts ist in den alten Chroniken häufiger zu finden, als daß die Häupter des Volks zu ihren Kriegern sagen, das Geschick ist unbeweglich, man kann es nicht besiegen, kann es nicht ändern. Unsre Leser haben vor kurzem gehört, daß sie drey Parcen kannten; jeder Mensch hatte die seinige, die beym Augenblick seiner Geburt zugegen war, und zum voraus sein Lebensziel bezeichnete. Indeß ist es wahrscheinlich, daß man den Odin, oder den obersten aller Götter, als den Urheber und Entscheider der menschlichen Schicksale ansahe. Die Edda giebt dieß deutlich genug zu verstehen, indem sie sagt, er habe im Anbeginn der Welt Verweser gesetzt, die das Schicksal der Sterblichen hätten anordnen müssen. Wie dem auch seyn mag, so kann man leicht begreifen, was diese Lehre für Eindruck auf Leute machen müssen, die von Natur Krieger waren; zu diesem gefährlichen Vorurtheil der Nor-

dischen Völker kam noch ein anders, dessen Wirkungen nicht weniger barbarisch war. Sie behaupteten, das Lebensende eines Menschen könnte noch weiter hinausgerückt werden, wenn jemand an seine Stelle träte, und für ihn stürbe. Dieß geschahe oft, wenn ein Fürst oder ein berühmter Krieger nahe daran war, durch einen Zufall umzukommen. Odin durch ein solches Opfer besänftiget, und zufrieden, ein Schlachtopfer zu haben, widerrief den Ausspruch des Schicksals, sagte man, und legte demjenigen, den man retten wollte, noch einige Jahre zu.

Die andern Gebote dieser Religion liefen, wie bey den Celten aller Wahrscheinlichkeit nach bloß darauf hinaus, brav zu seyn, unerschrocken im Kriege, den Göttern zu dienen, sie durch Opfer zu besänftigen, nicht ungerecht zu handeln, gastfrey zu seyn gegen Fremde, als ein Mann sein Wort zu halten, nie die eheliche Treue zu verletzen.

Vom Untergange der Welt, und ihrer Wiederentstehung.

Ein anderer Artikel ihrer Religion, der von eben so vielen Belang ist, als die vorigen, ist der Zustand des Menschen nach dem Tode, und die letzten Schicksale der Welt, die er im Leben bewohnet hat.

Es wird eine Zeit kommen, sagt die **Edda**, ein unmenschliches Zeitalter, das

Zeit-

Zeitalter des Mordens, wo Frevel auf Erden wüten wird, wo Brüder sich mit dem Blute ihrer Brüder beflecken werden, wo die Söhne ihre Väter, und die Väter ihre Kinder, meuchelmördrisch ermorden werden, wo Blutschande und Ehebruch so häufig seyn werden, wie Sand am Meere, wo niemand seines Freundes schonen wird. Bald wird ein verheerender Winter herzustürmen, Schnee wird kommen aus allen vier Ecken der Welt, die Winde werden rasen, der Frost wird mit einer dichten Rinde die Erde umziehen. So werden drey Winter vergehen, ohne daß ein Sommer, Erde und Menschen wärmen wird; alsdann werden sich erstaunliche Wunder eräugnen. Ungeheuer werden ihre Ketten zerbrechen und entrinnen; der Drache wird sich im Weltmeere herum wälzen, und durch dessen Bewegungen wird die Erde überschwemmet und erschüttert werden; die Bäume werden entwurzelt werden, und die Felsen gegen einander stürzen. Der Wolf Fenris, seiner Bande ledig, wird seinen ungeheuren Rachen aufsperren, der von der Erde bis an den Himmel reicht, und Feuer wird aus seinen Augen und aus seinen Naslöchern hervorgehen; er wird die Sonne verschlingen, und der ihm nachfolgende grosse Drache wird Ströme Gift in die Himmel spritzen, und in die Lüfte. In die-

dieser Verwirrung werden die Sterne entfliehen, der Himmel wird bersten, und das Heer der bösen Geister und Riesen, durch Sortur (den Schwarzen) angeführet, wird hereinziehen, um die Götter anzugreifen; allein Heimdall, der Thorsteher der Götter, wird in seine lautthönende Trommete stossen; die Götter werden erwachen, und sich versammeln; die grosse Esche wird ihre Aeste schütteln, Himmel und Erde wird bange seyn und voll Entsetzen. Die Götter bewafnen sich, die Helden stellen sich in Schlachtordnung. Odin erscheint, angethan mit seinem glänzenden Küraß, seinen goldenen Helm auf, und seinen breiten Säbel in der Hand. Er greift den Wolf an, wird von ihm verschlungen, und in eben dem Augenblick kömmt Fenris um. Thor wird von den Fluthen Gift erstickt, die der Drache im Sterben auf ihn zuspritzt. Loke, der den Nachtrab angeführt hatte, bohrt den Heimdall nieder, und dieser ihn. Das Feuer verzehrt alles; die Lohe schlägt bis zum Himmel empor; aber bald darauf geht mitten aus den Fluthen eine neue Erde hervor, geschmückt mit grünen Wiesen, mit Feldern, die unangebaut tragen; ein Pallast, glänzender als die Sonne, über und über mit Gold bedeckt, erhebt sich aus dem Boden; hier werden die Gerechten wohnen, und sich durch alle

Jahr-

Jahrhunderte ergötzen, von Drangsalen wird hier niemand was wissen; alsdann wird der Mächtige, der Tapfre, der, der alles beherrscht, von den Wohnungen dort oben herabsteigen, und Gericht halten, wird seinen Ausspruch thun, und die unverrückt fortdauernden Schicksale festsetzen. Dort giebt es eine von der Sonne entfernt liegende Wohnung, deren Pforten nach Norden stoßen. Hier regnet das Gift durch tausend Oefnungen herein. Sie ist von Schlangenäsern erbaut. Ströme fließen hier, worinn die Meineydigen sich befinden, die Meuchelmörder und die Verführer von Eheweibern. Ein schwarzer, geflügelter Drache fliegt unaufhörlich herum, und verschlingt stets die Leichname der Unglücklichen, die dort herum treiben.

Man kann nicht wohl begreifen, weshalb die Skandinarier ihrer Götter des Todes sterben, sie nie wieder auferstehen lassen. Denn nachdem die drey Hauptgottheiten von der Sonne fortgeschaft sind, tritt ein allmächtiger Gott auf, der von ganz andern Schrot und Korn zu seyn scheint, als Odin. So viel Albernheiten auch in diese Beschreibungen gewebt seyn, so ersieht man doch daraus, daß Seeleunsterblichkeit, und ein Zustand nach dem Tode, glücklich oder unglücklich, je nachdem die Menschen hienieden gelebt, Religionsartickel bey den Skandinariern waren.

Die

Die Skandinarische Mythologie sondert platterdings die Wohnungen der Seeligen von der Wohnung der Verdammten ab. Die Wohnung der erstern war, Wallhalla, der Pallast Odins, worinn dieser Gott diejenigen aufnahm, die gewaltsamen Todes gestorben waren, vom Anfang der Welt an, bis zu ihrem Ende; das heißt, bis zu dem Zusammensturz, bis zur Zertrümmrung der ganzen Natur, auf welche eine neue Schöpfung folgen sollte, und den man Ragnaroekur, oder die Abenddämmerung der Götter nannte.

Die zweyte Wohnung, die nach der Verjüngung aller Dinge, auf immer ihr Aufenthalt seyn sollte, hieß Gincke. Dieß ist der ganz mit Gold bedeckte Pallast, (deßen Beschreibung man eben gelesen), worinn sich die Gerechten ewig ergötzen werden. Auch hatte man zwey Oerter der Strafe. Der erste hieß Niflheim, (der Aufenthalt der Bösewichter) und sollte nur bis zur Abendämmerung der Götter dauren. Der zweyte aber durch alle Jahrhunderte. Dieser letzte hieß Nastrond, (das Todtenufer). Man hat in der Beschreibung, von dem Ende der Welt, gesehen, was für einen Begriff die alten Skandinarier sich davon machten.

Beschreibung von Wallhalla.

Was die zwey ersten Wohnungen anlangt, Wallhalla und Niefltheim, so sind

sie nicht allein darum von den andern unterschieden, daß sie nur so lange dauren sollen, bis die Welt in Feuer aufgeht, sondern auch darin, daß sie vielmehr bestimmt scheinen, mehr die Gewaltthätigkeit als die Tapferkeit zu belohnen, und alle Triebe der Geselligkeit zu ersticken, als dem Verbrechen ein Schreckspiegel zu seyn. Diejenigen, deren Blut in den Schlachten verspritzt war, konnten sich auf die Vergnügungen Rechnung machen, die Odin ihnen in Wallhalla bereitete. Aus diesen Vergnügungen, die sie nach dem Todte erwarteten, kann man auf die schliessen, die sie im Leben genossen. „Die Helden, sagt die Edda, die in Odins Pallast aufgenommen werden, haben täglich das Vergnügen Waffen anzulegen, Mustrung zu halten, sich in Schlachtordnung zu stellen, und einander in Stücken zu hauen; sobald sich aber die Stunde der Ruhe nahet, kehren sie mit heiler Haut auf Pferden nach dem Saal des Odins zurück, woselbst sie essen und trinken.“

„Ob gleich ihre Schaaren nicht zu zählen, sondern wie Sand im Meere sind; so reicht doch das Fleisch vom Eber Skrimmer für sie alle hin; täglich trägt man ihn auf, und täglich steht er wieder da mit Mark und Knochen, Haut und Haar. Ihr Getränk ist Bier und Milch. Eine einzige

Ziege

Ziege giebt des letztern genung, (denn ihre Milch ist der herrlichste Meth), um alle die Helden zu berauschen. Ihr Trinkgeschirr sind die Schädel erschlagner Feinde. Odin allein, der an einem besondern Tisch sitzt, trinkt weiter nichts, als Wein. Eine Menge Jungfrauen bedienen die Helden beym Tische, und füllen ihre Trinkschalen, wenn sie sie kaum geleert."

Das war das glückliche Loos, dessen Erwartung alle nordeuropäischen Völker unerschrocken machte, weshalb sie nicht allein dem grausamsten Todte Trotz boten, sondern ihn auch hitzig aufzusuchen giengen. Eben daher kam es, daß König Regner Lodbrog, als er an seinen Wunden sterben sollte, weit entfernt ein Geschrey zu erheben, oder weibische Klagen, eine Ode zu singen anhub, die so lautete. „Von Schwerdtstreichen zerhauen, liegen wir da; und doch bin ich voll Freude, wenn ich denke, daß eben ein Mahl im Pallaste Odins zubereitet wird; bald werden wir sitzen in der glänzenden Wohnung Odins und Bier aus unsrer Feinde Hirnschädel trinken. Der Tapfre fürchtet den Tod nicht; mir wird kein Laut des Schreckens entfahren, wenn ich in Odins Pallast treten werde."

Die Schmach, die an jedem klebte, der nicht blutiges Todes gestorben war,

und die Furcht nach einem solchen Tode nach Niflheim zu kommen, stärkte diesen Geist der Schwärmerey immer mehr und mehr. Niflheim bestand aus neun Welten, und war der Bestimmungsort aller derer, die an Krankheit und Altersschwäche starben. Hier herrschte Hela, oder der Tod; sein Pallast war die Angst, sein Tisch der Hunger, seine Diener, Erwartung und Langsamkeit; die Thürschwelle der Abgrund; sein Bette die Magerkeit. Fahl war seine Gesichtsfarbe, und schon sein Blick grauerlich und schauerlich.

§. 2.

Vom äußern Gottesdienst.

Indem wir die vornehmsten Glaubenslehren der Skandinarier vortrugen, hatten wir zugleich Gelegenheit das Uebereinstimmende bemerkbar zu machen, was sie mit den Glaubenslehren andrer Celtischen Völkerschaften in Europa haben. Die Ceremonien, die sie beym Dienste ihrer Götter beobachten, haben gleichfalls mit den gottesdienstlichen Verehrungen dieser Nationen viel Uebereinstimmendes. Daher kann man, zum Beyspiel, sehr leicht begrifen, warum die Skandinarier Tempel gehabt haben. Ob es gleich ausgemacht ist, daß die Celtische Religion allen Tempelkram verbot; daß sie lehrte,

Tempel.

es

es sey Beleidigung der Götter, wenn man sie in vier Mauren einschließen wollte; man zwänge und verringere dadurch ihre Macht, die sich frey über alle Geschöpfe erstrecken müßte, damit sie leben und weben könnten. Auch gab es gewiß eine Zeit, worinn die Skandinarier über den Punkt völlig eben so dachten, ihre Gottheiten nur auf dem Felde anbeteten, nichts von Tempeln wußten, oder sich ihrer nicht bedienen mochten. Ob uns gleich an Denkmälern fehlt, wodurch wir dieß Zeitalter ihrer Religion erfahren könnten, so sind die Spuren davon doch noch nicht so gänzlich verwischt; man findet noch in verschiedenen Gegenden von Norwegen, Dännemark, Schweden, mitten in einer Ebne, oder auf einigen Hügeln, Altäre, bey welchen man sich versammelte, um Opfer zu bringen. Die meisten von diesen Altären stehen auf einem kleinen Hügel, den entweder Natur oder Kunst geschaffen. Drey lange auf ihrer Spitze stehende Felsstücken dienen einem grossen platten Stein zum Fußgestelle, der einen Altartisch vorstellt. Unter diesem Altar findet man gemeiniglich eine ziemlich geräumige Höhe, deren man sich zur Aufbewahrung des Opferbluts muß bedient haben, und ringsum findet man fast beständig Feuersteine, weil jedes anderes Feuer, als das, das man durch Kieselsteine erzeugt, zu

diesem heiligen Gebrauch nicht rein genug war. Manchmal sind diese ländlichen Altäre mit mehrer Vorsicht erbauet; eine doppelte Reihe ungeheurer Steine umgiebt den Altar, oder den Hügel, worauf er steht; an einigen Orten von Norwegen findet man Groten, die auch zur Ausübung von Religionsgebräuchen gedient haben. Einige sind mit unglaublicher Mühe in die härtsten Felsen gehauen; andre bestehen aus zusammengewelzten ungeheuern und in einander gefügten Steinen.

Je mehr neue Bekanntschaften die Skandinarier mit andern Europäischen Völkern machten, entweder durch die Feldzüge, die sie vornahmen, oder durch die ausländischen Kolonien, die sich bey ihnen niederließen, desto mehr Veränderung erlitt stufenweis ihre Religion; anfänglich duldete sie Tempel und Götzenbilder, endlich nahm sie selbige ohne alle Einschränkung an. Die verschiednen Nordischen Völker erbauten Tempel; keiner aber davon war berühmter als der zu Upsal in Schweden. Gold schimmerte allenthalben an selbigem; eine Kette von eben dem Metall wand sich um das Dach herum, obgleich selbiges wenigstens neunhundert Ellen im Umfange betrug. Haquin, Graf von Norwegen, hatte dicht bey Drontheim einen Tempel erbaut, der so präch-

prächtig war, wie der zu Upsal. Als König Olaus die christliche Religion einführte, so ließ er diesen Tempel der Erde gleich machen, und die darinn befindlichen Götzenbilder zerschlagen. Man fand daselbst große Reichthümer und zumal einen goldnen Ring von großen Werth.

Alle diese Götter, deren Namen wir angeführt, und viele andre von mindrer Berühmtheit, wurden bey den alten Skandinariern angebetet und angerufen; aber nicht auf einerley Art und bey einerley Gelegenheiten. Der große Tempel zu Upsal schien besonders den drey grossen Gottheiten gewidmet, und man sahe daselbst jede von ihnen durch ein besonders Sinnbild karakterisirt. Odin wurde mit einem Schwerdte in der Hand vorgestelt; Thor war dem Odin zur Linken, hatte eine Krone auf seinem Haupte, ein Zepter in der einen, und eine Keule in der andern Hand. Manchmahl malte man ihn sitzend auf einem Wagen, den zwey Holzböcke zogen, die ein silbernes Gebiß hatten, und Sterne rings um ihr Haupt. Frigga war dem Thor zur Linken; hatte ein weibliches und männliches Geburtsglied, und verschiedne andre Attribude, die die Göttinn der Wollust zu erkennen gaben. Odin ward als der Gott der Schlachten und des Sieges angerufen; Thor als

Gebieter der Jahrszeiten, der Geber des Regens, und der Dürre und Fruchtbarkeit. Frigga, als die Göttinn der Liebesfreuden und der Ehe. Wie die übrigen Götter sind verehret worden, weiß man nicht; die hauptsächlichste Verehrung, die man den dreyen großen Gottheiten erwieß, bestand in Opfern; weil dieß einer von den beträchtlichsten Punkten der Celtischen Religion ist, und weil wir durch die Nordischen Denkmähler hierinn völliges Licht erhalten können, so wollen wir uns bey selbigen ein wenig verweilen.

Es wurden jährlich drey große Feste angestellt; das erste wurde mit Wintersanfang, oder am kürzsten Tage gefeyert. Diese Nacht nennte man die **Mutternacht**, weil sie diejenige war, die alle übrigen erzeugte, und diese Epoke hatte noch das merkwürdige, daß man von da an, den Anfang des Jahres rechnete, das bey den nordischen Völkern von dem kürzesten Tag des einen Jahres, bis zu dem kürzesten des andern, gezählt wurde; so wie der Monat von einem neuen Mond bis zum andern. Dieses sehr ansehnliche Fest hieß Juul, und wurde zu Ehren des Thor, oder der Sonne gefeyert, damit sie Früchte von allen Arten in Ueberfluß möchte gedeyhen lassen. Die Opfer, die Feste, die Tänze, die nächtlichen Versammlungen,

die Freudensbezeugungen von allerhand Art, wurden alsdenn durch altes überall geltendes Herkommen verstattet; ein Herkommen, das den Römischen Saturnalien glich, und das noch jetzt in verschiedener Rücksicht bey Feyrung des Weyhnachtsfestes unter dem Volke in Schwange geht. Das zweyte wurde der Erde, oder der Göttin Goya oder Frigga zu Ehren angestellt. Man bat sie darinn um Vergnügen, Fruchtbarkeit und Sieg; es ward, da der zweyte Mond des Jahres im halben Viertel stand. Das dritte endlich, das in alten Zeiten das ansehnlichste scheint gewesen zu seyn, wurde dem Odin zu Ehren angestellt. Man feyerte es mit Frühlingsanfang, um diese Jahreszeit zu ehren, und um von dem Gott der Schlachten in den vorhabenden Feldzügen Sieg und Heil zu erhalten. Es wurden noch einigen andern Göttern zu Ehren Feste angestellt, die man nach Anlaß verschiedner Begebnisse vervielfältigte.

Im Anfange waren die Opfergaben nur gering, waren so, wie man sie von Schäfern erwarten konnte. Man belud die Altäre der Götter mit den Erstlingen der Erndte, und den schönsten Früchten der Erde; in der Folge opferte man ihnen Lämmer. Dem Thor brachte man im Juulfeste gemästete Ochsen und Pferde dar; Opfergaben und Opfer.

dar; der Frigga das gröste Schwein, was man finden konnte; dem Odin Pferde, Hunde, Falken, manchmal Hüner und einen feisten Stier.

Als man den Grundsatz angenommen, vergoßnes Thierblut sey vermögend, den Zorn der Götter zu dämpfen, und ihre Strafgerechtigkeit wendete die Streiche, die sie dem Menschen zugedacht, auf die Schlachtopfer, so hielt man dies für ein sehr simples Mittel, sich ihre Gunst wieder zu erwerben. Bey stürmischen Begierden, bey außerordentlicher Furcht, bey allgemeinen Drangsalen, schien das Thierblut von zu geringen Werth, man ließ Ströme Menschenbluts rinnen.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser barbarische Brauch ehedem fast überall herrschend gewesen, und sich von den eisgrausten Zeiten herschreibt; allein die nordischen Nationen, denen das Licht des Christenthums später aufging, die später die Künste überkamen, die die Wildheit der Griechen und Römer gemildert hatten, welche noch Heyden waren, haben diese Gebräuche nicht eher, als gegen das achte oder neunte Jahrhundert abgeschaft, nachdem sie selbige seit undenklicher Zeit angenommen gehabt.

Die Zeit dieser Opfer wurde gemeiniglich durch eine andre abergläubische Meynung

nung bestimmt, mittelst welcher die nordischen Völker die Zahl drey für eine heilige Zahl, für eine den Göttern besonders werthe Zahl ansahen.

Sonach ward jeden neunten Monat diese blutige Ceremonie erneuert, die neun Tage dauern mußte; und jeden Tag wurden neun lebendige Schlachtopfer gewürgt, es mochten nun Menschen oder Thiere seyn. Die beträchtlichsten Opfer wurden zu Upsal jedes neunte Jahr gebracht; alsdenn mußte der König, der Rath und einige der vornehmsten Bürger dabey persönlich erscheinen, und Opfergaben bringen, die in die obgedachten großen Tempel getragen wurden. Diejenigen, die sich nicht einfinden konnten, sandten ihre Geschenke durch andre hin, oder ließen den Priestern, die zum Empfang der Gaben da waren, den Werth an Gelde einhändigen. Von allen Gegenden kamen Fremden herbey, und es war niemanden der Zutritt versagt, als demjenigen, deren Ehre einigen Makel bekommen hatte, das heißt, diejenigen, den man einen Mangel an Herzhaftigkeit Schuld gab. Man wählte zu Kriegszeiten unter den Gefangnen, und zu Friedenszeiten unter den Sklaven neun Personen aus, die aufgeopfert werden mußten. Die Wahl hing von der Willkühr der Anwesenden und auch zugleich vom Loose

 ab.

ab. Die Unglücklichen, die das Ungefähr und die Menschen nun erkohren, wurden von der ganzen Versammlung mit so vielen Ehrenbezeigungen empfangen, man verschwendete so viel Liebkosungen noch allhier an sie, machte ihnen so viel Versprechungen von dem, was sie dort droben zu gewarten hätten, daß sie sich manchmal selbst wegen ihres Schicksals selig priesen; doch man opferte nicht immer so schlechte Leute auf. In großen Drangsalen, bey starker Hungersnoth opferten die Völker, wenn sie nur einigen Anlaß hatten zu glauben, ihr König sey daran Schuld, ihn ohne alles Bedenken auf, als den höchsten Preiß, womit sie das Wohlwollen der Götter wieder erkaufen konnten.

Auf die Art ward der erste König der Wermeländer, dem Odin zu Ehren, verbrannt, damit der Hunger, der dort wütete, aufhören möchte, wie die Geschichte von Norden bezeugt. Die Könige schonten ihrer Seits das Blut ihrer Unterthanen nicht; viele von ihnen vergossen sogar das Blut ihrer eignen Kinder. Harquin, König von Norwegen, brachte seine Kinder dem Odin zum Opfer dar, um von ihm den Sieg über seinen Feind, dem König von Schweden Harald Aune, davon zu tragen, widmete dem Odin seine neun Söhne,

ne, damit er sein Leben verlängern möchte. Dergleichen Beyspiele findet man in der alten nordischen Geschichte in großer Menge. Diese abscheulichen Opfer waren mit verschiednen Ceremonien begleitet. Wenn ein Schlachtopfer gewählt war, führte man es zum Altar, worauf Tag und Nacht das heilige Feuer brannte; um diesen standen allerhand kupferne und eiserne Gefäße; unter denen sich eins durch seine Größe auszeichnete, worinn das Opferblut aufbewahret wurde.

Opferte man Thiere, so tödtete man sie schnell am Fuße des Altars, öfnete ihre Eingeweyde, um daraus zu prophezeyen, ließ nachher ihr Fleisch kochen, und trug es alsdann bey den Mählern auf, die für die Versammleten zubereitet wurden. Sogar das Pferdefleisch wurde hiervon nicht ausgeschlossen. Die Großen aßen davon sehr oft, sowohl als das Volk. Wenn man aber Menschen opfern wollte, so mußten die dazu Erwählten sich auf einen großen Stein legen, und man erstickte oder zerquetschte sie auf der Stelle, hob sie alsbald in die Höhe, damit das Blut rinnen konnte. Aus dem nun mehr oder weniger heftig hervorquellendem Blute hub man nun an zu wahrsagen, und diese Wahrsagungen standen in gar großem Ansehn.

Die Priester urtheilen daraus, wie glücklich die Unternehmung ausfallen würde, derentwegen man das Opfer angestellt hatte. Man öfnete auch die Leichname der menschlichen Schlachtopfer, um in den Eingeweyden, und zumal in dem Herzen, den Willen der Götter zu lesen, und das zukünftige Gute oder Böse. Hernach verbrannte man diese Eingeweyde oder hing sie im Hayne des Tempels auf. Einen Theil des Bluts goß man über das Volk, die andre Hälfte über den Hayn: bestrich damit die Bildnisse der Götter, die Altäre, die Bänke und die Mauern des Tempels von außen und von innen.

Bisweilen wurden diese Opfer auch auf andre Art vollzogen. Unfern dem Tempel lag ein Brunnen oder tiefer Quell; derjenige, den man zum Opfer gewählt, wurde gemeiniglich der Goya oder der Erde zu Ehren da hinein gestürzt; ging er sogleich unter, so war das Opfer der Göttin angenehm, und sie hatte es angenommen; schwamm er aber lange oben auf, so mochte sie es nicht, und man hing ihn in einen Hayne auf.

Bey dem Tempel zu Upsal war ein Hayn, worinn jeder Baum, jedes Blatt für das Allerheiligste auf der Welt angesehn wurde. Dieser Wald, der der Odinshayn hieß, lag voller Leichname der Menschen

schen und Thiere, die geschlachtet waren. Man nahm sie nachher fort, und verbrannte sie dem Thor oder der Sonne zur Ehre, und glaubte nicht eher, daß dies Brandopfer ein süßer Geruch sey seiner Nase, als bis der Rauch recht hoch empor dampfte.

Auf was Art man nun auch die Menschen opferte, so unterließ der Priester doch nie bey der Aufopfrung einige Worte, folgendes Inhaltes zu sagen: **Ich weihe dich dem Odin, oder: Um guter Aerndte, um guter Witterung willen bringe ich dich den Göttern dar.** Die Ceremonie endete sich mit Festen, wobey aller damals bekannter Pracht ausgekramt wurde; man trank unmäßig. Die Könige und die vornehmsten Herren tranken zuerst die Gesundheiten der Götter; nachher trank jedermann, und that eine Bitte, oder ein Gelübde zu dem Gott, dessen Fest gefeyert wurde. Es ging die Freyheit in diesen Festen so weit, daß wahre Bachanalien daraus wurden. Bey dem Gekreisch einer barbarischen Musik, bey dem Geschrey, bey dem Tanzen, bey den unziemlichen Gebärden, wurden so viel unanständige Handlungen begangen, daß die Weisesten ihnen nicht mehr beywohnen mochten.

Dieselbigen Opfer wurden in Dännemark und Norwegen, doch vielleicht mit weni-

wenigerm Glanze vollzogen. Ditmar, Bischof von Merseburg, berichtet uns hiervon folgendes: „Es giebt in Seeland einen Ort, der die Hauptstadt dieses Reichs (Dännemark) er heißt Ledcrun (das ist Lethra oder Leyre) dahin begeben sich alle neun Jahr, im Monat Jenner, die Dänen Schaarenweise, und opfern ihren Göttern neun und neunzig Menschen auf, und eben so viel Pferde, Hunde und Hüner, in der gewissen Hofnung, die Götter dadurch zu besänftigen.“ Dudon von St. Quintin, ein Französischer Geschichtschreiber sagt, die Normannen oder Norweger hätten eben diesen Brauch; er setzt aber hinzu, daß sie diese Opfer dem Thor zu Ehren angestellt hätten. Die Gallier haben ihrem obersten Gotte Tentat, der mit dem Odin eine Person ist, lange Zeit Menschenopfer gebracht. Die ersten Bewohner von Italien und Sicilien, die Karthaginenser, die Britten, die Phönizier, alle bekannte Europäische und Asiatische Völkerschaften brandmarkten sich durch diese schändliche Handlungen. Sogar Nationen, die nicht die geringste Gemeinschaft mit den Völkern Europens hatten, begingen mit gleicher Wuth diese Ausschweifungen. Die Peruvianer opferten ehemals ihren Göttern Menschen. Die Mexikaner schlachteten bisweilen bey einer einzigen Gelegenheit fünftausend ihrer

Kriegs-

Kriegsgefangenen ab; ein Opfer für die Götter.

Eine Menge halbunbekannter und in den Afrikanischen Wüsten und in den Amerikanischen Wäldern herumschweifender Völker, reiben sich noch in unsern Tagen einander auf, aus eben den Grundsätzen, und mit eben der Heftigkeit. Das sind die herrlichen Würkungen der Furcht, der Schwärmerey und der Unwissenheit.

Die Priester dieser unbarmherzigen Götter, müssen, wie bey den Juden, aus einem gewissen Hause stammen, das man für heilig ansieht Dies Haus hieß das Geschlecht von Bor, oder die **Götterkinder**, ein gutes, tugendhaftes Geschlecht, das die *Edda*, wie man gesehen, dem Geschlechte der **Rimtusses**, oder den Riesensöhnen des **Frostes** entgegenstellt. Diodor von Sicilien breitet sich hierüber sehr umständlich aus, und sein Zeugniß stimmt mit dem Zeugnisse der bekannten Denkmäler überein. **Bey den nordischen Völkern, sagt er, giebt es einen Stamm, der von Vater auf den Sohn über die Tempel gesetzt ist, und über die gottesdienstlichen Verehrungen.**

In den ersten Zeiten waren die Hohenpriester und die Vornehmsten unter den Geistlichen von den Magistratspersonen, den Fürsten und Königen gar nicht unter-

schieden

schieden. Odin, oder das Haupt der Asiaten vereinigte in seiner Person diese beyden Würden; seine Gefährten standen ihm in Opfer- und Regierungsgeschäften bey; nach seinem Tode behielten die Könige diesen Gebrauch noch lange bey; ließen sich aber durch die Priester an die Hand gehen, die kein weiteres Geschäft zu betreiben hatten, und die oft die ältesten Söhne aus den berühmtesten Häusern waren.

Man nannte sie in Norden Drotbes, ein Name, der dem Gallischen Worte Druiden, oder Dijard, oder Wisende-Mons entspricht, die kluge, weise Männer und Propheten waren; auch hieß man sie Godar oder Gudgor, und ihre Verrichtungen Godor. Ein jeder von den dreyen großen Göttern hatte seine Priester und besondere Beamten; die ganze Priesterschaft bestand aber aus zwölf Oberopferpriestern, so wie bey den Morgenländern der Magier auch nicht mehr waren. Außer diesen Priestern hatte Göttin Frigga Priesterinnen, die die Töchter der angesehensten Männer, bisweilen der Könige, waren. Die Ehrfurcht, die man für sie trug, ging so weit, daß man sie öfters Gydior, Göttinnen, nannte, und daß man von allen Gegenden herbeykam, um die Orakelsprüche anzuhören, die sie ertheilten. Einige unter ihnen hatten das

Gelübde

Gelübde einer ewigen Jungfrauschaft gethan, und waren, wie bey den Römern, dazu bestellt, das heilige Feuer in den Tempeln zu unterhalten.

Die Priester wohnten um den Tempeln herum, sie schlachteten das Opfervieh, und verkündigten, aus dessen Eingeweyden, dem Volke den Willen der Götter. Die Macht und das Ansehen dieser Priester war sehr groß, und mußten es natürlich auch seyn. Wenn jemand andern zu bereden gewußt hat, er sey der Ausleger des Willens der Götter, so kann er seiner Oberherrschaft über sie gewiß seyn; denn eine Macht, deren Gränzen man nicht kennt, kann von einer Macht, die gar keine Gränzen hat, nicht sehr viel unterschieden seyn. Selbst die Macht der Fürsten sicherte sie nicht immer vor den ehrsüchtigen Forderungen der nordischen Hohenpriester; man trieb die Achtung für ihre Aussprüche so weit, daß die Völker ohne allen Anstand das Blut ihrer Könige vergossen, wenn jene es verlangten.

Sobald das Volk in Drangsale kam, verschwendete man Gaben über Gaben an diese Priester; nahm sogar in allen zweifelhaften Sachen zu ihrer Wissenschaft Zuflucht; denn das Verlangen in die Zukunft zu sehen, hat nicht weniger ausschweifende und grausame Gebräuche im nördlichen

Theile von Europa hervorgebracht, als im Südlichen, in Griechenland und Italien.

Wir haben schon bemerkt, daß in der Celtischen Religion das allergleichgültigste Eräugniß so wenig ohne Beywirkung der Gottheit geschehen konnte, als das allerbeträchtlichste, und daß sie die Elemente, als so viel Werkzeuge ansahen, mittelst welcher die Gottheit ihren Willen und ihre Entschlüsse offenbarte.

Nachdem diese Meynung einmal angenommen war, zog Eigennutz und Aberglaube hieraus eine ziemlich natürliche Folge. Indem man sorgfältig die Naturerscheinungen studierte, oder vielmehr, um in Geiste dieser Religion zu reden, die sichtbaren Würkungen dieser Gottheit, so lernnte man endlich ihre Neigungen, ihren Willen kennen, kam mit ihr in eine Art von Gemeinschaft, und dadurch las man das Zukünftige in ihren Entschlüssen und Planen.

Die Orakelsprüche, die Vogelflugsdeutungen, die Wahrsagereyen und all dergleichen Kràm entstand haufenweise aus diesem Grundsatze. Dieß mußte so kommen, weil die den Menschen regierende Leidenschaften dabey ihre Rechnung fanden. Man müßte ganz erstaunend weit ausholen, müßte sich in ganz umständliche Erörterun-

örterungen einlassen, wenn man ein System, das sich mit so vielen verschiednen Religionen verschwistert hat, unter allen den Gestalten, die es angenommen, unter all den Nebenästen, die es getrieben, wollte aufsuchen gehen; wir können aber mit einiger Zuverlässigkeit behaupten, daß dieser Artikel der Celtischen Religion eigenthümlich ist; daß er eine Folge von einem ihrer Hauptgebote war, und daß die Griechen und Römer ihr selbigen abgeborgt hatten; auch sehen wir, daß die Toskaner, eine Celtische Völkerschaft, den Römern in der Wahrsagerkunst bey weitem überlegen waren, und alle nordische Denkmäler schildern uns die alten Skandinavier, als außerordentlich erpicht auf dergleichen Gebräuche.

Sie hatten, wie die Völker in Italien und Griechenland, Orakel; und diese Orakel standen in nicht geringerm Ansehn, waren nicht weniger berühmt. Man glaubte, daß die Götter und Göttinnen oder gemeiniglich die drey Parzen, in den ihnen gewidmeten Tempeln selbige ertheilten. Es scheint sogar, daß die Bildsäulen der Götter und Göttinnen diese Orakel selbst ertheilten; man bildete sich manchmal ein, daß diese Götzenbilder durch eine Gebärde oder durch ein Zeichen mit dem Kopf antworteten, wourch sie den Flehenden die

Erhörung ihrer Bitte zu verstehn gaben. Man findet in der Geschichte des Olaus Tryzgueson, Königs von Norwegen, daß ein vornehmer Herr, Namens Haquin in einen Tempel kam, und sich vor einem Götzenbild niederwarf, das in seiner Hand ein großes goldnes Armband hatte, Haquin sahe wohl ein, daß so lange ihm das Bild das Armband nicht gab, es ein Zeichen des noch gegen ihm dauernden Unwillens sey, und da er sich vergeblich bemüht, es ihm wegzunehmen, so hub er von neuen an zu bitten, und ihm Geschenke zu geloben, und da er nun aufstand, reichte ihm das Bild das Band, und er ging befriedigt von dannen.

Wir wollen uns nicht bey der Zergliederung der übrigen Orakel verweilen, es ist für den Leser hinlänglich, daß er hier eben die Leichtglaubigkeit kennen lernen, und eben die Betrügereyen, die die Orakel Griechenlands und Italiens in Ansehn und Ruf gebracht hat.

Zauberkunst.

An den Orakeln hatte die Begierde, in die Zukunft zu blicken, noch nicht genug; und der Betrug gab ihr ein noch anders Hülfsmittel an die Hand. Man hatte Wahrsager und Wahrsagerinnen, die mit dem Namen Propheten beehrt wurden, und denen man mit solcher Achtung begegnete, als wären sie wirklich welche. Einige,

sagte

sagte man, sie hätten stets umgebende Spiritus familiares, die man in der Gestalt kleiner Götzenbilder um Rath früge; andre nöthigten die Todten aus ihren Gräbern hervor, und drängten ihnen die Erzählungen ihrer Schicksale ab. Zu der letztern Gattung gehörte **Odin** selbst; man behauptet, er habe oft die Seelen der Verstorbenen empor gerufen, um zu erfahren, was in fernen Ländern vorfiele.

Oft bediente man sich der Dichtkunst zu diesen unsinnigen Gebräuchen, und die **Skalden** oder Dichter standen bey den Lebendigen in solchem Ansehn, daß man glaubte, sie wären vermögend, die Ruhe der Todten zu stören, und sie wider ihren Willen durch die Vielgewalt gewisser Sänge, die sie zu dichten wußten, aus ihren düstern Wohnungen zu ziehen.

Eben die Unwissenheit, die die Dichtkunst als etwas Uebernatürliches ansahen, überredete sich auch, daß die plumpen Buchstaben oder Karaktere, deren sich damals das kleine Häuflein derer bediente, die schreiben konnte, geheime und magische Eigenschaften in sich schlössen. Einige Betrüger beschwatzten diese leichtgläubigen Geschöpfe ohne viel Mühe; machten ihnen weiß, diese Buchstaben auf eine gewisse Art gestellt, und mit einander verbunden,

könnten Wunderwerke hervorbringen, und vornemlich zur Vorhersagung der Zukunft gebraucht werden. Odin, der Erfinder dieser Karaktere, wußte, sagt man, mittelst selbiger, Todten zu erwecken. Es gab Buchstaben oder Runen, wodurch man Sieg erhalten konnte, sich vor Gift schützen, den Weibern in den Geburtswehen beystehen, körperliche Leiden heilen, Seelenkrankheiten vertreiben, Unmuth, Sorgen zerstreuen, ein hartherziges Mädchen gewinnen. Bey all diesen verschiednen Fällen bediente man sich fast immer einerley Karaktere, wechselte aber immer die Ordnung und Verbindung der Buchstaben ab; schrieb von der Rechten zur Linken, oder von der Linken zur Rechten, oder von oben herunter, oder in Zirkel, oder gegen den Lauf der Sonne u. s. w. Hierinn bestand das Vornehmste dieser kindischen und unsinnigen Kunst.

Wir haben schon die Anmerkung gemacht, daß man bey Aufopferung der Menschen öfters keinen andern Endzweck hatte, als durch Besichtigung ihrer Eingeweyde, durch die Vergießung ihres Bluts, durch die mehrere oder wenigere Schnelligkeit, womit sie untersanken, die Zukunft kennen zu lernen. Aus eben dem Grunde hörten sie aufmerksam auf den Gesang, den einige Wahrsager deuten zu können

sich

sich rühmten. Man findet im Saxo, so wie im Titus Livius Vogelflugsdeuter, die den glücklichen Ausgang eines Feldzugs vorherverkündigten; Krieger, die unerwartete Prophezeyungen ganz zu Boden warfen; Rathfragungen wegen künftiger Schicksale; Tage, die für unglücklich oder glücklich gehalten wurden; Götter, die den Heeren folgten; Blutregen; Ahnungen; Träume, die richtig eintreffen; kleine unbedeutende Umstände bey großen Handlungen für gute oder schlimme Anzeichen genommen. Dies war eine allgemeine Menschenseuche, die nur erst in Europa sich zu verlieren begonnen.

Der Aberglaube hatte aber nicht alle die alten Skandinarier, durch die Bank, angesteckt. Die Geschichte erzählt uns, daß unter ihnen Männer gab, die weise genug waren, das Alberne dieser angenommenen Meynungen einzusehn, und Muth genug hatten, sie ganz laut zu tadeln. Ungläubige

In der Geschichte des Olaus Tryggueson, eines Königs von Norwegen, untersteht sich ein Krieger öffentlich zu sagen, daß er sich mehr auf seine Stärke und Waffen verließe, als auf Thor und auf Odin. Ein andrer spricht in eben dem Buche zu seinem Freund folgendermaaßen: „Ich muß dir nur gestehen, ich

 glaube

glaube weder Götter noch Geister; ich bin was ehrliches herumgereist, habe Riesen gefunden und ganz ungeheure Menschen; haben mich aber nicht übermögen; und in den Sack stecken können; sonach glaube ich jetzt an weiter nichts, als an meine Stärke, und an meinen Muth."

Atheismus. Man hat nicht Unrecht, wenn man argwöhnt, daß diese Verachtung des Aberglaubens sie meistentheils auf den entgegengesetzten Abweg geführt hat; die wenigsten Menschen hatten die güldne Mittelstraße, und schweifen nicht über, weder zur Rechten, noch zur Linken. In einer Isländischen Kronik gesteht ein Tapfrer ohne alle Winkelzüge, einem christlichen Mißionar, daß er nie was von Religion gewußt, und daß seine korperliche Stärke sein einziger Stecken und Stab gewesen. Aus eben dem Grunde weigern sich andre den Göttern zu opfern, deren Beystand sie nicht bedürfen. Der heilige Olaus, König von Norwegen, frug einen Kriegesknecht, der in seinen Diensten war: von was für Religion er wäre? ich bin weder Christ noch Heyde, sagte er; meine Kameraden und ich, haben keine andre Religion, als das Vertrauen, das wir auf unsre Kräfte setzen, und auf das Glück, das uns im Kriege nicht von der Ferse geht. Mehr, denken wir, braucht

braucht ein ehrlicher Kerl nicht. Eben das erzählt man vom Dänischen Könige Rolf Krage. Eines Tages, als seine Gefährten ihm vorschlugen, dem Odin ein Opfer zu bringen, sagte er: Dieser böse Geist würde ihm sicher kein Haar krümmen, und er würde sich nie vor ihm fürchten.

Weil es aber nicht immer Könige waren, die so dreist von der Leber weg sprachen, so bestraften unterweilen die Anhänger der herrschenden Religion diese Ungläubigen. In dem Leben des Königs Olaus Trygguesson wird eines Menschen gedacht, der in das Elend verwiesen wurde, weil er auf öffentlichen Platze Verse abgesungen, die ungefähr folgenden Sinn hatten. „Mit aller Ehrerbietung gegen die Götter gesagt, ich fühle gar keine Ehrfurcht vor der Göttin Freya; es kann nicht anders seyn, sie muß wohl so ein bloß Schattenbild seyn von Gottheit mit samt dem Odin.“

So von Zeit zu Zeit erblickt man im alten Skandinarien wirklich Männer von ächter Seelengröße, die nicht nur all die Alfanzereyen des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit zu Boden traten, sondern sich auch bis zum unsichtbaren Beherrscher der Natur emporhebten. Ein gewisser Giost sagt zu seinem Neffen, der im Begriff war, nach Grönland zu schiffen; Demüthig

bitte ich und beschwöre ich den, der die Sonne gemacht, dein Unternehmen gedeihen zu lassen! Ein berühmter Norwegischer Krieger, Namens Torstein, sagt, indem er von seinem Vater spricht: Derjenige, der Himmel und Erde gemacht hat, wer er auch seyn mag, wird ihm seinen Lohn geben; und bey einer andern Gelegenheit thut er einen Wunsch an eben das Wesen, das die Sonne gemacht hat; denn, setzt er hinzu, seine Macht muß außerordentlich seyn, da er ein solches Werk hervorgebracht hat. So dachten auch sein Weib und seine Kinder; glaubten an den Schöpfer der Sonne, und das war ihre ganze Religion. Unter allen diesen Zügen ist keiner so merkwürdig, als der, den ein neuer Isländischer Geschichtschreiber in seinen handschriftlichen Zusätzen zur Norwegischen Geschichte erzählt.

Harald, der Schönlockige, der erste König von ganz Norwegen, sagt dieser Schriftsteller, hielt einst als Jüngling in einer Versammlung des Volks folgende Rede: Ich schwöre heilig, daß ich nie einem von den Göttern ein Opfer bringen werde, die das Volk anbetet; bloß dem werde ich es bringen, der die Welt gemacht hat, und alles was darinnen ist. Harald lebte in der

Mitte

Mitte des neunten Jahrhunderts, eine Zeit, wo das Christenthum noch nicht bis nach Norwegen gedrungen war.

Sechstes Kapitel.

Von der Regierungsform und den Gesetzen der alten Skandinarier.

Der Karakter der alten Nordischen Völker hat sich schon aus dem sattsam geäußert, was wir von ihrer Religion gesagt haben; doch wird der Leser in ihrer Regierungsform und in ihren Gesetzen neue Züge finden, wodurch das Gemälde dieser Völker ganz anschaulich wird. Indeß haben wir hiervon nur einige Fragmente, die in verschiednen Schriftstellern zerstreuet stehn, und die, wenn wir sie gleich zusammenhalten, mit genauer Noth die wichtigsten Gegenstände zu unterscheiden uns erlauben.

Wir glauben das hier anführen zu müssen, was Tacitus über den Punkt sagt; mit wenigen Worten giebt er den Karakter dieser Völker zu erkennen.

„Bey ihrer Königswahl, sagt er, sehn sie auf Geburt, bey der Wahl ihrer Anführer auf Tapferkeit, und Verdienst. Die unbedeutenden Angelegenheiten werden

den durch die Großen entschieden, bey den wichtigern aber kommt es noch auf die Stimme des Volks an. Sie haben ihre bestimmten Versammlungstage, und wenn der König oder das Haupt der Versammlung seine Meynung gesagt hat, so spricht jedermann nach seinem Alter, Tapferkeit, oder Geist; hier gilt kein Ansehn der Person, bloß das Gesetz der Billigkeit; ist die Versammlung mit dem Ausspruch unzufrieden, so giebt sie es durch ein Gemurmel zu erkennen, ist sie zufrieden, äußert sie es durch ein Getöse mit ihren Waffen; hier werden auch die Verbrecher angeklagt, und bestraft. Noch wählet man in diesen Versammlungen diejenigen, die Recht und Gerechtigkeit handhaben sollen in den Flecken und in den Dörfern; und jeder von ihnen nimmt hundert Personen mit sich mehrers Ansehens halber, und auch ihre Stimme mit zu geben. Es gehört zur Größe eines Königs stets eine zahlreiche Schaar tapfrer Jünglinge um sich zu haben, die ihm in Friedenszeiten zum Staat, und in Kriegszeiten zum Schutz dienen.— Kömmt es zum Handgemenge, muß sich der König stets in den Streit voranwagen. Sie thun ein Gelübte, ihm allenthalben nachzufolgen, und ihn zu beschirmen; ihre edelsten Thaten rechnen sie ihm zum Ruhm an, und man ist ewig ehrlos, wenn man ihn überlebt; Der Fürst ficht für den

Sieg, sie für den Fürsten. Das Volk und der Privatmann macht dem Fürsten verschiedne Geschenke; sowohl von den Einkünften ihrer Ländereyen, als auch ihrer Heerden, was ihm Nutzen und Ehre zugleich bringt; die Fürsten geben ihrer Seits denen, die für sie kämpfen, entweder ein Streitroß, oder auch andere blutigen oder siegreichen Waffen: der Tisch der Großen ist der Sold des Adels."

§. 1.

Königswahl der alten Skandinarier.

Die eben angeführte Stelle aus dem Tacitus ist von so größerm Werth, da in selbiger, so zu sagen, alle Hauptbegriffe von der Regierungsform der alten Scythen und Celten liegen; und es wird schwer halten in den historischen Denkmälern von Norden etwas aufzutreiben, das über diese Materie mehr Licht verbreitete; in der That, man weiß bald ganz und gar nicht, wie weit sich die Macht der alten Skandinarischen Könige, der Stände und des Adels erstreckte, ehe das Christenthum daselbst angenommen wurde; was man aber an verschiednen Orten des Saxo und in einigen Isländischen Kroniken antrift, dient alles dazu, das Zeugniß des Tacitus zu bestätigen.

Es scheint, daß vor der Ankunft des Odins, die Dänen, die vielleicht in verschiedne Völkerschaften getheilt waren, unter der beschränkten Herrschaft selbstgewählter Könige oder Richter standen; daß aber nachdem dieser Sieger, der sie mit gewafneter Hand unter den Fuß gebracht, und seine Herrschaft sehr weit erstreckt hatte, die Macht seiner Nachfolger zugenommen hatte.

Das Volk behielt lange das Recht sich Könige zu wählen, und machte sich zu gleicher Zeit das Gesetz, seine Wahl auf den nächsten Anverwandten des verstorbenen Königs, oder auf einen aus dem Königlichen Hause, fallen zu lassen; das, wie man glaubte, von den Göttern selbst abstammte.

Man zeigt noch die Oerter, wo diese Wahl geschahe. Hier selbst findet man Denkmähler; die wegen ihrer Plumpheit, und wegen der Ungeheuerheit ihrer Massen, der zerstörenden Hand der Zeit, entgangen sind. Es sind zwölf Felsen, in einen Zirkel gestellt, und auf einem ihrer äußersten Enden ruhend. In der Mitte erhebt sich ein andrer, größer als die ersten, worauf ein Sitz für den König angebracht war. Die andern Steine dienten dem Volke statt Schranken, und bezeichneten den Platz derer, die der Wahl vorstehen mußten.

ten. Auch wurden an diesen Orten die wichtigsten Angelegenheiten abgehandelt. Wenn der König im Kriege, weit von seiner Residenz starb, ward ein Platz nach dem nemlichen Modell alsbald eingerichtet, indem man die größten Steine zusammentrug, die man finden konnte. Die Repräsentanten des Volks stiegen da herauf, und sagten mit lauter Stimme ihre Meynung; die sie umringenden Soldaten gaben ihren Beyfall oder ihr Misfallen zu erkennen, indem sie nach dem Takt ihre Schilder gegen einander schlugen, oder ein verschiedenes Geschrey erhuben. Diese Gewohnheit, mitten im Felde ihre Königswahl, zu vollziehn, war eine Celtische Gewohnheit. Sie haben sich lange ohne Städte beholfen.

Zu den eben angeführten Ceremonien kam in Schweden noch ein Schwur hinzu, den der König den Unterthanen, und die Unterthanen dem Könige leisteten. Einer von den Vornehmen, oder von den Provinzialrichtern, rief gleich nach des Königs Absterben, eine Versammlung zur Wahl zusammen, und frug das Volk mit lauter Stimme, ob es denjenigen zum König annehmen wolle, den er ernennen würde. Sobald sie alle darinn gewilliget, mußte der neue König auf die Schultern der Senatoren steigen, damit ihn jedermann sehen

hen und erkennen konnte; alsdenn nahm dieser König den Odin zum Zeugen, daß er die Gesetze halten, das Land schirmen, die Grenzen eher erweitern, als verengern würde; daß er den Tod oder die Beleidigungen, die einen von seinen Vorfahren durch die Feinde angethan worden, rächen, und irgend eine trefliche That thun wollte die ihn und sein Volk weltberühmt machen würde. Diesen Schwur erneuerte er bey dem Leichenbegängnisse des Königes, das gewöhnlicher maaßen mit vielem Pomp gefeyert wurde, und während der Herumreise, die er in den vornehmsten Provinzen des Königreichs machen mußte, um dort den Huldigungseyd von allen seinen Unterthanen zu empfangen.

Das Gleichförmige, das man in den Sitten der Nordischen Völker in den Jahrhunderten des Heydenthums antrift, läßt gar keinen Zweifel aufsteigen, daß nicht die Könige von allen Skandinariern auf gleiche Art sollten erwählt worden seyn.

§. 2.

Gerichtshöfe.

Wie die Skandinarischen Gesetze wärend des Heydenthums sind beschaffen gewesen, weiß man so wenig mit Zuverlässigkeit, als die Art, womit sie ihre Könige er-

erwählten. Es ist wahrscheinlich, daß sie solche erst sehr spät aufgeschrieben haben. Die Erbsage, die Lobgesänge, die man auswendig lernte, und zumal die Einfalt ihrer Sitten, können diese Saumseligkeit bewirkt haben.

Die Scythen hatten seit undenklichen Zeiten gewisse Maximen oder Sentenzen, die die alten Weisen ihrer Nation durch den Mund Gottes erhalten zu haben vorgaben. Diese Maximen erbten sich vom Vater auf den Sohn fort, ohne merkliche Veränderungen zu erfahren, und man hat davon noch ein ziemlich beträchtliches Fragment in der Havamaal, oder der Moral des **Odin**, die sich hinter der **Edda** befindet.

Alten Kroniken zu folge, nahm auch **Odin** hiermit große Veränderungen vor. Er errichtete zu Sigtuna in Schweden ein oberstes Tribunal, welches alles das untersuchen mußte, was Religion, Justiz und öffentliche Sicherheit betraf. Dieß Tribunal bestand aus zwölf seiner Gefährten, woraus man in der Folge eben so viel Götter machte.

Alle nordische Völker scheinen diesen Gebrauch gekannt zu haben. Saxo erzählt, daß König **Regner Lodbrog** zwölf weise Greise gewählet habe, um die entstehenden Zwistigkeiten beyzulegen, hier-

durch, setzt er hinzu, glaubte er allen Unordnungen der Schikane, allen Ungerechtigkeiten und Verläumdungen der Bösewichter vorzubeugen.

Diese zwölf Richter versammelten sich gemeiniglich unter dem freyen Gottes Himmel, oder manchmal in den Götterhaynen, bey den Altären. Man kann noch jetzt ohne alle Mühe die Oerter erkennen, die zu diesen Gebräuchen gedient haben; sie zeichnen sich durch einen Haufen großer Steine aus, die ein Viereck, oder ein Eyrund ausmachten, in deren Mitte ein etwas größrer hervorragte.

Es läßt sich vermuthen, daß sich daselbst ein oberes Tribunal und viele untere Tribunäle, nach dem nemlichen Plan, eingerichtet befanden; daß das erste, das aus den vornehmsten Standespersonen bestand, alle Religionssachen unter sich hatte, und den Reichsrath, oder, wie man es nachher genennt hat, den Reichssenat ausmachte, und daß den andern Tribunälen bloß die Handhabung der Gerechtigkeit in den Provinzen oblag. Der König selbst war Präsident des Obertribunals. Ein Landrichter, das Haupt der übrigen Gerichtshöfe; er hatte die Macht eine außerordentliche Versammlung zu berufen, wenn ein wichtiger Streit entstand; dieß geschahe, indem er ein gewisses Zeichen von einem

zum andern sandte, als einen Pfeil, einen kleinen Hammer, ein hölzernes Beil, und zu den Zeiten des Christenthums ein kleines Kreuz. Man bediente sich dieses Mittels auch, wenn ein unvorhergesehner Angriff, oder ein plötzlich entstandner Aufruhr, eine schnelle Versammlung erforderte.

Die Prozesse wurden in der ersten Instanz, in den Gerichtshöfen der Landvoigtey oder Provinz abgeurthelt, und kamen selten bis vor das Tribunal, worinn der König präsidirte. Man weiß nicht, wie oft in einem Jahre und bey welchen Gelegenheiten sich das letzte Kollegium versammlet gehabt.

Es scheint, daß sich seine Macht sehr weit erstreckte, daß es aber gleichwohl Angelegenheiten von so vieler Wichtigkeit gab, daß der König und der Senat nicht eher einen Entschluß ergreifen durften, als bis sie die Gesinnungen des Volks erfahren hatten, das entweder selbst oder durch seine Repräsentanten einmal des Jahres an dem Ort erschien, den der König zu Berathschlagungen bestimmt hatte. Das nennte man nachher die **Versammluug der Stände**; es ist aber sehr schwer, genau zu bestimmen, wie weit in diesen Zeiten ihre Macht ging, und was das für Sachen waren, die ihrer Erörterung überlassen wurden.

§. 3.

Gesetze der alten Skandinarier.

Wir haben eben die Bemerkung gemacht, daß man von den Gesetzen der Skandinarier so wenig zuverläßige Nachricht hat, als von ihrer Regierungsform; allein da die Scythen, die Celten und die alten Nordischen Völker durch die Bank nach einerley Gesetzen beherrscht wurden, und Frotha, der dritte König der Dänen, und ihr erster Gesetzgeber, einen Theil davon gesammlet hat, den er gehört oder ausgelegt hat; so wollen wir einige davon anführen, nach welchen sich die Skandinarier können gerichtet haben.

Saxo hat die Verordnungen dieses Fürsten uns völlig aufbewahret; sie sind uralt, und nach allen Umständen ist zu vermuthen, daß sie zu den Zeiten des Heydenthums sind in Schwange gegangen; denn es scheint, als wenn ein König aus den Zeiten Gesetze von einigem Belange habe bekannt machen lassen.

Dieser Kodex hat zwey Theile; in dem ersten sind die Militärischen Verordnungen enthalten, und im andern die bürgerlichen Gesetze. In den erstern ist festgesetzt, wie die Beute soll getheilt werden. All die Kriege, die die alten Nordischen Völker unternahmen, geschahen in der Absicht, sich reich

zu plündern; daher geschah es denn, daß die Austheilung der gemachten Beute öfters Anlaß zu Streitigkeiten gab, um nun diesen zuvor zu kommen, befahl Frotho.

1) Die Befehlshaber sollten einen größern Antheil bekommen, als die Gemeinen.

2) Alles Gold, was sich unter der Beute befände, sollte dem Heerführer oder Feldherrn eingeliefert werden, das hieße, demjenigen, dem man die Standarte vortrüge.

3) Das Silber sollten die Gemeinen bekommen.

4) Diejenigen, die sich in dem Streit hervor thun würden, sollten die Waffen der Ueberwundnen erhalten. Das war in den Augen dieser Völkerschaften die ehrenvollste Belohnung.

Da dieß Volk auf seine Kosten Schiffe erbauen mußte, wenn man Seekriege führte, so befahl Frotho.

5) Daß die Schiffe, die man dem Feind wegnehmen würde, dem Volke sollten gegeben werden.

Die folgenden Verordnungen zielen dahin ab, jeden Unterschleif, der beym Beutemachen könnte gemacht werden, zu verhüten.

6) Es soll niemand sein Haab und Gut unterm Schloße halten; kömmt ihm durch dies Nichtverwahren irgend etwas weg, so soll es ihm doppelt aus dem königlichen Schatz ersetzt werden. Wer etwas in seinem Kasten, oder sonst wo, verbergen wird, soll dem Könige ein Pfund Gold bezahlen.

7) Derjenige, der einen Räuber schont, soll als Selbsträuber bestraft werden.

8) Derjenige, der in der Schlacht zuerst die Flucht ergreift, soll als ehrlos erklärt, und zu keiner Gerichtsversammlung zugelassen werden.

Die Deutschen, sagt Tacitus, halten es für ehrlos, den Schild weg zu werfen, und wer das thut, oder eine ähnliche Niederträchtigkeit begeht, darf sich bey keiner Versammlung, bey keinem Opferfeste mehr einfinden, und viele, die in der Schlacht entflohen waren, haben sich selbst erwürgt, um ihre Ehre nicht zu überleben. Wer in Norden war empfindlich beleidigt, vor die Klinge gefodert worden, und hatte sich nicht gestellt, wurde vor Gericht zu keinem Schwur, so gar nicht einmal zum Zeugniß gelassen.

Nach diesen Gesetzen, worinn insgesammt auf die Kriegeszeiten Rücksicht genommen wurde, folgten diejenigen, die Frotho bey andern Gelegenheiten bekannt machte. Sie wurden Landesgesetze genannt. Hier sind sie.

1) **Jedes Mädchen soll sich ganz frey, ohne allen Zwang ihren Mann wählen können.**

Saxo meldet, daß sich große Misbräuche bey diesem Gebot eingeschlichen hätten, und daß ein junger vornehmer Herr sein Ansehen während der Abwesenheit des Frotho gemisbraucht, und die Mädchen genöthigt habe, die Erlaubniß, sich zu verheyrathen, ihm abzukaufen, oder Männer nach seiner Laune zu nehmen.

2) **Einer freyen Frau soll es verstattet seyn, einen Leibeignen zu heyrathen, alsdenn büßt sie aber ihre Freyheit ein.**

3) **Derjenige, der ein Mädchen gemisbraucht hat, soll sie heyrathen, wofern er der erste ist, der mit ihr genauen Umgang gepflogen.**

4) **Der Ehemann, der bey seiner Frau einen Kerl antrift, soll das Recht haben, ihn zu entmannen.**

Die Schweden hatten zu den Zeiten ein noch viel strengers Herkommen; der

Ehemann durfte Buhler und Ehebrecherinn auf der Stelle ermorden. Der Ehebruch ward überhaupt bey den alten Deutschen und allen Nordischen Völkern, als das allerschwerste Verbrechen angesehen.

5) Derjenige, der gestohlen hat, muß zwiefältig das Gestohlne ersetzen, und wird als ein Stöhrer der öffentlichen Ruhe angesehen. Bey den alten Schweden ward der Raub auch für eine schändliche Handlung gehalten, und in vielen Fällen achtete man sie des Todes würdig.

6) Derjenige, der einen Räuber aufgenommen und bey sich geheelet hat, soll alle seine Güter verlieren, und öffentlich Schläge bekommen, als wenn er selbst der Räuber wäre. Die alten Griechen sowohl, als die Skandinarier, und viele Celtische Völker beobachteten bey Nachsuchung gestohlner Sachen eben die Gebräuche. Der Kläger mußte den Nachbaren sogleich angeben, was ihm fortgekommen war, muste es ihnen auf das genauste beschreiben; hernach gieng er mit sechs Mann, die zu Zeugen dienten, in das Haus, worauf man Verdacht hatte. Sie waren alle halbnackt, damit man sie nicht beschuldigen konnte, sie hätten unter ihren Kleidern die Sachen mitgebracht, die man suchte.

7) Die Landesverwiesenen, die Feinde ihres Vaterlandes werden, und die Waffen gegen selbiges ergreifen, sollen Gut und Blut verlieren.

8) Diejenigen, die aus Halsstarrigkeit den Befehlen des Königs nicht gehorchen werden, sollen Landes verwiesen werden. Es kömmt, wie Saxo erklärt, hier auf die Anzeige oder das Zeichen zur Zusammenberufung des Volks an, dessen wir oben gedacht.

9) Derjenige, der aus dem Glied heraustritt, und an der Spitze des Heeres ficht, wird frey gelassen, wenn er Leibeigner ist; ist er Bauer, so wird er Edelmann und ist er aus adelichen Stamm, so wird er Stadthalter einer Provinz. Hier glauben wir, ist der schicklichste Ort zu erklären, worinn die verschiednen Klassen der Menschen bey diesen alten Nationen bestanden.

Tacitus, indem er von den alten Deutschen spricht, berichtet uns, daß es unter ihnen Freygeborne gab, Edle, Freygelaßne, und Leibeigne. Diese vier Stände waren auch bey den alten Nordischen Völkern. Die Freygebornen waren diejenigen, die schon wegen ihrer Herkunft unabhängig und von jeder koniglichen Gunst, für edel gehalten wurden.

Zur zweyten Klasse gehörten, außer denen eigentlich so genannten Edeln, alle diejenigen, die große Hofämter hatten, oder in den Provinzen freyes Landeigenthum besaßen, als Senatoren, Stadthalter, die von ihren Einkünften die Kriegskosten mit bestreiten halfen; und endlich all diejenigen, die ohne von edler Abkunft zu seyn, alle Privilegien und Freyheiten des Adels hatten, unter dem Beding, daß sie stets mußten bereit seyn, für den König in den Krieg zu ziehn. Die dritte Klasse bestand aus Freygelaßnen. Dahin rechnete man die Tagelöhner, die Pächter, und alle Arten von Handwerkern, die bey diesen kriegerischen Völkern in gar keinem Ansehn standen. Die vierte und letzte Klasse bestand aus Leibeignen. Ihr Ursprung und ihre Größe schreibt sich von der Strenge des Völkerrechts her, das bey all diesen alten Völkern galt; der Ueberwundne stand völlig in den Händen des Siegers, und die Milde des letztern schränkte sich gemeiniglich dahin ein, daß er den Ueberwundnen das Leben ließ, die Freyheit aber nahm. Die Gutsleibeignen gehören auch hieher; diese waren länger leibeigen als jene. So wie das Christenthum mehr Mäßigung einführte, so ward die Leibeigenschaft allmählich abgeschaft.

Die Gesetze, die auf die oben angeführten folgen, scheinen in der Absicht gemacht

zu

zu seyn, den Proceßen zuvor zu kommen, und sie zu beendigen. Hier sind sie:

10) Keine Streitigkeit soll mehr durch Schwüre, noch durch Pfand oder durch Reukauf beygelegt werden. Derjenige, der einen andern dahin verleitet hat, in einen solchen Reukauf zu willigen, wird ihm ein halbes Pfund an Golde erlegen, oder am Leibe hart bestraft werden.

11) Händel müssen durchs Schwert ausgemacht werden; denn es ist viel edler, in Zwistigkeiten sich seines Arms zu bedienen, als Schmähungen.

12) Tritt einer von den beyden Streitern nur mit einem Fuße über den ihnen angewiesenen Plan, so verliert er seine Sache so gut, als wäre er überwunden worden.

13) Hat ein Privatmann einen Proceß mit einem Fechter von Profeßion, so kann er völlig gerüstet gegen ihn kämpfen; der Fechter darf aber weiter nichts haben, als eine Keule von halber Armslänge.

14) Wenn ein Ausländer einen Dänen tödtet, sollen zwey Ausländer für einen Dänen getödtet werden.

Diese Gesetze sind so zu sagen, die einzigen, die in den Jahrhunderten des Hey-

den-

denthums sind gegeben, oder wenigstens, die uns sind bekannt worden. In den letztern athmet ganz der rasche Geist der Scythen, der sich immer selbst Gerechtigkeit schafte, und die (eine Folge des schiefen Begrifs, den sie sich von der Vorsicht gemacht hatten,) sich nicht überzeugen konnten, daß die Parthey nicht Recht haben sollte, der Gott den Sieg verliehe.

Auch war der Brauch, seinen Streit mit der Klinge auszumachen, was Frotho bestätigte, älter als er; es ist wahrscheinlich, daß er ihn nur noch weiter ausdehnte, und statt des Beweises durch Eyd unterschob, der gemeiniglich die Meineydigen bereicherte.

Die Pfänder oder der Reukauf waren eine festgesetzte Strafe für denjenigen, der von einem gemachten Vertrage abgieng; dieß gab Anlaß zu einer Menge Streitigkeiten. Die Schmähungen, die in diesen Privathändeln ausgestossen wurden, und die andern Unordnungen, die daraus erwuchsen, schienen der Rechtschaffenheit so sehr entgegen zu seyn, als der guten Policey. Man fand es also weit natürlicher, dem Ungefähr des Zweykampfs die Entscheidung dieser Sache zu übertragen.

Als man einmal angenommen hatte, daß dieß die natürlichste, kürzeste und leichteste

teste Entscheidung eines Streithandels sey, so nahm man die weisesten Maasregeln, dieß wirklich ins Werk zu setzen; so daß dieß im Grunde seltsame und abscheuliche Verfahren, durch seine Gestalt einen Anstrich von Billigkeit und Vernunft bekam.

So unvernünftig und gefährlich auch irgend ein Gebrauch seyn mag, so hält es doch sehr schwer, ihn aufzuheben, wenn er einmal mit den Vorurtheilen eines Volks eine zeitlang verknüpft gewesen ist. Der gerichtliche Zweykampf siegte bey den Nationen, die dem Christenthum am ergebensten waren, am meisten die Geistlichen schützten, über die Vernunft, über die Verordnungen des Pabstes und vieler Konzilien; und nur mit unglaublicher Mühe ist man so weit gekommen, ihn abzuschaffen.

Ein andrer Gebrauch, der sich auf eben die Vorurtheile stützte, vielleicht noch ungereimter war, und dessen man sich beynahe bey ähnlichen Gelegenheiten bediente, sind die Proben. Wenn jemanden sehr hart und schwer zu beweisende Verbrechen waren schuld gegeben worden, mußte er sich durch selbige rechtfertigen. Proben.

Auch dieß war einer von den Gebräuchen, die bey allen Nordischen Völkern in Gange waren. Er ist eine Folge von dem Wahn, worinn diese Völker standen, daß ein jedwedes Element durch ein geistiges

Wesen

Wesen bewohnt sey, welches von Gott seinen Ausfluß genommen habe, und dessen Gerechtigkeit so unbestechlich sey, als die Gerechtigkeit Gottes.

Wenn es so dunkle und so kritische Fälle gab, wobey die Richter leicht den Unschuldigen für den Schuldigen hätten bestrafen können, so glaubten sie, es gäbe kein sichers und heiligers Rettungsmittel, als daß sie den Angeklagten aufs möglichstgenauste mit irgend einer Gottheit vereinigten, der Hoffnung, daß sie durch ihr Wirken ihr Urtheil über die Sache würde zu erkennen geben. Diese Probe nannten sie das **Urtheil Gottes**.

Wasserprobe.

Die **Wasserprobe** bestand darinn, daß man die Angeklagten in ein tiefes Wasser warf; giengen sie unter, so nahm man an, der dieß Wasser beherrschende Geist habe ihnen durch dieß Herabziehn zu sich, ein Merkmal seines Schutzes geben wollen; schwammen sie aber oben auf, so war dieß ein Beweiß, daß er sie in seinem Schooße nicht leiden mochte, und daß sie sich seinen Zorn zugezogen.

Diese Probe war gefährlicher, als man wohl glauben sollte; denn ob es gleich sehr selten geschieht, daß ein ins Wasser geworfner Mensch nicht gleich zu Grunde geht, so trug sich es doch oft zu, daß er wider seinen Willen oben schwamm, weil man

man ihn mit starken Stricken gebunden hatte. Diese Probe, so wie die Heißwasserprobe war bloß für das gemeine Volk; die andern faßten ein glühendes Eisen an, steckten die Hand in einen glühenden eisernen Handschuh, giengen mit bloßen Füßen über eine glühende Pflugschaar; waren die Brandmäler nach einigen Tagen noch an den Händen und Füßen zu sehn, so hielt man sie ihres Verbrechens für überwiesen; vergiengen sie, so ließ man sie frey und ledig.

Es hat allen möglichen Anschein, daß man, so behutsam auch verfahren wurde, sich Verwahrungsmittel gegen die Wirkungen des Feuers bediente, und vielleicht der nemlichen, welche die Marktschreyer zur Belustigung des Pöbels zu gebrauchen pflegen; über dieß haben Leute, die zu groben Arbeiten gewöhnt sind, sich mit Jagd und Waffenübungen beschäftigen, eine harte, dicke Haut, die das Feuer nicht leicht verletzen kann. Die Weiber hatten junge ritterliche Gesellen an der Hand, die für sie die Proben aushielten. Uebrigens waren die dabey befindlichen Ceremonien, die Fälle, worinn diese Proben angeordnet wurden, und dergleichen Umstände, nach Ort und Zeit verschieden.

Dieß kleine Gemälde ist beynahe alles, was wir mit Zuverläßigkeit von den Gesetzen der alten Skandinarier sagen können.

Ihre

Ihre Rechtsgelehrsamkeit wird uns erst in den Zeiten des Christenthums bekannt; wir wollen ihre Fortschritte in der Folge dieses Werks so viel möglich in ein helles Licht zu setzen suchen. Ehe wir aber diesen Artikel endigen, wollen wir unsre Leser mit der Regierungsform dieser Völker noch etwas mehr bekannter machen.

Eine Kolonie Norweger, die die Tyranney ihres Königes, Herold des Schönlockigten, aus ihrem Lande vertrieben hatte, ließen sich gegen Ende des neunten Jahrhunderts in Island nieder. Die Geschichte lehrt uns, daß sie sich ungesäumt obrigkeitliche Personen wählten, Gesetze bekannt machten, und ihrer Regierung eine regelmäßigere Gestalt gaben, wodurch ihre Ruhe und ihre Unabhängigkeit gesichert wurde.

Der Geist dieser Völker, ihr guter und schlichter Menschenverstand, und ihre Freyheitsliebe, lassen sich in dieser Regierung sehr deutlich wahrnehmen. Keine äußere Gewalt ängstigt sie, und verursacht ihnen Zwang; es ist eine sich selbst überlaßne Nation, die sich in einem insulirten, vom übrigen Theil der Welt gleichsam abgesonderten Lande niederläßt. In all ihren Einrichtungen sieht man weiter nichts, als den reinsten Ausdruck ihrer Neigungen und Gesinnungen; sie sind ihnen natürlich, denn man wird aus den offenherzigen und weit-

läufti-

läuftigen Erzählungen der Isländischen Kroniken sehen, daß keine allgemeine Berathschlagung, keine Unentschlüßigkeit, keine verschiedne Stärke vor der Einrichtung dieser politischen Verfassung hergegangen sind, alles entsteht dort von selbst, ordnet sich von selbst an.

Da die Natur die Insel selbst in vier Provinzen getheilet hat, so richteten sich die Skandinarier nach dieser Eintheilung, und setzten in eine jede einen Richter, den man Provinzialrichter nennen kann. Jede Provinz theilte sich wieder in drey andre Provinzen, die wir Vogteyen nennen wollen, diese hatten auch ihren Richter oder Voigt, endlich hielt jede Vogtey ungefähr zehn Balleyen in sich; die obrigkeitlichen Personen in jeder beliefen sich auf fünfe. Das Geschäft der letztern war die völlige Justizpflege in ihren Balleyen, sie bestraften die Verbrecher, besonders diejenigen, die durch ihr Verschulden arm geworden waren, trugen für die übrigen Sorge; beriefen die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Versammlungen der Balley, wovon alle freye Menschen, die Ländereyen von einigen Werth besaßen, Mitglieder waren. In diesen Versammlungen wählte man die fünf Richter oder Amtleute, die die Balley unter sich hatten. Diese Richter mußten Personen seyn, die sich durch ihre Weis-

heit und Sitten auszeichneten; man schloß hiervon alle diejenigen aus, die nicht Ländereyen von einem gewissen Umfang im Bezirk der Balley besaßen, bloß aus Furcht, die Armuth möchte sie der Verachtung bloß stellen, oder dem Bestechen.

Jeder Bürger, der Mitglied dieses Kollegiums war, klagte, wenn er war privatim beleidigt worden, den Beleidiger bey einer Versammlung selbst an. War es öffentliche Beleidigung, so mußte einer von den Amtleuten wider den Thäter inquiriren. War die Sache, sie mochte nun zu den Bürgerlichen oder Peinlichen Rechten gehören, von einiger Wichtigkeit, so gab die ganze Versammlung ihr Gutachten. Ohne deren Einwilligung konnte niemand ein Mitglied dieses Kollegiums werden. Wünschte jemand dieß Vorrecht zu erhalten, so wandte er sich an die Versammlung in Korpore, die die Beweggründe seiner Forderung untersuchte, und ihn abwieß, wenn er nur einen Zug der Unrechtschaffenheit geäußert hatte, oder wenn er zu arm war.

Dieser letzte Gebrauch gründet sich darauf, daß die Gesellschaft diejenigen, von ihren Mitgliedern ernährte, die durch einen schwer vorzubeugenden Unglücksfalle, in Armuth versunken waren; sonach ließ die Versammlung das Haus eines Abgebrannten wieder aufbauen, gab demjenigen Vieh,

die

die das ihrige durch eine Seuche verloren hatten, u. s. w. Um diese Kosten bestreiten zu können, taxirten die Amtleute jeden Bürger nach seinem Vermögen. Die Geldbussen, womit man die Strafen für die meisten Verbrechen abzukaufen pflegte, vergrößerten gleichfalls den öffentlichen Schatz. Endlich untersuchte diese Versammlung die Aufführung der Amtleute, hörte die Beschwerden an, die man gegen sie vortrug, und bestrafte sie, wenn sie dafür hielt, daß sie ihr Ansehn gemißbraucht hätten.

Die Vereinigung der Glieder von zehn solcher Gesellschaften oder wenigstens ihrer Abgeordneten war das, was wir eine Vogtey genannt haben. Der Oberste oder der Richter in einer Vogtey stand in gar grossem Ansehn; war berechtigt, die zu seinem Sprengel behörigen zehn Gesellschaften zusammen zu berufen, und hatte den Vorsitz in diesen gewöhnlichen Versammlungen. Er war es, der die Opfer anordnete, und andre Religionsgebräuche, die an eben dem Orte gefeyert wurden, wo man die öffentlichen und bürgerlichen Angelegenheiten vornahm. Von den Urtheln, die die Amtleute gesprochen hatten, appellirte man an diese Versammlung der Vogteyen. Der Voigt nahm hierselbst die Kopfsteuern ein, die jeder Bürger zur Bestreitung der Kosten bey den gottesdienstlichen Verehrungen erlegen mußte. Er richtete hierselbst, als Hoher-

priester, diejenigen, die man angeklagt hatte, sie hätten die Tempel entheiligt, schlecht von den Göttern gesprochen, oder einige Kennzeichen von Ruchlosigkeit blicken lassen; ihre Strafe bestand gemeiniglich in Geldbußen, welche die Versammlung an den Vogt auszuzahlen verordnete.

Kamen Angelegenheiten vor, die von großen Belang waren, oder die einen Theil des Landes oder die ganze Provinz betrafen, so vereinigten sich die Mitglieder, oder bloß die Abgeordneten der drey Vogteyen, um das auszumachen, was man die Stände eines gewissen Distrikts oder der ganzen Provinz nannte.

Diese Stände versammelten sich nicht regelmäßig, wie die übrigen, die wenigstens einmal des Jahres mußten zusammen berufen werden; worüber sie eigentlich sich berathschlagten, kann man nicht genau bestimmen. Es hat allen Anschein, als ob man zu selbigen als zu einem außerordentlichen Mittel seine Zuflucht genommen, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, die über die Gemeinden verschiedner Vogteyen entstanden, oder um irgend einer Gefahr vorzubeugen, die die ganze Provinz bedrohte.

Ueber alle diese **Versammlungen** oder **Landstände**, waren die allgemeinen Landstände **Allting**, die eben das waren, was

die Als-Hejerting bey den übrigen Skandinarischen Nationen. Sie versammelten sich jährlich, und jeder Bürger rechnete es sich zur Pflicht, machte sich eine Ehre daraus, sich bey diesen Versammlungen einzufinden. Der Präsident dieser erlauchten Versammlung war der oberste Richter; bekleidete dieß Amt Zeitlebens, das er aus den Händen der Stände erhalten hatte. Seine Hauptbeschäftigungen waren, die Landesstände zusammen zu berufen, und über die Handhabung der Gesetze zu wachen: er war mit Zuziehung der Stände befugt, alle von den untern Richtern gesprochne Urtheile zu untersuchen, und zu vernichten; ihre Verordnungen für ungültig zu erklären, und sie zu bestrafen, wenn die wider sie geführten Beschwerden Grund hatten. Sie konnten auf die Einführung neuer Gesetze, und auf die Abschaffung und Veränderung der alten vortragen; und wenn die Stände darinn willigten, mußte der Präsident sorgen, daß diese Vorschläge zur Wirklichkeit kamen. Wenn die Gesetze geschrieben waren, und man selbige angenommen hatte, so mußte der oberste Richter, den originalen und autenticken Kodex aufbewahren, mit dem alle übrigen gleichlautend seyn mußten. Man appellirte gleichfalls von den durch die untern Gerichtshöfe gefällten Sentenzen an ihn und an die Versammlung: die Amtleute oder Vögte, de-

ren Sentenz untersucht wurden, mußten die ganze Sache nochmal in Beyseyn des obersten Richters vornehmen und darüber erkennen, hierauf that letztrer seinen Ausspruch gegen die Partheyen und gegen den Richter. Die Besorgniß, in Angesicht einer so zahlreichen Versammlung, verurtheilt und bestraft zu werden, hielt, wie Arngrim bemerkt, diese untergeordneten Richter insgesamt sehr in Zaum, und jede obrigkeitliche Person in den Gränzen seiner Pflicht.

Gewöhnlichermaaßen dauerten die Sitzungen der Landstände sechzehn Tage, und diese Versammlungen begannen und endigten sich mit Opfern. Wärend dieser Zeit bediente sich der Oberrichter hauptsächlich seines Ansehens. Es scheint nicht, daß er außer der Versammlung der Landesstände viel Erhebliches zu thun gehabt; man begegnete ihm aber stets mit der größten Hochachtung, erwies ihm stets die größten Ehrenbezeugungen; sahe ihn als das Orakel der Gesetze und den Beschirmer des Volks an.

Siebentes Kapitel.

Von der Streitbegierde der alten Skandinarier.

Erziehung, Gesetze, Vorurtheile, Moral, Religion, alles das vermochte bey

den

den Skandinariern eine heftige Leidenschaft für den Krieg anzufachen; er war für sie eine Quelle der Ehre, der Reichthümer, der Wohlfahrt, kurz, war für sie Alles in allem.

Von der zartesten Jugend an bemühte man sich, sie zu Krieger zu bilden; härtete ihren Körper ab, gewöhnte sie zu Frost, Strapazen, Hunger; übte sie im Laufen, in der Jagd; bildete sie zu starke Schwimmer, lehrte sie mit den Waffen umgehen. Ihre kindischen, ihre jugendlichen Spiele zweckten dahin insgesamt ab. In ihre Belustigungen mischten sich stets Gefahren. Ihre Jugend vergnügte sich in gefährlichen Sprüngen, in Heraufklettern steiler Felsen, an Zweykämpfen, am Ringen, wobey sie ganz nackt waren, keiner den andern schonte. Auch war es nichts seltenes in einem Alter von funfzehn bis zwanzig Jahren, baumstarke Leute zu sehn, die fähig waren, sich im Kriege furchtbar zu machen.

Ungefehr in diesem Alter, ließ man die jungen Leute aus der väterlichen Gewalt, indem man ihnen, im Angesicht des versammelten Volks, Schild, Schwert und Lanze gab. Einer der vornehmsten aus der Versammlung, oder auch der Vater, und in dessen Ermangelung der nächste Anverwandte, bewafnete den jungen Mann

vor den Augen aller. „Das war seine männliche Toga, sagte Tacitus, der erste Schritt zu Würden und Ehren; ehemals war er ein Glied seines Hauses, nunmehr des Staats.“ Von nun an mußte er, wenigstens in den ältesten Zeiten, selbst für seine Leibes Nahrung und Nothdurft sorgen, sich durch Jagen oder feindliche Streifereyen Beute machen.

Man gab sehr fleißig Obacht, daß kein junger Krieger sich eher mit Weibern einlassen durfte, als bis seine Knochen die möglichste Stärke und Festigkeit bekommen hatten. Auch war niemand als der Tapfre bey den Weibern beliebt. Je muthiger, je geschickter jemand war im Krieg und in Waffenübungen, je sicherer konnte er auf ihre Gunst rechnen. Man sieht aus einem alten Liede, das uns **Wormius** aufbehalten, daß ein König von Norwegen sich nicht wenig wunderte, wie ihn ein Rußisches Mädchen ausschlagen konnte, da er doch acht verschiedentliche Waffenübungen verstand.

In der Folge werden wir Gelegenheit haben, neue Beyspiele vorzulegen, wie die Weiber über den Punct dachten. Doch schon aus dem Angeführten wird klar, daß es ihre Sache gar nicht muß gewesen seyn, ihre Kinder durch übertriebne Sorgfalt und Hätscheleyen zu verzärteln; überdies

würden diese Kinder gemeiniglich im Felde, mitten im Schlachtgetümmel geboren. Wo sie zuerst hinblickten, sahen sie nichts als kriegerische Scenen, Waffen, Ströme Bluts, Schlachtgewühl; und wie sie in das Jünglingsalter traten, war ihre Seele zur Annahme der grausamen Vorurtheile ihrer Väter völlig gestimmt.

Fast alle ihre Gesetze zweckten auf kriegerische Tugenden ab, und betrafen keine andre Verbrechen, als die Verzagtheit; sie diktirten die größten Strafen denjenigen, die im Streit zuerst die Flucht ergriffen. Wir haben eben gesehn, daß Frotho sie von der Gesellschaft ausschloß, und für ehrlos erklärte. Manchmal, sagt Tacitus, ging man bey den Deutschen so weit, daß man die Memmen in einem Moraste erstickte, und sie nachher mit Hürden bedeckte, zum Beweis, daß das Laster muß auffallend bestraft werden; daß es aber gewisse Niederträchtigkeiten und Ehrlosigkeiten giebt, die in ewiges Stillschweigen müssen verhüllt werden.

Wer im Kriege merkwürdige Thaten gethan, wurde auf das allerauszeichnenste belohnt, so belohnt, daß ihm kein höherer Wunsch übrig blieb. Selbst die Gesetze bestimmten nach den verschiednen Graden des Muths den Rang. Daher war das 10 tief eingewurzelte Vorurtheil bey diesen

Völkern entstanden, daß es keinen andern Weg zum Tempel des Ruhms gäbe, als der Weg der Waffen und außerordentliche Tapferkeit; ein immer sehr schädliches Vorurtheil; das aber zu einer Zeit, da man nichts von Luxus wußte, wo Ehrgeitz, und das bey den Menschen so natürliche und so dringende Verlangen, die Aufmerksamkeit seines Gleichen auf sich zu ziehn, nur einen Gegenstand hatte, ganz erstaunliche Wirkung auf die Gemüther machen mußte. Hirzu kam noch Vaterlandsliebe, die diesem Grundsatze noch mehrers Gewicht gab; denn die Skandinarier insgesamt hatten keine anderen Einkünfte, keine anderen Schätze, als den Ruf von ihren Thaten; und das Schrecken ihrer Nachbarn. Alle celtischen Völkerschaften machten sich eine Ehre daraus, rings um sich her, eine große Strecke Landes wüste und leer stehen zu lassen, um zu gleicher Zeit eine Vormauer zu haben, und ein glorreiches Merkmahl der Furcht, die sie andern Nationen eingejagt haben.

Was sie sich von der Gerechtigkeit für einen Begriff machten.

Die Vorschriften der Gerechtigkeit, anstatt diesen Vorurtheilen Zügel und Gebiß anzulegen, das wirklich sehr nöthig war, schmiegten sich selbigen genau an. Die Celten hatten sich überhaupt von der Gerechtigkeit einen ganz andern Begriff gemacht, als wir heut zu Tage davon haben.

haben. Sie waren überzeugt, der Krieg sey in der That Handhabung der Gerechtigkeit, und die Stärke ein unstreitiges Recht über die Schwächern, ein ersichtliches Merkmal, daß Gott sie unterthan machen wollen; sie zweifelten gar nicht, daß die Gottheit diese Abhängigkeit bey den Menschen so wohl einführen wollen, als bey den Thieren, und leiteten aus dem Grundsatz der Ungleichheit der Menschen die Folgerung ab, daß die Schwachen kein Recht an demjenigen hätten, was sie nicht vertheidigen konnten, und zwar eben darum, weil sie außer Stande wären, es zu vertheidigen. Diese Völker sahen den gerichtlichen Zweykampf für ein **Urtheil Gottes** an; diesen Namen gaben sie allen Kämpfen und Schlachten, und hielten überhaupt den Sieg für das sicherste Merkmal, wodurch die Vorsehung zu erkennen geben kann: das ist der Stärkste, folglich am würdigsten, Oberherr zu seyn.

Endlich hatte die Religion, die den Kriegern ewige Wohlfahrt und Wonne versprach, die brennende Streitgier dieser Völker auf das starkste entflammt. Keine Strapazen, keine Quaalen waren mehr vermögend, eine Leidenschaft zu zähmen, die so viel vor sich hatte, und deren stärkste Ausschweifungen durch einen so großen Lohn sollten bekrönt werden.

Eine so starke, so allgemeine, so blinde Leidenschaft war Ursach, daß man die Werkzeuge vergötterte, wodurch man selbige befriedigen konnte. So erwieß man in den urältesten Zeiten den Schwertern, Streitäxten, Pieken göttliche Ehrenbezeigungen. Die Scythen bedienten sich gemeiniglich eines Schwertes, als des schicklichsten Sinnbildes, um den obersten Gott vorzustellen, Den Ort, der zu den Gebeten und Opfern bestimmt war, bezeichneten sie dadurch, daß sie mitten in das Feld eine Lanze stießen; und als sie ein wenig abgeschlifner wurden, so weit kamen, daß sie Tempel bauten, und Götzenbilder darinn aufstellten, fand man doch noch einige Spuren von dem alten Brauche. Sie gaben nemlich der Säule, die den Odin vorstellte, ein Schwert in die Hand.

Die Ehrerbietung, die man für die Waffen hatte, war Ursach, daß man auch bey diesen so theuern und nützlichen Werkzeugen schwur, als bey dem Allerheiligsten, was man kannte. Die alten Türken schworen bey ihrem Säbel, und ein Skandinarier, der sich jemandes Treue versichern wollte, verlangte von ihm, daß er erst bey einem Pferdebuge, und dann bey der Schärfe des Schwerts schwören sollte. Ein durchgängig gewöhnlicher Schwur, den man that, ehe eine große Schlacht anging;

ging; man verband sich dadurch nicht zu fliehen, selbst vor dem überlegensten Feinde nicht.

Aus eben der Quelle entstanden die Zweykämpfe, die bey allen Celtischen Völkern so sehr in Schwange waren, welche barbarische Gewohnheit ihre Nachkommen so treulich beybehalten haben. In Norden bestand die Herausforderung darinn, daß man einen öffentlich Niting, feige Memme, nannte; denn man war fest überzeugt, daß jeder, der so gebranntmarkt worden, zum einzigen Mittel greifen würde, was das Vorurtheil der Rache an die Hand gab. Die traurigen Folgen jener Empfindlichkeit, die man Ehre nennt, erstreckten sich bey den Skandinariern öfters von bloßen Privatpersonen auf ganze Nationen und Völker, die blind waren gegen ihr eigenes Bestes, führten langwierige und grausame Kriege, und das aus Gründen, die öfters nicht einen einzelnen Menschen die Waffen gegen den andern hätten in die Hand geben sollen. Zweykämpfe.

Nach so vielen Beeiferungen, Ruhm einzuerndten, war es sehr natürlich, daß man darauf denken mußte, selbigen unverwelkt, ewig blühend, zu erhalten. Zu dem Ende schlugen die alten Skandinarier verschiedne Wege ein, deren Erwählung nach der Plumpheit der damaligen Zeiten schmeckte. Mittel, deren man sich bedient, seinen Ruhm daurend zu erhalten.

te. Der gewöhnlichste war, daß man die Heldenleichname unter Hügeln begrub, die die Kunst mitten in Ebnen geschaffen hatte, und daß man diesen Hügeln, ja manchmal den Ebnen selbst den Namen des daselbst begrabnen gab. Dieß ungeheure Ehrendenkmal spornte nicht nur den Eifergeist der Bewohner rings um, sondern diente auch zum Belage ihrer Erbsagen, und man findet noch an verschiedenen Orten Leichenhügel, die den Namen eines Tapfern, oder eines Königs der damaligen Zeit tragen.

Man wählte sonst noch einen öffentlichen Platz, eine Landstraße, einen Springbrunnen und überhaupt eine häufigbesuchte Gegend zur Anlegung dieser Gräber. Oft schmückte man sie mit einem Steine aus, oder mit einem Paar, und mit Innschriften. Wenn man aber einen König oder großen Heerführer verewigen wollte, nahm man zu der Geschicklichkeit der Dichter seine Zuflucht. Man trug ihnen auf, Oden zu verfertigen, worinn ihre Edelthaten, manchmal auch ihr ganzes Leben besungen wurden. Diese Lieder gingen von Mund zu Mund, von Alt zu Jung, von Provinz zu Provinz, und bey keiner Feyerlichkeit vergaß man es sie mit Pomp zu singen.

Die Lobsprüche, die diese Dichter der Tapferkeit gaben, der kriegerische Enthusiasmus,

siasmus, der aus ihren Versen hervorflammte, die Sorgfalt selbige von Kind auf jedermann einzuprägen; alle diese natürliche Wirkungen der Hauptneigung dieser Völker dienten dazu, sie noch mehr in ihrer Meynung zu bestärken. Alles, was man ringsum erblickte, die in Feldern zerstreuten Felsen, die Schilder, die Mauren der Häuser, die Teppiche, all das trug auch das Seinige redlich dazu bey. Denn dieß alles war mit Runenschriften, Hieroglyhen, und Symbolen bedeckt, die insgesamt an die glänzendsten Thaten unerschrockner Krieger erinnerten.

Völkern, die stets so nach Krieg gierten, konnte es nie an Gelegenheit fehlen, welchen zu führen; auch führten die alten Skandinarier von Zeit zu Zeit Krieg, und hätten sie sich die Mühe gegeben, uns ihre Geschichte umständlich zu überliefern, so würden wir weiter nichts als eine Beschreibung all dieser Kriegen erhalten haben; der wenige Ueberrest ihrer Geschichte reicht indeß hin, die Neugier derer zu befriedigen, die die Wunderthaten der Tapferkeit und Unerschrockenheit bewundern, und darüber erstaunen, daß Leute ein Leben so verschwenden können, das sie sich nicht angenehm zu machen wußten.

In den uraltesten Zeiten waren die Deutschen und Nordischen Nationen gewohnt,

wohnt, im Frühling sich allesamt zu versammeln; jeder Freye erschien alsdann in völliger Rüstung, ganz schlagfertig. Hier berathschlagte man sich, wem man mit Krieg überziehen wollte, untersuchte, was für Anlaß zu Beschwerden die benachbarten Nationen gegeben, untersuchte zu gleicher Zeit ihre Macht, ihre Reichthümer, und die Art, wie man sie besiegen wollte.

Wenn man den Krieg beschlossen, den Plan zum Feldzuge gemacht hatte, begab man sich auf den Marsch. Ein jeder versorgte sich mit Lebensmitteln, und fast alles was erwachßne Mannspersonen waren, schlugen sich zu diesem tumultuarisch versammelten Heere.

Ehmalige Bevölkerung von Norden.

Nunmehr darf man nicht mehr erstaunen, daß aus Norden Schwärme von Kriegern ausgezogen sind, die durch ihre Anzahl so furchtbar waren, als durch ihre Tapferkeit, und darf daraus nicht schließen, daß Skandinarien ehemals bevölkerter gewesen sey, als zu unsern Zeiten. Wenn man eine solche Frage mit einiger Zuverläßigkeit beantworten will, muß man vornemlich den innern Zustand, die Sitten, und die Polizey einer Nation betrachten.

Man weiß, daß die Skandinarier den Ackerbau sehr vernachläßigt hatten, daß die meisten genöthigt waren, von den Einkünften ihrer Heerden zu leben, deren

Wartung und Pflege weit weniger Menschen beschäftigte, als der Ackerbau; daß sie keine Städte hatten, oder wenigstens erst in sehr späten Zeiten, und das ungemein kleine Städte; daß die bürgerlichen und häuslichen Zwistigkeiten, die Zweykämpfe und die Kriege unaufhörlich an der Abnahme des menschlichen Geschlechts arbeiteten, und daß endlich da die Künste, die Manufacturen und der Handel unbekannt war, die Mittel sich zu erhalten sehr eingeschräkt seyn mußten.

Was die Erzählungen anbelangt, daß eine so unglaubliche Menge Menschen Norden verlassen haben, so muß man erwägen, daß von jeher die Völker und die Geschichtschreiber geneigt gewesen sind, in dergleichen Stücken zu übertreiben. Einige, um die Macht der Nation zu erheben, die dergleichen Heere auf die Beine bringen konnte; andre, um die Ehre der überwundenen Nation zu retten, oder manchmal bloß aus keinem andern Beweggrunde, als aus blinder Liebe zum Wunderbaren.

Indeß ist es wahrscheinlich, daß verschiedene Umstände dieser berühmten Züge der Skandinarier Anlaß gegeben haben, ihr Land, die **Pflanzschule von Völkern** zu nennen.

In der That, wenn diese Wanderungen zur See geschahen, so konnte die

Schnelligkeit, womit sie die Länder verwüsteten, ihre Heere leicht in den Augen der Völker vergrößern, die sie angriffen, und die zu gleicher Zeit von vielen verschiedenen Einbrüchen hörten; zogen sie zu Lande aus ihrer Heymath, so fanden sie von allen Seiten Völker auf ihrem Marsch, die so gierig nach Ruhm und Beute wie sie waren, die sich zu ihnen schlugen, und von denen man nachher glaubte, sie wären mit dem ersten Schwarme auf einem Stamme gewachsen. Man muß bemerken, daß diese Wanderungen nur von Zeit zu Zeit geschehen, und daß, wenn eine Gegend erschöpft war, sie wahrscheinlicher Weise so lange in der Unthätigkeit blieb, bis sie den Verlust ihrer Bewohner ersetzt hatte.

Das sich sehr weit erstreckende Skandinarien war damals in verschiedne wenig bekannte Völkerschaften getheilt, die durch die Bank Gothen und Normänner genannt wurden; daher kann man nicht genau wissen, aus welcher Gegend jeder Haufen herstammte, und noch weniger, wie volkleer jede dieser Gegenden geworden, nachdem sie eine so große Menge ihrer Einwohner verlohren gehabt; man hat aber Ursach zu glauben, daß öfters ganze Nationen an dergleichen blutigen Unternehmungen Theil nahmen: die Weiber, die Kinder zogen bisweilen den Heeren nach, wenn ein Volk aus Unstätigkeit, Armuth,

oder

oder wegen der Reize eines mildern Himmelsstrichs beschlossen hatten, ihren Wohnplatz anderswo aufzuschlagen. Da die alten Skandinarier alle Krieger waren, so kann man schließen, daß sie ganz Europa mit Kriegsgetümmel anfüllen, und dessen verschiedne Länder lange Zeit verwüsten konnten, weil sie damals bey weiten nicht so viel Bewohner hatten, als in unsern Tagen.

Art der Skandinarier, Krieg zu führen.

Wenn ein Heer auf dem Marsch war, so strebte jedermann, Heerführer und Gemeiner darnach, den Feldzug durch ein schleuniges und entscheidendes Treffen zu endigen. Ihre Anzahl, ihre Armuth, der Mangel an Lebensmitteln, und andere Bedürfnissen, womit man sich in unsern Zeiten aus Vorsicht versorgt, erlaubten einem Heere nicht, die Hände im Schooß, eine günstige Gelegenheit zum Treffen abzulauern. Beute war meistentheils sein gröster Hülfsquell, so wie es auch sein stärkster Beweggrund war; überdieß vertrug sich der Celtische Karakter nicht mit Verzögerungen, noch strenge Mannszucht, ohne welche die ganze Kriegskunst fruchtlos ist. Ungestüm und glühend, fochten sie nur so lange mit Muth, als die erste leidenschaftliche Hitze dauerte, und die Hofnung eines schleunigen Sieges sie unterstützte.

Die Könige von Norden, so wie von dem übrigen Europa, hatten damals noch keine regelmäßige, und stets unter einer Fahne fechtende Truppen auf den Beinen, hatten nur eine kleine Anzahl bewafneter Reuter um sich, die ihnen zur Leibwache dienten. Wenn sie ein Heer zusammenbringen wollten, wurden alle Freyen aus der Nation zusammenberufen, aus denen hob man Soldaten aus, und bestimmte die Anzahl Leute, die jede Meyerey, jedes Dorf, und jeder Flecken liefern sollte; man hat aber Ursach zu glauben, daß diese Soldaten keine Löhnung bekamen, und ein jeder in seine Hütte zurückkehrte, sobald der Feldzug aus war, und die Beute getheilt.

Die Tapfersten, die nicht so lang unthätig bleiben konnten, bis ihr Vaterland ihnen neue Gelegenheit anbot, sich zu bereichern, und hervorzuthun, traten bey Kriegführenden Nationen in Dienste. Das war Sitt im ganzen Celtenlande, und die alten Geschichtschreiber bringen davon eine unzälige Menge Beyspiele an.

Ein mehrers von der Taktik dieser alten Nationen zu sagen, möchte sehr schwer fallen. Kann man aber von demjenigen, was man von verschiednen andern Celtischen Völkerschaften erzählt, auf die Skandinarier schließen, so müssen wir uns Rasende vorstellen, die in den Schlachten keiner

ner andern Eingebung folgen, als ihren blinden und viehischen Zorn, ohne auf Zeit, Ort, Umstände Rücksicht zu nehmen. Die beym Anblick ihres Feindes plötzlich auf ihn zu schießen. Ihre ungestüme Hitze war ein Rausch, in welchen sie mit voller Freude in das Schlachtgetümmel hineintaumelten, und ohne alle Ordnung streiteten, auch gar nicht erwogen, ob sie den Feind zum Weichen bringen konnten. Oft waren durch den ersten Angriff ihre Kräfte geschwächt, daher durften ihre Feinde selbigen nur ruhig abwarten, um sie besiegen zu können. Man sieht aus den Schlachtenberichten, die uns die alten Kroniken aufbewahrt haben, daß das Ansehen des Heerführers groß war, und seine Befehle aufs genauste befolgt wurden; hieraus läßt sich schließen, daß da die Heere der Skandinarier geschickte Führer gehabt, selbige die erstern gut in Zügel zu halten gewußt haben. Es scheint, daß sie gewohnt waren, das Heer in ein Dreyeck zu stellen, oder ihm die Gestalt einer Spitzsäule zu geben, deren Spitze gegen den Mittelpunct des feindlichen Heeres gerichtet war. Bloß das Fußvolk machte diese Schlachtordnung aus. Mit der Reuterey war es in Norden überhaupt schlecht bestellt; man hatte bloß einige Soldaten, die zu Fuß und zu Pferde dienten, wie unsre heutigen Dragoner; man stellte sie

auf den Flügeln des Heers. Ging es zum Treffen, so erhub man ein mächtiges Geschrey, schlug die Waffen gegen einander, blöckte den Namen Odin, sang unterweilen ihm zu Ehren Lobgesänge; machte um das Lager mit dem Gepäck eine Verschanzung, hinter welcher Weib und Kinder sich die Schlacht über aufhielten. Die Ueberwundenen suchten vergeblich ihr Heil in der Flucht, denn die meiste Zeit erwarteten die Weiber ihrer, um sie in Stücken zu zerhauen; wenn sie sie nicht wieder in den Streit zurücktreiben konnten, nicht durch Bitten, noch durch Gewalt, so begruben sie sich lieber mit ihren Kindern unter den da liegenden todten Leichnamen, als daß sie in die Hände eines unbarmherzigen Siegers fallen wollten.

Das waren die traurigen Folgen der Unmenschlichkeit, womit diese Völker Krieg führten. Die Ketten und Banden und die Matern, die man den Ueberwundenen bestimmte, beraubten die Sieger ihrer Schlachtopfer; sie befleckten ihren Ruhm, indem sie ohne Noth Feinde zernichteten, die ihnen nicht mehr furchtbar seyn konnten.

Trutzwaffen.

Ihre gewöhnlichsten Truzwaffen waren Schwert, Streitaxt, Bogen und Pfeile. Das Schwert war kurz, die meiste Zeit säbelförmig, und hing an einem breiten Gürtel, der über die rechte Schulter

ter hinablief; sie hatten auch andre Schwerter die lang waren, und einen verschiednen Namen führten. Die Tapfern ließen sich es außerordentlich angelegen seyn, recht schneidende Schwerter zu bekommen, selbige mit verschiedenen geheimnißvollen Namen auszuschmücken, und ihnen schaudervolle Namen beyzulegen. Die Streitaxt war zweyschneidig; die mit einem langen Stiel hieß Helleparte; sie wurde vornemlich von den Trabanten getragen; das heißt von denjenigen, die die Schloßwache der Könige ausmachten.

Die Skandinarier wurden für sehr geschickte Bogenschützen gehalten, und brauchten den Bogen sehr häufig. Außer diesen Waffen aber bedienten sich einige Krieger noch derer, die sie für die schicklichsten hielten, ihre Tapferkeit zu unterstützen, als der Wurfspieße, Schleudern, zackigten Keulen, Lanzen und Dolche.

Eben so verschieden waren ihre Schutzwaffen. Der vornehmste darunter war das Schild. Man hatte deren zweyerley Gattungen. Das große, das auf die Erde gesetzt wurde, und das kleinere, womit man die Hiebe auffing. Die allergewöhnlichsten waren von Holze, Baumrinde oder Leder. Die Vornehmen unter den Kriegern hatten Schilder von Eisen

Schutzwaffen.

oder Kupfer, bemalt, beschnitzt, und oft vergoldet, manchmal so gar mit einer Gold= oder Silberplatte überzogen. Ihre Gestalt, ihre Größe ist in verschiedenen Ländern abwechselnd. Die Schilder der Skandinarier hatten gemeiniglich eine eyrunde Figur, und die Länge eines Menschen, damit sich der Soldat dahinter völlig vor Pfeilen und Steinen verbergen konnte, die man im Streite von allen Seiten her auf ihn regnen ließ. Auch bediente man sich ihrer gemeiniglich, die Todten darauf zur Erde zu bringen, die Feinde zu erschrecken, indem man darauf schlug, im Nothfall, wenn man auf flachen Felde war und schlimm Wetter einfiel, eine Art von Obdach und Zelten daraus zu machen. Nicht weniger Dienste leisteten sie in den Seetreffen; denn wenn sich jemand, aus Furcht in der Feinde Hände zu gerathen, in das Wasser stürzte, so konnte er sich leicht auf selbigem bergen; endlich machten sie manchmal eine Art von Verschanzung aus den Schilden, indem sie selbige in Gestalt eines Zirkels dicht an einander lehnten, und wenn der Feldzug aus war, sie wieder hinter ihrem Herde saßen, hingen sie sie in ihren vier Pfählen auf, als den schönsten Zierrath, womit sie sie ausschmücken konnten.

Da sie den Schild zu so vielerley gebrauchen konnten, ward er ihnen noch immer werther, theurer. Hatten die Helden Muße, so wußten sie keine würdigere Beschäfftigung, als die, ihn sonnenblank zu poliren, irgend einen Zug von Bravour darauf einzugraben, oder eine Figur, die mit ihrem Lieblingshange oder ihren Thaten Beziehung hatte, und sie zu erkennen gab, wenn sie vom Scheitel an bis zur Ferse bewafnet waren.

Hier wird gerade der Ort seyn, die Anmerkung zu machen, daß die Scythen und Celten nur erst sehr spät den Gebrauch der Kleider kennen gelernt haben. Im Anfange gingen sie ganz nackt; bemahlten sich den Leib mit verschiedenen Figuren, oder besäten ihn, mittelst eines Spitzeisens, mit einer unendlichen Menge kleiner Punkte. Durch diese Zeichen unterschieden sich Stände, Familien von einander; die Sklaven trugen dergleichen gar nicht. Freye aber von niederm Stande hatten dergleichen Kennzeichen, sie waren aber klein, bey den Edlen hingegen groß, und erstreckten sich über den ganzen Körper.

Es ist sehr glaublich, daß jede Familie ihr besonders Sinnbild hatte, und daß man, wie man so unmerklich am Bekleiden Geschmack fand, diese Merkmale, die

auf bloßer Haut saßen, um sie wieder sichtbar zu machen, auf die Schilder übergetragen hat.

Nicht jeder durfte bemalte und beschnitzte Schilder tragen. Ein junger Mensch, der zum erstenmal in das Treffen ging, bekam einen Schild, das ganz glatt und weiß war; es hieß das Schild der Erwartung. Das mußte er so lange tragen, bis er sich durch einen kühnen braven Streich ausgezeichnet hatte, alsdann erhielt er Erlaubniß, die glorreichen Merkmale seiner Tapferkeit darauf eingraben zu lassen. Aus dem Grunde durften nur Fürsten und wohl versuchte Krieger Schilder tragen, die mit einem Sinnbilde geziert waren; das durfte der Gemeine nicht, zumal in der Folgezeit; die Großen waren mit diesem Ehrenzeichen zu neidisch.

In dem Zuge der Cimbrier hatte, nach dem Plutarch, der größte Theil des Heeres, weiter nichts als weiße Schilder. In der Folge, aber lange nachher, entstanden aus diesen Sinnbildern, welche die erlauchten Krieger gewählt, indem sie sich von Vater auf den Sohn forterbten, in Norden, so wie im übrigen Europa, die Familienwappen.

Sturmhaube u. s. w.

Seit den eisgrausten Zeiten her war bey den Skandinariern die Sturmhaube be-

bekannt. Die Gemeinen hatten oft eine lederne, ihre Befehlshaber eine eiserne, und nach ihrem Rang und Vermögen eine kupferne, die vergoldet war. Der Waffenrock, der Küras, die Beinschienen, und andere weniger wesentliche Stücke der Rüstnng waren nur für diejenigen, die sie sich anzuschaffen vermochten

Die Kunst, Festungswerke anzulegen und selbige anzugreifen, war bey diesen Völkern fast völlig unbekannt. Ihre Festungen bestanden bloß aus Schlössern, die auf Felsengipfeln lagen, und mit gar kläglichen Mauern umringt waren, die den Zugang verwehrten. Diese Mauern hießen in ihrer Sprache Drachen oder Schlangen, und man sperrte daselbst die Weiber und Mädchen von Stande ein, um sie zu einer Zeit in Sicherheit zu setzen, wo allenthalben brave Kerls herumschwärmeten, und glorreichen Abentheuern nachjagten.

Angriff und Vertheidigung fester Plätze.

Dieser Brauch hat den alten Romanschreibern Gelegenheit gegeben, Fabeln in Menge auszubrüten, wo man wunderschöne Königstöchter sieht, die von wütenden Drachen bewahrt werden, und junge kecke ritterliche Gesellen, die diese Jungfrauen nicht eher erlösen können, als bis

sie

sie die Unholde von Wächtern niedergekämpft haben.

Dieser Festungen bemächtigte man sich gemeiniglich, oder nach einer sehr langwierigen Blockade. Waren sie von vielen Belange, so warfen sie an der tiefbelegensten Seite der Festung Wälle auf, und schossen alsdenn Pfeile ab, warfen Steine, siedendes Wasser, und geschmolznes Pech hinein; die Belagerten vergalten ihnen Gleiches mit Gleichem. Es ist sehr glaublich, daß in Norden der Gebrauch der Katapulten oder Balisten nicht unbekannt gewesen ist; sie waren aber wahrscheinlicher Weise nicht zu häufig, und ihre Bauart war nur schlecht weg.

Ende des 2ten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neuere Geschichte der Polar-Länder

Bd.: 2.

Berlin (1778)

H.sept. 68-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10482813-0
VD18 90133382